Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

382
F1

Digitized by Google

Digitized by Google

Ausgewählte

# Novellen

und

# Dichtungen

von

**Heinrich Zschokke.**

382
5 / 1
Koninklijke Bibliotheek 's Hage.

Sechster Theil.

Dritte vollständige Original-Ausgabe.

Aarau, 1836.
Im Verlag bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Digitized by Google

# Prolog.

Digitized by Google

Digitized by Google

Wenn des Winters Schneegeſlimmer
Draußen um die Fenſter ſchwärmt;
Wenn der Sturm im Gärtchen lärmt,
Und das heimathliche Zimmer
Des Kamines Flamme wärmt —
Hört, die Grillen zu zerſtreuen,
Wohl mit Luſt der weiſe Mann,
In dem Ringe der Getreuen,
Auch ein frohes Mährchen an.

Wenn, und lächelt gleich der Himmel,
Doch die Erde Troſt verſagt;
Wenn der Sterblichen Getümmel
Uns mit langer Weile plagt;
Wenn in des Berufes Gleiſe
Hinter uns die Sorge keucht,
Oder ſelbſt im Freudenkreiſe
Stille Wehmuth uns beſchleicht:
Wohl, wenn mit dem Zauberſtabe
Fantaſus, der Götterknabe,
Unſre Seele dann berührt,
Uns mit ſeiner Gluth entzücket,
Uns dem Irdiſchen entſtricket
Und zu ſchönern Sternen führt!

Wenn der Jammer unſrer Zeiten
Um zerſtörte Seligkeiten

Digitized by Google

Bis zu unſrer Klauſe dringt;
Wenn wir ſcheu'n, hinauszublicken,
Wo, mit gräßlichem Entzücken,
Mavors ſeine Fackel ſchwingt,
Während hier die Waiſe ringt;
Dort in wilden Kriegeswettern
Eine halbe Welt verſinkt:
Dann erquickt es, wenn die Schale
Stiller Selbſtvergeſſenheit,
In dem Reich der Ideale,
Freundlich uns die Muſe beut;
Oder am bemooſ'ten Maale
Alternder Vergangenheit
Clio unſern Harm zerſtreut;
Wenn ſie lehrt, wie es geweſen,
Wie es iſt und wie es wird,
Und wie, ohne zu geneſen,
Immerdar die Menſchheit irrt.

Nun wohlan, was Clio lehret,
Was der Muſe Scherz erfand,
Bietet freundlich meine Hand.
Was Erheiterung gewähret,
Wär's auch nur des Mährchens Tand,
Nur ein Mohnkorn heitern Schlummers
Iſt, am Tage großen Kummers,
Ein Verdienſt ums Vaterland.

Digitized by Google

# Ein Narr des neunzehnten Jahrhunderts.

## Vorläufige Nachrichten.

Auf meiner letzten Reiſe im Norden unſers Vaterlandes ließ ich mich einen kleinen Umweg nicht gereuen, um meiner Lieblinge einen aus dem goldenen Zeitalter des Lebens einmal wieder zu ſehen. Man erlaube mir indeſſen nur, in der folgenden Erzählung Namen von Gegenden, Ortſchaften und Perſonen zu verſchweigen oder zu verſtellen. Die Geſchichte iſt darum nicht weniger wahr, wie unwahrſcheinlich ſie auch Vielen vorkommen mag.

Jener Liebling alſo war der Freiherr Olivier von Flyeln, mit dem ich auf der Göttingiſchen Hochſchule zugleich den Wiſſenſchaften angehört hatte. Er war damals einer der trefflichſten Jünglinge und zugleich einer der geiſtreichſten jungen Männer geweſen. Die Liebe der römiſchen und griechiſchen Schriftſteller hatte uns zuſammengeführt und verbunden. Ich nannte ihn nur meinen Achilles, er mich ſeinen Patroklus. Aber er hätte in der That jedem Künſtler zum Urbild eines Achilles dienen können. In Geſtalt und edler Haltung einem jungen Halbgott ähnlich, Trotz und Güte im dunkeln Feuer ſeines Blicks, gelenk und gewandt wie keiner, der kühnſte Schwimmer, der ſchnellfüßigſte Renner, der wildeſte Reiter, der anmuthigſte Tänzer, hatte er dabei das edelmüthigſte und furchtloſeſte Herz. Sein Edelmuth verwickelte ihn eben in mancherlei unangenehme Händel, weil er ſich oft

ungerufen der Unterdrückten annahm. Er mußte ſich daher mehrmals mit Andern ſchlagen; er ſcheute die beſten Fechter nicht; ging in den Zweikampf wie zu einer Luſtparthie ward dabei niemals verwundet, als wäre er am ganzen Leibe gefeiet, ließ aber keinen ungezeichnet von ſich.

Seit unſerer Trennung hatten wir uns mehrmals geſchrieben; aber wie es denn ſo geht, wenn man in den Wogen des Lebens auseinander kömmt, wir vergaßen zwar uns nie, aber zuletzt doch den Briefwechſel. Ich wußte endlich von ihm nur, daß er Hauptmann bei einem Infanterieregiment geweſen war. Jetzt mochte er etwa fünfunddreißig Jahre alt und im Range vorgerückt ſein. Sehr zufällig erfuhr ich auf der Reiſe den Standort ſeines Regiments, und das verleitete mich, wie geſagt, zu dem Umweg.

Der Poſtknecht fuhr mit mir in die Straßen der alten, weitläufigen, reichen Handelsſtadt ein, und hielt vor dem angeſehenſten Gaſthof. Sobald ich vom Aufwärter mein Zimmer angewieſen erhalten hatte, fragte ich ihn, ob beim Regiment in hieſiger Beſatzung nicht ein Freiherr von Flyeln ſei?

„Sie meinen den Major?“ fragte der Aufwärter.

„Major kann er wohl ſein. Iſt ſeine Wohnung entfernt von hier? Trifft man ihn um dieſe Zeit an? Es iſt ſchon ſpät; aber ich wünſche, daß mich Jemand zu ihm führe.“

„Verzeihen Sie, der Herr iſt nicht mehr beim Regiment, ſchon lange nicht mehr. Er hat den Abſchied genommen oder nehmen müſſen.“

„Müſſen? Warum das?“

„Er hat allerlei Geſchichten getrieben, wunderliches Zeug; ich weiß ſelbſt nicht was? Er iſt zuletzt nicht recht im Kopf geweſen; übergeſchnappt, verrückt geworden. Man ſagt, er habe ſich um den Verſtand ſtudiert.“

Die Botſchaft erſchreckte mich ſo, daß ich die Faſſung und die Frage verlor.

„Und wie denn?“ ſtammelte ich endlich, um doch etwas zu fragen und Genaueres zu vernehmen.

„Verzeihen Sie,“ ſagte der dienſtfertige Aufwärter: „was ich weiß, hab' ich nur von Hörenſagen, denn er iſt früher weggeſchickt, als ich in dies Haus kam. Man erzählt aber noch viel von ihm. Zum Beiſpiel hat er mancherlei Händel mit Offizieren gehabt, und jeden Du geheißen, ſogar den General, jeden, er mochte ſein wer er wollte. Als er eine reiche Erbſchaft von ſeinem Oheim in Empfang genommen hatte, bildete er ſich ein, er ſei bettelarm geworden, könne ſeine Schulden nicht zahlen, und verkaufte, was er um und an ſich hatte. Er ſoll auch gotteslaͤſterliche Reden in ſeinem Wahnſinn ausgeſtoßen haben. Das Luſtigſte aber iſt, daß er ſeiner Familie zum Trotz ein unehrliches Mädchen, ein Gaunerkind, geheirathet hat. Auch ſein Anzug ſoll zuletzt gar toll geweſen ſein, gar hanswurſtmäßig, ſo daß ihm alle Gaſſenbuben nachliefen. Man hat ihn in der Stadt ſehr bedauert, denn er war vorher allgemein geliebt, und muß, ſo lange er noch den Verſtand hatte, ein vortrefflicher Herr geweſen ſein.“

„Und wo befindet er ſich jetzt?“

„Ich kann es nicht ſagen. Er hat die Stadt verlaſſen. Man hört und ſieht nichts von ihm. Vermuthlich hat ihn ſeine Familie irgendwo untergebracht, um ihn heilen zu laſſen.“

Mehr wußte der Aufwärter nicht zu berichten. Ich hatte ſchon zu viel gehört. Ich warf mich ſchaudernd in einen Seſſel. Ich dachte mir noch die Heldengeſtalt des geiſtvollen Jünglings, von deſſen Zukunft ich hohe Erwartungen gehegt hatte; der ſowohl durch ſeinen Stand, als durch ſeine großen Familienverbindungen Anſprüche auf die erſten Stellen im Heer oder im Staate hätte machen können; der durch ſeine Kenntniſſe, durch ſeine ſeltenen Geiſtesgaben zu allem Großen berufen zu ſein geſchienen, — und der nun war einer der Unglücklichen, vor deren Anblick die Menſchheit mitleidig zurückſchaudern muß! Hätt'

Digitized by Google

ihn doch der Engel ſeines Lebens lieber aus der Welt hinweggerückt, denn ihn zum traurigen Schauſpiel, als kläglich es Zerrbild, ſtehen gelaſſen!

Wie gern ich den guten Olivier geſehen hätte, war mir's nun doch lieb, ihn nicht mehr in der Stadt zu wiſſen. Ach, er wäre ja doch nicht mehr Olivier, nicht mehr mein herrlicher Achilles geweſen, ſondern ein kläglicher unkenntlicher Torſo! Ich wollte ihn nicht ſehen, auch wenn es mir leicht geweſen wäre, ihn zu finden. Dann hätt' ich meinen Göttingiſchen Achilles im Gedächtniß auswechſeln müſſen mit der Geſtalt eines Wahnſinnigen; das hätte mir eine der liebſten und anmuthigſten Erinnerungen geraubt. Ich wollte ihn aus demſelben Grunde nicht wiederſehen, wie ich keinen meiner Freunde im Sarge betrachten mag, weil ich nur die Geſtalt des Lebendigen in Gedanken bewahren will; oder wie ich's meide, Zimmer, die ich vor Zeiten bewohnte, die nun von Andern bewohnt werden, die nun ganz anders eingerichtet ſind, wieder zu beſuchen. Das Ehemals und Jetzt verwirrt ſich immer in meinen Vorſtellungen auf eine unausſtehlich-peinliche Weiſe.

Ich war noch in allerlei Betrachtungen über die Natur des menſchlichen Weſens verloren, und wie derſelbe Geiſt, welcher die Räume des Weltalls mißt, das Höchſte ahnet — durch Druck oder Verletzung eines unſichtbaren Theils ſeines Nervengewebes zum widerlich verſtimmten Saitenſpiel werden muß, ſich und der übrigen Welt ein unverſtändlicher Fremdling: da trat der Aufwärter herein und rief zum Nachteſſen.

Die Wirthstafel im hellerleuchteten Speiſeſaal war von vielen Gäſten beſetzt. Es traf ſich, daß mir ein Platz in der Nachbarſchaft einiger Offiziere der hieſigen Stadtbeſatzung angewieſen ward. Natürlich leitete ich das Geſpräch, ſobald es einmal unter uns angeknüpft war, auf meinen Freund Olivier. Ich gab von ihm die genaueſten Einzelheiten an, ſo viel ich deren wußte, um jede Verwechſelung der Perſonen zu verhüten. Denn es war ja

möglich, und ich glaubte die Möglichkeit, daß der wahnſinnige Freiherr von Flyeln ein ganz anderer, als mein Achilles von Göttingen ſein konnte. Allein alles, was ich ſagte, alles, was ich dagegen hörte, beſtätigte zu ſehr, daß hier keine Verwechſelung ſtatt finde.

„Es iſt jammerſchade um den Baron!“ ſeufzte einer der Offiziere: „Jedermann hatte ihn gern. Er war einer der bravſten beim Regiment, ein verwegener Teufel. Das ſahen wir beim letzten Feldzug in Frankreich. Was keiner von uns wagte, das wagte er ſpielend. Aber ihm glückte auch Alles. Denkt nur an die Batterie bei Belle-Alliance! Wir hatten ſie verloren. Der General riß ſich die Haare aus dem Kopf. Flyeln rief: Wir müſſen ſie wieder nehmen, ſonſt iſt alles dahin! Drei Angriffe hatten wir vergebens gethan. Da geht Flyeln mit ſeiner Kompagnie noch ein Mal vor, nimmt's mit einem ganzen Bataillon Garden auf, und bei Gott, ſchlägt in gräßlicher Metzelei durch, nimmt die Batterie!“

„Aber es koſtete auch die halbe Kompagnie!“ rief ein alter Hauptmann neben mir: „Ich war Augenzeuge. Er kam, wie gewöhnlich, ohne Schramme davon. Ungeheures Glück begleitete den Menſchen. Der gemeine Soldat läßt ſich's jetzt noch nicht ausreden, der Baron habe ſich hieb-, ſtich- und kugelfeſt machen können.“

Ich hörte mit wahrer Wolluſt dem lobreichen Geſpräch über den guten Olivier zu. Ich erkannte ihn wieder an allen ſeinen Tugenden. Man pries beſonders ſeine wohlthätigen Handlungen. Er war der Gründer und Verbeſſerer einer Schule für Soldatenkinder, und hatte dafür großen Aufwand gemacht. Er hatte im Stillen viel Gutes gewirkt; immerdar ein einfaches eingezogenes Leben geführt, nie zu dem Muthwillen, nie zu den Ausſchweifungen ſich geneigt, zu welcher Jugend, Schönheit, Kraftfülle und Reichthum ſo leicht verlocken. Ja, die Offiziere geſtanden mir, daß der Freiherr bedeutenden Einfluß auf Veredlung des Tons unter dem Offizierkorps, auf die

ernſtern Sitten deſſelben und auf deſſen wiſſenſchaftlichere Bildung gehabt. Er ſelbſt habe Vorleſungen über verſchiedene, dem Krieger nützliche Gegenſtände gehalten, bis es ihm unterſagt worden ſei.

„Und warum unterſagt?“ fragte ich verwundert.

„Eben in dieſen Vorleſungen,“ antwortete mir einer meiner Tiſchnachbarn, „offenbarten ſich die erſten Spuren ſeiner beginnenden Geiſteszerrüttung. Kein Jakobiner im Pariſer Nationalkonvent hat jemals raſender gegen unſere monarchiſchen Einrichtungen gewüthet, und gegen die verſchiedenen europäiſchen Höfe und ihre Politik, als er zuweilen. Er ſagte geradezu, die Völker ſelber würden früh oder ſpät ſich helfen, ſich und den Königen gegen Miniſter-Willkühr, Prieſterherrſchſucht und Handelsbedrängung. Er meinte auch, die Revolution werde unvermeidlich von Volk zu Volk mild oder ſtürmiſch übergehen, und werde binnen einem halben Jahrhundert die politiſche Geſtalt Europa's verändern. Genug, die Vorleſungen wurden ihm unterſagt, und billig und mit Recht. Eben ſo toll deklamirte er zuweilen auch gegen den Adel und deſſen Vorrechte. Wenn man ihn dann erinnerte, daß er ja ſelbſt Baron wäre, antwortete er: „Ihr habt die Thorheit, mich ſo zu nennen; ich bin ein vernünftiger Menſch und von Geburt gerade ſo viel, wie unſer Profos.“

„Das waren aber doch nur erſt Vorſpuren der Geiſteszerrüttung!“ rief ein junger Lieutenant, „allein der erſte Akt ſeiner Narrheit war, als er den Obriſtlieutenant Baron von Berken anfiel, mit Maulſchellen bewirthete und die Treppe hinunterwarf, nachher aber die Herausforderung nicht anzunehmen wagte, und bei der Gelegenheit das ganze Offizierkorps beleidigte.“

„Er war doch ſonſt ein guter Fechter, der eben die blanke Klinge nicht fürchtete!“ ſagte ich.

„Wir kannten ihn bis dahin auch als ſolchen. Aber wie geſagt, ſeine ganze Natur änderte. Als er auf den Platz kam, wo er ſich ſchlagen ſollte, erſchien er ohne De-

Digitized by Google

gen, bloß mit einer Ruthe in der Hand, und ſagte in unſer aller Gegenwart zum Oberſtlieutenant mit lachendem Munde: du verächtlicher Bock, wenn ich dich wirklich mit dem Degen zerfetzte, würdeſt du darum mehr werth ſein? Und als der Oberſtlieutenant ſeinen Zorn nicht mehr mäßigen konnte und den Degen zog, entblößte der Major kaltblütig ſeine eigene Bruſt, hielt ſie ihm hin und ſagte: Haſt du Luſt, Meuchelmörder zu werden: ſtoß zu! — Wir wollten uns hineinmiſchen in den Wortwechſel, ihn zwingen, ſich mit dem Oberſtlieutenant zu ſchlagen, wie Pflicht und Ehre geboten. — Da nannte er uns alleſammt Narren, die mit ihren Grundſätzen von Ehre in's Irrenhaus oder in's Zuchthaus gehörten. Nun konnten wir bald merken, daß es nicht mehr ganz richtig bei ihm im Oberſtübchen wäre. Einige unter uns ſchimpften ihn. Daraus machte er nichts, ſondern lachte. Wir begaben uns zum General, wir erzählten demſelben offenherzig den ganzen Vorfall. Der General ward ſehr verdrießlich, um ſo mehr, da er an demſelben Tage für den Major den Orden vom Hofe erhalten hatte. Er bat uns, ruhig zu ſein; er wolle alles vermitteln; der Major müſſe Genugthuung geben. Folgendes Morgens bei der Parade überreichte der General, laut Vorſchrift, mit einer angemeſſenen Rede dem Major den Orden. Der Major nahm ihn nicht an, ſondern antwortete in den ehrerbietigſten Worten die unehrerbietigſten Dinge, des Inhalts: Er habe für das Vaterland, und nicht für ein Stückchen Band gegen Napoleon gefochten. Habe er einiges Lob verdient, ſo wolle er's nicht vor Aller Augen an der Bruſt umher zur Schau tragen. Der General war außer ſich vor Schrecken. Keine Bitten, keine Drohungen konnten den Major bewegen, das königliche Gnadenzeichen anzunehmen. — Nun traten die Offiziere vor, und machten die Erklärung, ſie könnten nicht mehr mit dem Major dienen, wenn er nicht Genugthuung leiſte. — Die Sache kam zur Unterſuchung; der Major in Verhaft, vom Hofe die Entlaſſung des Majors. Nun brach die

Digitized by Google

volle Narrheit erſt aus. Er ließ ſich den Bart, wie ein Jude, wachſen; trug lächerliche Kleider; heirathete ſeinen Verwandten zum Trotz ein ganz gemeines, übrigens hübſches Mädchen, ein Findelkind, wegen deſſen er ſchon mit dem Oberſtlieutenant Händel gehabt hatte; hielt ſich eine geraume Zeitlang für blutarm, und beging ſo vielerlei Thorheiten, daß er endlich auf königlichen Befehl unter Aufſicht geſetzt und nach ſeinen Gütern verwieſen wurde."

"Wo lebt er jetzt?" fragte ich.

"Auf ſeinen Gütern noch, zu Flyeln, im Schloſſe ſeines verſtorbenen Oheims; ungefähr zehn Meilen mögen es von hier ſein. Ein Jahr lang durfte niemand ohne Erlaubniß zu ihm, ſogar die Verwaltung ſeines Vermögens ward ihm entzogen. Sie iſt ihm jetzt wieder überlaſſen, doch muß er jährlich Rechnung ſtellen; auch darf er ſich keinen Schritt über die Grenzen ſeiner Gerichtsherrlichkeit entfernen. Er dagegen hat die ganze Welt feierlich in Bann gethan, und läßt weder Verwandte noch Bekannte, noch Freunde zu ſich. Man hat ſchon ſeit Jahr und Tag nichts mehr von ihm vernommen."

---

## Der Beſuch.

Aus allen Erzählungen der Offiziere leuchtete hervor, daß der unglückliche Olivier, nach Verluſt ſeines Verſtandes, doch immer ein gutmüthiger Narr geblieben ſei, und daß wahrſcheinlich das deutſchthümelnde Weſen, welches vor einigen Jahren Modeſucht geworden, ihn etwas über Gebühr ergriffen, oder ſeinem Wahnſinn wenigſtens die Farbe gegeben habe.

Alles das hatte mich ſehr erſchüttert. Ich konnte lange des Nachts den Schlaf nicht finden. Als ich am andern Morgen erwachte, war es ſchon ſpät; aber ich fühlte mich erquickt und geſtärkt. Die Welt erſchien mir in viel heitererm Licht, als den Abend zuvor, und ich beſchloß, meinen

Digitized by Google

bedauernswürdigen Freund in ſeinem Verbannungsorte zu beſuchen.

Nachdem ich noch flüchtig die Sehenswürdigkeiten der Stadt beſichtigt hatte, warf ich mich in den Wagen, fuhr bis in die Nacht und folgenden Tages nach Flyeln, in der Nachbarſchaft eines Seeſtädtchens. Das Dorf Flyeln liegt noch zwei Meilen hinter dieſer Stadt. Der Poſtmeiſter, als er hörte, wohin ich wollte, lächelte und meinte, ich werde wohl eine vergebliche Reiſe thun. Der Baron laſſe ſich nicht vor Fremden ſehen. Auch erfuhr ich, daß ſich ſein Gemüthszuſtand nicht gebeſſert habe, ſondern der gute Menſch von der feſten Vorſtellung behaftet ſei, die ganze Welt wäre ſeit Jahrhunderten närriſch geworden, und die Heilung müſſe von Flyeln ausgehen. In dieſem Prozeß, da die Welt ihn, und er die Welt für närriſch halte, ſondere er ſich vor allen Menſchen ab. Seine Bauern, deren Grundherr er iſt, befinden ſich übrigens ſehr wohl dabei, denn er thue viel für ſie. Aber dafür müſſen ſie ſeinen Grillen in allen Kleinigkeiten gehorchen, Schifferhoſen und lange Jacken mit runden Hüten tragen, ſich den Bart lang wachſen laſſen, und alle Leute, wenigſtens auf Flyelnſchem Grund und Boden, ſogar ihren Oberherrn duzen. Abgerechnet dieſe ſeine Sparre, wäre er der vernünftigſte Mann von der Welt.

Ungeachtet der Warnung des Poſtmeiſters machte ich doch den Verſuch, und fuhr hinaus gen Flyeln. Was lag mir doch daran, zwei Meilen vergeblich zu fahren, nachdem ich, Oliviers willen, mich ſo weit vorgeabenteuert hatte? Und ich fand keine Urſache zur Furcht, von ihm abgewieſen zu werden, weil er nicht am Gedächtniß gelitten. Es war freilich ein erbärmlicher, ſelten befahrner Weg, der bald durch tiefen Sand, bald durch ausgetretene Bäche und verſumpften Boden, bald durch Kieferngeſtrüpp fortzog, und meinem Wagen ein paar Male den Umſturz drohte. Eine Stunde von Flyeln aber erhob ſich das Land, und eine ſchöne breite Fahrſtraße, auf beiden Seiten

mit Obſtbäumen bepflanzt, verkündete die Nähe eines reichen Gutsbeſitzers. Die Felder ſtanden in der weiten Ebene trefflich gebaut; rechts dehnte ſich in der Ferne ein hoher Eichenforſt mit dunkelm Grün, wie ein ungeheurer Kranz; links das unendliche Meer; ein wallender weiter Spiegel, der mit den glänzenden Wolken am Rand des Geſichtskreiſes zuſammenrann. Flyeln, das Dorf, zeigte ſich zwiſchen Fruchtbäumen, Weiden und Pappeln vor mir; ſeitwärts erhob ſich ein großes, alterthümliches Gebäude, das Schloß, wie aus einem Wald von wilden Kaſtanien hervorſteigend. Abwärts, dem Meere näher, lag das Dorf Niederflyeln, ebenfalls zu Oliviers Herrſchaft gehörig, maleriſch an ſchroffe Felſen gelehnt, die zuletzt, als umbüſchte Klippen, wie kleine Inſeln weit in's Meer hinaus gingen. Einige Fiſcherboote, mit Segeln, ſchwärmten um die Geſtade; auf der Höhe des Meers erblickte man ein reiſendes Schiff; die weißen Möven flatterten ſchaarenweis in den Lüften.

Je näher ich dem Dorf und dem Schloſſe kam, je maleriſcher und freundlicher ward mir die Umgebung. Es lag in ihr der eigenthümliche Reiz jeder Seegegend, welcher aus der Paarung des Ländlich-Anmuthigen mit der Majeſtät des unüberſehbaren Ozeans, des Geborgenen und Friedlichen einfacher Hütten mit dem weiten ſtürmiſchen Leben des tückiſchen Elementes erwächſt. In jedem Fall iſt der Verbannungsort meines Freundes reizend genug, daß man dafür ohne Gram die Freiheit, in lärmeriſchen Städten zu wohnen, aufopfern kann.

Sowohl auf den Feldern als in einigen Gärten ſah ich ſchon die angekündeten „Flyeler Bärte.“ Auch der Wirth, vor deſſen Schenke ich hielt und abſtieg, war reichlich geſchmückt mit Haarwuchs um Kinn und Mund. Er erwiederte meinen Gruß freundlich, und ſchien dabei doch über meine Ankunft verwundert. „Willſt du etwa den Gutsherrn beſuchen?“ fragte er mich höflich. Ich ließ das etwas auffallende Du lächelnd durchgehen und bejahte

Digitized by Google

es. „So bitt' ich um deinen Namen, Stand nnd Wohnort. Das muß dem Herrn Olivier gemeldet werden. Er nimmt ungern Reiſende an.“

„Aber mich nimmt er gewiß an. Laß Er Seinem Herrn nur melden, es wünſche ihn einer ſeiner älteſten und beſten Freunde im Vorbeireiſen auf ein paar Stunden zu ſehen. Mehr laſſe Er ihm nicht ſagen.“

„Wie du willſt,“ erwiederte der Wirth, „aber ich kann dir die abſchlägige Antwort vorausſagen.“

Während der Wirth einen Boten ſuchte, ging ich langſam durch's Dorf in geradeſter Richtung gegen das Schloß, zu dem mich ein Fußweg hinzuleiten ſchien, der zwiſchen Häuſern und Baumgärten lief. Er führte mich aber irre zu einem Gebäude, das ich für ein Waſchhaus hielt. Seitwärts, jenſeits einer Wieſe, floß ein ziemlich breiter Bach, hinter welchem ſich die hohen dunkeln Wildkaſtanien des alterthümlichen Stammhauſes der Freiherren von Flyeln ſchattig erhoben. Ich beſchloß das Wagſtück, mich bei Olivier unangemeldet einzuführen. Ich hatte dem Wirth abſichtlich meinen Namen verſchwiegen, um, wenn mich Olivier vor ſich ließe, zu ſehen, ob er mich erkennen würde? Ich ging über die Wieſe, fand nach langem Suchen weiter abwärts über den Bach Steg und Weg, die mich zwiſchen Buſchwerke gegen die Wildkaſtanien zurückführten. Dieſe beſchatteten einen geräumigen, mit grünen Raſen bedeckten runden Platz neben dem Schloſſe. Ringsum zog ſich im Innern ein breiter mit Sand bedeckter Weg, links und rechts ſtanden artige Ruhbänke unter den breiten Zweigen der Bäume, und auf einer der Bänke ſaß, ich war nicht wenig überraſcht, Olivier. Er las in einem Buche. Zu ſeinen Füßen ſpielte ein dreijähriges Kind im Graſe. Neben ihm ſaß ein bildſchönes Frauenzimmer, mit einem Säugling an der Bruſt. Die Gruppe hatte etwas Wunderbarliches. Ich ſtand ſtill, halb noch vom Geſträuch verdeckt. Keiner ſah nach mir auf. Meine Augen hingen nur an dem guten Olivier. Selbſt der

Digitized by Google

ſchwarze Bart, der ſich ihm um Kinn und Lippen kräuſelte, und durch den Backenbart mit den finſtern Locken ſeines Hauptes zuſammenhing, ſtand ihm ſchön. Seine übrige Tracht hatte etwas Eigenes und doch nicht gar Befremdendes. Auf dem Kopfe trug er eine Art Baret mit Vorſchirm gegen die Sonne; die Bruſt offen, mit weit überlegtem Hemdkragen; eine grüne weite Jacke, vorn übereinander geknöpft, mit bis gegen das Knie reichenden vorn ganz zuſammengehenden Schößen; weite weiße Matroſenhoſen; Halbſtiefeln. Es war ungefähr dieſelbe Tracht, welche ich an den Bauern geſehen hatte, nur die ſeinige feinern Stoffs und geſchmackvoller. Seine Miene war ruhig und nachdenkend. Auch als Mann, der den Vierzigern entgegen ging, konnte er noch ſchön heißen. Sein Bart gab ihm ein heldenartiges Weſen und Anſehen. Es kam mir vor, als ſähe ich eine herrliche Geſtalt aus dem Mittelalter.

Indem trat der Bote meines Schenkwirthes vom Schloſſe in den Kreis der Bäume. Der junge Burſch zog den kleinen Rundfilz ab, und ſagte: „Herr, es wünſcht dich ein Fremder auf der Durchreiſe zu ſprechen. Er ſagt, er ſei einer der älteſten und beſten Freunde.“

Olivier ſah auf und fragte: „Durchreiſe? Iſt er zu Fuß?“

„Nein, er kam mit der Poſt.“

„Wie heißt er? Woher iſt er?“

„Das will er nicht ſagen.“

„Er ſoll mich ruhig laſſen. Ich will ihn nicht ſehen!“ rief Olivier, und machte dem Jüngling eine Bewegung mit der Hand, ſich fortzubegeben.

„Aber Du mußt mich doch ſehen, Olivier!“ rief ich, und trat hervor und verneigte mich mit einer Entſchuldigung gegen das Frauenzimmer. Er, ohne ſich zu bewegen, ohne meinen Gruß zu erwiedern, drehte verdrießlich den Kopf nach mir, muſterte mich eine Weile mit ſcharfem Blick, ward ernſter, legte das Buch weg, trat

Digitized by Google

näher gegen mich vor, und ſagte: „Mit wem habe ich zu ſprechen?“

„Wie, Achilles erkennt ſeinen Patroklus nicht mehr?“ entgegnete ich ihm.

„O Popoi!“ fuhr er hochbeſtürzt auf, indem er die Arme auseinander breitete: „Sei willkommen, mein edler Patroklus im franzöſiſchen Frack und gepuderten Haar!“ — Damit lag er an meiner Bruſt. Trotz ſeiner ſarkaſtiſchen Anrede wurden er und ich bewegt und zu Thränen weich. In dieſer Umarmung verſchwand ein Gedächtniß von zwanzig Jahren. Wir athmeten wieder wie an den Ufern der Leine, wie zu Bovenden, Norten und auf den Schloßtrümmern von Gleichen.

Darauf führte er mich mit freudeleuchtenden Augen zu der reizenden, jungen Mutter, die verſchämt erröthete, und ſagte zu ihr: „Sieh, dies iſt Norbert, du kennſt ihn ja aus mancher meiner Erzählungen! — und zu mir: „Das iſt mein liebes Weib.“

Sie lächelte mich mit einem wahrhaften Engelslächeln unter ihren Locken an, und ſagte mit einer Miene und einer Stimme, in der noch unendlich mehr Güte lag, als in ihrem Worte: „Edler Freund meines Oliviers, ſei mir recht ſehr willkommen. Ich habe lange ſchon das Vergnügen deiner perſönlichen Bekanntſchaft gewünſcht.“

Ich wollte etwas Verbindliches erwiedern, aber ich geſtehe, das überraſchende trauliche Du, welches mir Unbekannten von ſo lieblichen Lippen und ſo unbefangen hingeſprochen, entgegenklang, ſtieß mich einen Augenblick lang aus aller Faſſung.

„Meine Gnädige,“ ſtammelte ich endlich: „ich habe mit dem Umweg von mehr denn zwanzig Meilen das Glück nicht zu theuer erkauft, Sie und Ihren Herrn Gemahl, meinen älteſten Freund — — —“

„Holla, Norbert!“ unterbrach mich Olivier lachend: „Nur gleich beim Anfang ein vorläufiges Wort, eine Bitte: nenne meine Frau, wie du deinen Gott nenneſt,

einfach Du. Störe die ſchlichten Sitten von Flyeln nicht mit den Schnörkeln deutſcher Zeremonien- und Komplimentenmeiſter; das gäbe unleidlichen Mißklang in unſern Ohren. Bilde dir jetzt ein, du ſeieſt von Deutſchland und Europa zweitauſend Jahre oder zweitauſend Meilen weit geſchieden, und lebeſt wieder in einer ganz natürlichen Welt, etwa, wenn du willſt, im Zeitalter des vielweiſen Odyſſeus.“

„Alſo, Olivier,“ ſagte ich, „und du begreifſt es, mit einer ſo liebenswürdigen Frau Du und Du ſein, läßt man ſich nicht zweimal bitten: alſo Frau Baronin, Du — — —“

„Noch einmal halt!“ rief Olivier lautlachend dazwiſchen. „Deine Baronin ſteht zum Du, wie dein franzöſiſcher Frack und der raſirte Bart zum Patroklusnamen. Meine Bauern ſind nicht mehr Leibeigene, ſondern Freiherren; ich und meine Frau ſind aber nicht mehr und nicht minder Baronen, als es meine Bauern ſind. Nenne meine Amalia, wie ſie hier Jeder nennt, Mutter — der edelſte Name des Weibes —, oder Frau.“

„Es ſcheint,“ verſetzte ich, „ihr lieben Leute habt hier mitten im Königreiche eine neue Republik gegründet und allen Adel abgeſchafft.“

„Richtig, allen, bis auf den Adel der Geſinnungen!“ antwortete Olivier. „Und daraus ſiehſt du, wir ſind hier zu Lande noch unendlich ariſtokratiſcher, als Ihr in Euerm Deutſchland. Denn bei Euch dort trägt der Gemüthsadel wahrhaftig wenig ein, und der Geburtsadel ſinkt auch in den Koth, wohin er von rechtswegen gehört.“

„Um Verzeihung, du biſt etwas jakobiniſch gelaunt!“ entgegnete ich. „Wer ſagt dir, daß der Geburtsadel bei uns in der öffentlichen Meinung fällt?“

„O Popoi!“ rief er: „muß ich denn dich noch belehren! Ich kannte vor Jahren noch einen armen, lumpigen Juden, den eure frommen Chriſten lieber ungeboren als geboren geſehen hätten. Er ſchacherte ſich aber ſo viel

zuſammen, daß er bald Briefe von der Poſt mit dem Prädikat Edelgeboren erhielt. Nach einigen Jahren war er ein reicher Mann; und die höflichen Deutſchen begriffen ſogleich, daß der Mann von äußerſt guter Geburt ſein müſſe. Alles ſchrieb ihm von da an ſogleich als einen Wohlgebornen Herrn Banquier. Der Banquier half aber mit ſeinen Dukaten Finanzminiſtern und völkerbeglückenden Kriegsminiſtern aus der Geldklemme. Auf der Stelle ward der nützliche Millionär ein hochwohlgeborner Herr Baron von und zu. — Dieſe Aufklärung der Deutſchen, dieſer Spott mit dem Adelweſen führt in wenigen Jahrzehnden weiter als du glaubſt. Ich hoffe aber, iſt der Geburtsadel bei euch null, wird der Gemüthsadel ſich wieder gültig machen.«

Die Baronin, um ihren Säugling in Ruhe zu bringen und mein Zimmer zu ordnen, verließ uns mit den Kindern. Olivier führte mich durch ſeinen Garten, deſſen Beete mit den ſchönſten Blumen gefüllt waren. Um einen Springbrunnen ſtanden auf hohen Sockeln von ſchwarzem Geſtein weiße marmorne Bruſtbilder mit goldenen Unterſchriften. Ich las da: Sokrates, Cincinnatus, Columbus, Luther, Bartholomeo des las Caſas, Rouſſeau, Franklin, Peter der Große.

»Ich ſehe, du liebſt noch gute Geſellſchaft!« ſagte ich: »Kann man unter den Lebendigen Liebenswürdigere finden, als dein niedliches Weib mit den beiden Amoretten, und unter den Todten Ehrwürdigere, als dieſe da?«

»Haſt du an meinem guten Geſchmack gezweifelt?« antwortete Olivier.

»Das eben nicht; aber, Olivier, du ziehſt dich doch, höre ich, von aller Welt ſonſt zurück!« verſetzt' ich.

»Eben weil ich nur gute Geſellſchaft liebe, die nirgends weniger in Europa daheim iſt, als in der Geſellſchaft von gutem Ton.«

»Doch wirſt du zugeben, lieber Olivier, daß auch außer Flyeln noch gute Geſellſchaft möglich ſei.«

Digitized by Google

„Allerdings, Norbert, nur möchte ich keine Jahre und Geldſummen verſchwenden, um ſie zu ſuchen. Laß uns davon abbrechen. Ihr Europäer ſeid von der heiligen Einfalt der Natur, wie im Wichtigſten, ſo im Geringſten, ſo ungeheuer abgewichen, ſeit Jahrtauſenden zu ſolchen verkünſtelten Thieren verartet, daß euch die Unnatur zur vollen Natur geworden iſt, und ihr einen ſchlichten Menſchen gar nicht mehr verſteht. Ihr ſeid Zerrbilder des menſchlichen Geſchlechts geworden, von außen und von innen, daß einem geſunden Weſen mitten unter euch grauen muß. Nein, du ehrlicher Norbert, brechen wir davon ab. Du würdeſt mich gar nicht verſtehen, wenn ich redete. Ich ſchätze dich, ich liebe dich, ich bedaure dich.“

„Bedauern? Warum das?“

„Weil du unter Narren lebſt, und wider dein Wiſſen mit Narr ſein mußt.“

Bei dieſen Worten Oliviers merkte ich, daß er zu ſeiner fixen Idee überging. Es ward mir ſehr unheimlich bei ihm. Ich wollte ihn auf andere Gegenſtände leiten, ſah ängſtlich umher, und fing an, da mir eben ſein Bart wieder auffiel, ſeinen Bart zu loben, und wie er ihm ſo wohl ſtehe. „Seit wann läßt du ihn wachſen?“ fragte ich.

„Seit ich zur Vernunſt zurückkehrte, und den Muth hatte, vernünftig zu ſein. — Gefällt er dir alſo wirklich, Norbert? Warum trägſt du ihn nicht auch?“

Ich zuckte die Achſeln und ſagte: „Wenn's allgemeine Sitte wäre, ich trüge ihn mit Freuden.“

„Da haben wir's! Weil alſo die Narrheit Sitte iſt, die Natur mit dem Barbiermeſſer auch am Kinn des Mannes mit Stumpf und Stiel auszurotten, haſt du nicht einmal den Muth, auch nur in dieſer Kleinigkeit vernünftig zu ſein. Dieſen Schmuck des Mannes gab Mutter Natur ſo wenig vergebens, als die Locken des Hauptes. Aber der Menſch in ſeinem Wahnſinn bildete ſich ein, weiſer als der Schöpfer zu ſein, und ſchmierte ſich Seife um's Kinn, und glättete es mit dem Meſſer. So lange

Digitized by Google

die Nationen nicht ganz von der Natur abgefallen waren, behielten ſie noch den Bart bei. Trotz dem, daß ihn noch Chriſtus und die Apoſtel trugen, erklärte ihn erſt Papſt Gregor VII in den Bann. Und doch behielten ihn die Geiſtlichen am längſten bei, wie heut noch die Kapuziner. Aber als alte Gecken begannen, ſich ihres grauen Haares zu ſchämen, fingen ſie an, es am Kinn zu vertilgen und auf dem Kopf unter Perrücken zu verſtecken. Weil man ſich gegenſeitig in Allem zu belügen gewohnt war, ſuchte man ſich auch um das Alter zu belügen. Greiſe hüpften mit blonden Haupthaaren und glattem Kinn, wie weibiſche Jünglinge, und das machte auch ihre Gemüthsart weibiſcher. Und alle andern folgten, weil ſie zur Wahrheit keinen Muth hatten. Stelle mir neben die Heldengeſtalt eines Achilles, Alexander oder Julius Cäſar einen unſerer heutigen Generalfeldmarſchall-Lieutenants in ihrer geſchmackloſen Uniform; einen unſerer Eleganz mit dickem Halstuch und Zierbengel im Tanzmeiſter-Schritt neben einen Antinous; dich, Herr Geheimerath von Norbert, neben einen Senator des alten Griechenlands oder Roms, muß man da nicht über unſere Karrikaturen aus vollem Halſe lachen?" —

"Du haſt Recht, Olivier!" ſagte ich verlegen, "und wer wird läugnen, daß die altrömiſche oder griechiſche Tracht edler, als die unſrige ſei? Allein bei uns im Norden, wir Europäer, immer der feſt anſchließenden Kleider gewohnt und bedürftig, würden uns bei dem maleriſchen Faltenwurf der Orientalen und Südländer etwas unbehaglich fühlen."

"Sieh mich an, Norbert!" ſagte Olivier lächelnd, ſtellte ſich vor mich hin, drückte das Baret auf ſeinem Kopf ein wenig ſeitwärts, ſtämmte keck die linke Hand auf ſeine Hüfte und ſagte: "Ich, Nordländer, in meiner anſchließenden, bequemen und einfachen Tracht, würd' ich neben einem altrömiſchen Bürger ſo gar übel ſtehen? Warum gefällt uns noch immer die ſpaniſche, italieniſche

und deutſche Tracht des Mittelalters? Weil ſie, obwohl nordiſch, ſchön iſt. Ein öſterreichiſcher Reiter im Helm, ſelbſt der Huſar, würden heut noch dem Blick Julius Cäſars gefallen. Warum, ihr andern ſteifen Herrn, folget ihr nicht dem Beſſern nach, wie unſere Frauenzimmer ſchon begonnen haben, ſeit ſie die Schleppen und gepuderten Toupés ablegten? Würdet ihr euch einmal ſchämen, von außen Karrikaturen zu ſein, vielleicht würdet ihr dann auch von innen auf's Natürlichere kommen. Es liegt etwas Wahres in dem Sprüchwort: Kleider machen Leute. Und ich ſage dir, Norbert, meine Amalia hat mich hübſcher gefunden, ſeit ich den Bartwuchs nur leicht mit der Scheere mir ſtutzte, aber nicht vertilgte; ja, ich glaube, es iſt ſeitdem in ihrer Zuneigung etwas Inbrünſtigeres erregt, ſeit ſie ihre Wange nicht mehr an ein glattes Weiber-geſicht, ſondern an das männliche lehnt. Denn das Weib will den männlichen Mann!«

Indem Olivier ſo ſprach, war er ganz Feuer. Er ſtand in der That da vor mir, wie ein kräftiges Heldengebilde aus frühern Jahrhunderten, wie aus einem alten Gemälde lebendig hervorgegangen, wie einer aus einer Welt, die nicht mehr unſere Welt iſt, und die wir nur bewundern, aber nicht wieder herſtellen können.

»Wahrhaftig, du könnteſt mich,« ſagte ich zu ihm, »zum ehrlichen Bart bekehren, und ich gewänne dabei noch, daß ich allwöchentlich dreimal der Folter des Bart-ſcheerers entginge.«

»Freund,« rief Olivier lachend, »dabei könnte es nicht bleiben! Der Bart zieht viel anderes nach ſich. Denke dir deine Figur im krauſen Bart, und dazu den dreieckten Schnabelhut auf dem Kopf, wie ein Jude; das gepuderte Haupt mit dem Rattenſchwänzlein im Nacken; und den franzöſiſchen Frack mit lächerlichen Rockſchößen, die dir hinten wie ein Bachſtelzen- oder Schwalbenſchwanz ſtehen. Fort mit den Narrheiten! Kleide dich beſcheiden, ſchämhaft, warm, bequem, aber geſchmackvoll, daß es auch

dem Auge wohl thut, und die erhabene Menſchengeſtalt nicht verzerre. Alles Zweckloſe verbanne! Eben das Zweckloſe iſt das Unvernünftige, eben das Unvernünftige iſt das Unnatürliche!“

Als wir noch über dieſen Gegenſtand unſern Wortwechſel fortſetzten, ließ uns die Baronin durch einen Diener zum Mittagseſſen rufen. Ich ging neben Olivier ſchweigend hin, und hatte den Kopf voller Gedanken, die ich leider nicht ausſprechen durfte. Es war mir ganz wunderlich zu Muth und ich mußte den Baron ein paarmal ſeitwärts anſehen. In meinem Leben war mir's nicht geworden, einen Narren ſo philoſophiren zu hören. Ich war auch gar nicht im Stande geweſen, ſeinen Bemerkungen über die europäiſche Kleidertracht gründliche Einwendungen entgegenzuſtellen. Was er ſagte, ſchien mir richtig und wahr. Hier ließ ſich mit Recht anwenden: Kinder und Narren reden die Wahrheit.

## Das Gaſtmahl.

Bei Oliviers Vorliebe zu den alten Römern und den homeriſchen Griechen ward ich auf dem Hingang zum Schloſſe ein wenig um den Ausgang des Gaſtmahls bekümmert. Denn von ſeinem Baret, Bart und übrigen Anzug zu ſchließen, konnte ich nichts anderes, als eine für mich höchſt unbequeme Haltung am Tiſch erwarten, daß ich entweder altrömiſch auf Polſtern der Länge nach hingelagert, oder wohl gar ſchneidermäßig, auf gut orientaliſch, die Beine kreuzweis untereinander geſchlagen, die Suppe zu mir nehmen müſſe.

Die liebenswürdige Baronin kam uns entgegen, und führte uns in's Speiſezimmer. Meine Sorge ward ſogleich durch den Anblick europäiſcher Tiſche und Stühle gehoben. Es waren zwölf Gedecke auf dem runden Tiſche. Die Gäſte fanden ſich auch bald ein; es waren Mägde, Knechte, Schreiber des Barons. Ein artiges junges Stubenmädchen



Digitized by Google

blieb ohne Stuhl und bediente, als Hebe, beim patriarchaliſchen Mahle. Der Baron verrichtete, ehe wir uns ſetzten, ein kurzes Gebet. Dann ging's zur kräftigen Suppe. Die Speiſen waren vortrefflich zubereitet, doch einfach. Ich bemerkte nur, daß außer dem Wein alle Gerichte aus Erzeugniſſen des eigenen Bodens und benachbarten Meeres beſtanden; daß auch ſogar alle fremde Gewürze fehlten, ſelbſt der Pfeffer, deren Stelle Salz, Kümmel, Fenchel u. ſ. w. einnehmen mußten.

Die Unterhaltung war heiter und allgemein; ſie betraf meiſtens ländliche Geſchäfte oder Ereigniſſe der Umgebungen von Flyeln. Die Leute betrugen ſich in Gegenwart ihrer Herrſchaft weder blöde noch unbeſcheiden, ſondern mit vielem Anſtand. Ich kam mir unter dieſen hübſchen, bärtigen Männern in ihrer ſchlichten Tracht, mit ihrem brüderlichen und doch ehrerbietigen Du, — ich möchte faſt ſagen etwas albern, oder lächerlich vor, und ſaß da mit meinem Puderkopf, ſteifem Zöpfchen, Frack und geglättetem Kinn mitten in Europa, wie in einem fremden Welttheil. Es war mir recht wohlthuend, daß, ſo ſehr ich auch von Allen abſtach, und ſo häufig mir auch zwiſchen dem Du, beſonders wenn ich damit die reizende Baronin anreden ſollte, ein Sie durchſchlüpfte, doch niemand zum Lachen gereizt ward.

Nach einer halben Stunde ließ uns die Dienerſchaft allein; wir drei andern aber pflogen des Mahles und wurden beim alten goldenen Rheinwein traulicher im Geſpräch.

„Ich ſah dir's wohl an,“ ſagte die Baronin lächelnd zu mir, indem ſie einige Leckereien von Backwerk aufſtellte, „du vermiſſeſt in Flyeln die Hamburger oder Berliner Küche.“

„Und ich ſehe es meiner liebenswürdigen Freundin an,“ verſetzte ich, „daß ich der Küche von Flyeln noch das gebührende Lob ſchuldig geblieben bin, das ich ſelbſt auf Unkoſten der Berliner und Hamburger Küche zollen kann, ohne eine Schmeichelei erborgen zu müſſen. Nein, ich be-

kenne dir, zum erſtenmal in meinem Leben lernte ich bewundern, welch eine leckere Koſt unſer heimathlicher Boden aufrichten kann, und wie leicht wir ſogar der ſogenannten Molukken entbehren können!«

»Setze hinzu, Freund Norbert,« ſagte Olivier, »und mit den Molukken auch die fremden Reize unſerer Nerven und die fremden Laſter, die ſich aus den überreizten oder abgereizten Nerven im krampfhaften Leib entwickeln. Ohne geſundes Fleiſch und Blut kein geſunder Sinn und Muth! Die meiſten Europäer ſind heut zu Tage Selbſtmörder, Leibes- und Seelenmörder zugleich, vermittelſt ihrer Kochkünſte. Was eure Rouſſeau's und Peſtalozzi's gut machen wollen, tödtet ihr wieder mit Kaffee, Thee, Pfeffer, Muskatnüſſen, Zimmet. Lebet einfach, lebet natürlich, und ihr könnet zwei Drittel eurer Predigten, Moralbücher, Zuchthäuſer und Apotheken erſparen.«

»Ich geb' es zu,« ſagte ich, »und man wußte das ſchon längſt; allein ....«

»Nun denn!« rief er: »eben darin beſteht die bis jetzt heilloſe Narrheit der Europäer. Sie wiſſen das Beſſere und meiden es; ſie verabſcheuen das Schlechtere und ſuchen es. Sie vergiften ihre Speiſen und Getränke mit theuern Giften und halten Doktoren und Apotheker, ſich wieder erholen zu können, um die Vergiftung zu erneuern. Sie befördern die vorſchnelle Reife der Knaben und Mädchen, und jammern hintennach erſchrocken über deren verwilderte Triebe. Sie ermuntern durch Geſetze und Belohnungen, ohne es zu wollen, das Sittenverderben, und ſtrafen es hintennach mit Galgen und Schwert. Sind ſie nicht alleſammt den Irrenhäuslern gleich?

»Aber, lieber Olivier, das war doch wohl von jeher ſo?«

»Ja, Norbert, von jeher, das heißt, ſo bald und ſo oft die Menſchen ſich einen Schritt weiter von der Natur entfernten zur Barbarei herüber. Wir aber, durch den Schaden der Väter endlich gewarnt, ſollen nicht nur wiſſensreicher, als ſie, ſondern auch weiſer ſein.

Digitized by Google

Wozu ſonſt unſer Wiſſen? Denjenigen achte ich für den Vernünftigſten, welcher mit der Unſchuld und Lebensreinheit der Naturkinder die mannigfaltige Kenntniß und Geiſtesbildung der Neuern vereinen kann. Gibſt du dies zu, Norbert?"

"Wie ſollt' ich nicht?"

"Wie, du gibſt es zu? und machſt in deinem Hauſe und in deinem Innern nicht den Anfang des Beſſern?"

"Es könnte doch unter gewiſſen Umſtänden möglich werden. Indeſſen bekenne ich dir, Olivier, wir Kunſtmenſchen ſo gut, wie je die einfachſten Naturmenſchen, hangen in den ſchwer zerbrechlichen Banden der Gewohnheit. Unſer gekünſteltes Sein iſt an ſich ſelbſt ſchon wieder eine Art Natur geworden, die wir nicht ungeſtraft plötzlich ablegen können."

"Vormals dacht' ich gleich dir, Norbert. Ich habe mich des Gegentheils aus Erfahrung überzeugt. Es gehörte nur ein einziger ſchwerer Augenblick dazu, ein ſtarkes Herz, den erſten Kampf zu beſtehen mit der Raſerei der Welt, um zur Glückſeligkeit und Ruhe durchzubrechen. Ich ſchwankte lange, aber ich kämpfte lange vergebens. Ein bloßer Zufall entſchied, und der entſchied mein Glück, und das Glück meiner ſämmtlichen Angehörigen."

"Und dieſer Zufall? Erzähle mir auch den!" ſagt' ich, denn ich war begierig, das kennen zu lernen, was unmittelbar auf Gemüth und Verſtand meines Freundes ſo mächtig hingewirkt hatte, ihn zu den ſeltſamſten Grillen und zu der ſchwärmerhafteſten Lebens- und Handlungsweiſe überzulocken.

Er ſtand auf und verließ uns.

"Nicht ſo, lieber Norbert," ſagte die Baronin, indem ſie mich eine Weile ſchweigend anblickte, und es lag in dem zärtlichen Lächeln ihres Auges eine tiefe Frage an mein Herz: "du fühlſt Mitleiden mit meinem Manne?"

"Nur mit den Unglücklichen, nicht mit den Glücklichen, ſollen wir Mitleiden haben!" verſetzte ich ausweichend.

Digitized by Google

„Vielleicht weißt du's, er iſt verabſcheut von ſeinen Verwandten, verachtet von ſeinen ehemaligen Bekannten, und wird von aller Welt als ein Verrückter behandelt.“

„Liebenswürdige Freundin, vielleicht einiges abgerechnet, was mir wohl Uebertreibung ſcheint, die mit kluger Umſicht zu meiden wäre, um nicht anſtößig zu werden, — dies abgerechnet, bekenne ich, fand ich bisher an Olivier nichts, was des Abſcheues oder der Verachtung werth wäre. Doch ich kenne ihn noch viel zu wenig.“

„Lieber Freund,“ fuhr ſie fort, „und gilt dir die Stimme der öffentlichen Meinung nichts?“

„Wenigſtens noch über meinen Olivier nichts,“ erwiederte ich, „denn ich weiß gar wohl, daß die öffentliche Meinung Jeruſalems einſt zur Kreuzigung der Unſchuld rief; daß die öffentliche Meinung Völkerverwüſter groß nannte; daß ſie Weiſe für Wahnſinnige hielt, und Prieſter der Thorheit und Ueppigkeit mit dem Beinamen der Göttlichen ſchmückte.“

„Ich freue mich!“ ſagte die Baronin mit einiger Lebhaftigkeit: „du wirſt meinen Olivier liebgewinnen; du biſt ein edler Mann, ſeiner Freundſchaft würdig. Glaube mir, Olivier iſt ein Engel, und man ſtößt ihn von der menſchlichen Geſellſchaft aus, wie einen Verbrecher oder Tollhäusler.“

Als wir noch ſo mit einander redeten, trat Olivier wieder zu uns. Er trug in der Hand ein kleines Buch. Mit dem warf er ſich in ſeinen Seſſel und ſprach: „Sieh hier des Zufalls, oder der himmliſchen Vorſehung Werkzeug zu meiner Geneſung von der Schwäche und zum Erwachen vom Wahnſinn. Es iſt ein unbedeutendes Buch, der Verfaſſer ungenannt und unbekannt; es ſagt viel Gemeines und Alltägliches, aber es hat zwiſchenein ganz unerwartete Lichtblicke. Selbſt der Titel „Träumereien eines Menſchenfreundes“ verſpricht nicht viel. Ich fand es eines Tages, da ich noch in Garniſon lag, auf dem Tiſche eines Bekannten, und ſteckte es zu mir, um allenfalls etwas

Digitized by Google

leſen zu können, da ich mich im freien Grünen vor den Stadtthoren ein wenig ergehen wollte. Als ich draußen im breiten Schatten eines Ahorns lag und über mancherlei Verkehrtheiten des Lebens ärgerlich war, wie ich ſie aus den neueſten Zeitungen wieder kennen gelernt hatte, ſchlug ich mein Buch auf und es fiel mir ein Abſchnitt mit der Aufſchrift in die Hände: Fragment aus der Reiſebeſchreibung des jüngern Pytheas nach Thule.«

»Laß hören,« ſagte ich, »was der alte Grieche aus Maſſilia von unſerm Norden zu erzählen weiß. Er ſoll Zeitgenoſſe des Ariſtoteles geweſen ſein.«

Er las:

Fragmente aus der Reiſebeſchreibung des jüngern Pytheas nach Thule. (Aus dem Griechiſchen.)

— — — Ich rede aber die Wahrheit, o Freunde, wenn ſchon ſie auch unglaubhaft ſcheinen wird. Doch bedenket, daß in jenen rauhen Gegenden des Nordens die Natur ſelbſt den Menſchen durch unfreundliche Härte von ſich zurückdrängt, und durch Verſagungen zwingt, mancherlei Erfindungen zu machen, um das Leben erträglicher zu ſtellen. Denn deſſen bedürfen wir in unſerm Vaterlande nicht, wo die Natur gütiger gegen die Sterblichen iſt, und wir Winters und Sommers im Freien wohnen, und was zur Friſtung und Anmuth des Daſeins nöthig iſt, ohne Mühe gewinnen. Jene aber, die in Strenge eines halbjährigen Winters ſeufzen, müſſen darauf ſinnen, wie ſie in geheizten Häuſern einen künſtlichen Sommer erſchaffen. Und weil ſie von der Natur zurückgeſtoßen und in ſich ſelbſt hineingebannt ſind, werden ſie mehr, denn wir, zur Beſchäftigung des Geiſtes mit eiteln Träumen, ſchönen Entwürfen, die ſie nie ausführen, und zur Erforſchung alles Wiſſenswerthen hingetrieben. Daher ſind ſie kenntnißreich und in allerlei Dingen vielwiſſend, die weder zur Weisheit und Glückſeligkeit nützen, und ſchreiben ſie große Bücher von den nichtswürdigſten Sachen, die bei uns weder geachtet, noch kaum dem Namen nach bekannt ſind.

Ja ſie haben dafür beſondere Schulen und Lehrſtühle errichtet. — —

— Aber die Witterung iſt auf jener mitternächtlichen Seite der Welt alſo beſchaffen, daß Wärme und Froſt, Tage und Nächte von einem Aeußerſten zum andern Aeußerſten übergehen, daß kaum ein angenehmer Mittelſtand eintritt, welcher dem Geiſte und dem Leibe zuträglich iſt. Denn in ihren Sommern leiden ſie eben ſo große Hitze, als in ihren Wintern von oft tödtlicher Kälte; eine Hälfte des Jahres haben ihre Tage faſt eine Länge von achtzehn Stunden und in der andern Hälfte kaum die Länge von ſechs Stunden. Eben ſo unſtät und ausſchweifend iſt auch daſelbſt das Gemüth des Menſchen, und veränderlich wie ihre Witterung. Feſtigkeit der Denkart und des Willens gebricht faſt allen. Sie haben von Jahr zu Jahr neue Kleidertrachten, neue Dichtungsarten und neue Weltweisheiten. Diejenigen, welche geſtern die Tyrannei ſtürzten, begeben ſich, nachdem ſie das Glück der Freiheit mit dem Munde prieſen und mit dem Leben mißbrauchten, morgen freiwillig in die Knechtſchaft zurück. — —

— Alſo iſt bei jenen Barbaren die größte Ungleichheit in allen Dingen. Ein Theil des Volkes, aus wenigen Familien beſtehend, beſitzet jede Bequemlichkeit und den größten Reichthum, und ſchwelget im Uebermaße; aber weitaus die Mehrheit iſt arm und von der Gunſt der Reichen in großer Abhängigkeit. Eben ſo ſind zwar Einzelne im Beſitze aller Schätze des Wiſſens, aber die Menge des Volks wohnt in der unglaublichſten Finſterniß der Unwiſſenheit. Sowohl Fürſten als Prieſter finden ſolche Unwiſſenheit für ihr eigenes Anſehen zuträglich und halten den Pöbel in derſelben feſt, welcher dazu ohnehin durch Armuth und Trägheit geneigt iſt. Daher liebt der Pöbel bei jenen Völkern die gewohnte Weiſe ſeiner Vorfahren in allen Gebräuchen, Einrichtungen und übrigen Dingen, welche den Geiſt betreffen, und iſt nur in Sachen körperlichen Genuſſes zur Veränderlichkeit geneigt. Doch pflich-

Digitized by Google

tet er jeder Neuerung bei, ſie möge gerecht oder ungerecht ſein, wenn ſie ihm Geld oder häuslichen Gewinn bringt. Denn Geld und hitziges Getränk geht bei jenen Barbaren über Gewohnheit, Ehre und Gottesfurcht.

Bei den Völkern in Thule iſt die Freiheit unbekannt, und welche ſie vor Zeiten beſeſſen haben mögen, die iſt ihnen nach und nach durch Gewalt oder Schlauheit der Großen genommen worden. Sie werden von Königen beherrſcht, welche vorgeben, ſie ſeien Söhne der Götter, und die Könige und ihre Satrapen werden eben ſo oft von Beiſchläferinnen oder Lieblingen beherrſcht, als von ihren Rathgebern. Das Volk iſt in erbliche Kaſten getheilt, wie bei Indern und Aegyptern. Zur erſten Kaſte gehören die Könige ſelbſt und ihre Kinder. Zur zweiten gehören die Großen, deren Kinder beim Kriegsheer und im Staat, auch beim Altar der Gottheiten die vornehmſten Aemter verwalten, ohne Rückſicht auf ihre Würdigkeit. Denn was unglaublich für uns iſt, das iſt bei jenen Barbaren ein Herkommen, daß die Kaſte oder die Geburt höher geachtet wird, als alles andere Verdienſt. In der dritten Kaſte leben die geringen Beamten, die Handwerker, Kaufleute, gemeinen Krieger, die Hirten und Ackerleute, desgleichen die Künſtler, Gelehrte und gemeinen Prieſter. In der dritten Kaſte ſind die Leibeigenen oder Sklaven, welche man wie anderes Hausvieh verkaufen oder verſchenken kann. Bei einigen Völkerſchaften, die ihre erſte Rohheit ſchon zum Theil abgelegt haben, fehlt jedoch ſchon die vierte und letzte von den Kaſten; eben ſo findet man einzelne Völkerſchaften, wo gute Fürſten, welche die Gewaltthätigkeit ihrer Großen erkannten, keine Geſetze mehr geben, als mit Einſtimmung eines Senats, aus den verſchiedenen Kaſten des Volks gewählt.

Die Könige in den Ländern von Thule leben untereinander in faſt immerwährender Feindſchaft und Beargwohnung. Die Schwächern ſind nur ſicher durch den gegenſeitigen Neid der Stärkern. Wo aber die Stärkern ſolche

Eiferſucht unter ſich verlieren, fallen ſie die ſchwächern Staaten, unter ſchlechterſonnenen Vorwänden, mit Krieg an, und vertheilen ſie unter ſich. Dafür laſſen ſie ſich den Titel der Gerechten, der Väter des Vaterlandes, oder der Helden beilegen, wie denn dergleichen eitle Beinamen überall und von jeher bei den Barbaren beliebt geweſen ſind. So oft aber die untere Kaſte in irgend einem Lande, Gebrauch machend von ihren beſſern Einſichten, ſich gegen die unmäßigen Vorzüge der obern Kaſten auflehnet, ſetzen alle Fürſten und höhere Kaſten der übrigen Reiche ihre beſondern Streitigkeiten beiſeite, und vereinigen ſich zur Herſtellung der vorigen Ordnung auf fremdem Boden, oft auf eine ſehr uneigennützige Weiſe. Ein ſolcher Krieg wird bei den Barbaren immer als ein heiliger angeſehen, weil ſie glauben, daß die Könige und die Rangordnung der Kaſten von den Göttern ſelbſt eingeſetzt worden ſeien.

Unter allen öffentlichen Ausgaben iſt diejenige zur Unterhaltung der Pracht an den Höfen die größeſte, und nächſt dieſer iſt die Ausgabe für das Heer, ſelbſt in Friedenszeiten, die wichtigſte. Für den Unterricht des Volks, für den Landbau und alles, was die Glückſeligkeit der Menſchen befördert, wird das Wenigſte gegeben. In den meiſten Ländern von Thule, wo die gewerbtreibende Kaſte die zahlreichſten Pflichten und die wenigſten Rechte hat, muß dieſe durch Abgaben faſt allgemein den Aufwand und die Bedürfniſſe des gemeinen Weſens befriedigen.

Was die Religion dieſer Barbaren betrifft, behaupten ſie alle, von einer und derſelben zu ſein, und alle rühmen ſich ein und deſſelben Urhebers ihrer Lehre. Allein die Arten ihres Gottesdienſtes ſind mannigfaltig verſchieden, ſo wie die Meinungen über die Perſon ihres Religionsſtifters. Deswegen feinden ſich die Parteien mit großer Erbitterung an, und verfolgen und verachten ſich. Im Ganzen findet man bei allen Parteien vielen Aberglauben, den aber die Prieſter ſelbſt befördern. Vom höchſten Weſen haben ſie unwürdige Vorſtellungen, denn ſie eignen ihm

Digitized by Google

ſogar menſchliche Leidenſchaften zu. Und wenn die Könige ihre Völker gegen einander in den Krieg führen, wird auf beiden Seiten den Prieſtern geheißen, das höchſte Weſen anzurufen, die Gegner zu verderben. Nach erfochtenem Siege danken ſie dem höchſten Weſen für das ihren Feinden geſtiftete Verderben.

Ihre meiſten Geſchichtbücher verdienen kaum geleſen zu werden; denn dieſelben enthalten gewöhnlich keine Nachrichten von den Nationen, ſondern nur von ihren Königen und deren Heirathen, Erbfolgen, Kriegen und Gewaltthaten. Die Namen der nützlichſten Erfinder und Wohlthäter werden kaum berührt, aber die Namen der verwüſtenden Feldherren ſtehen überall voran, gleichſam als wenn ſie die wahrhaften Wohlthäter des menſchlichen Geſchlechtes wären. Auch ſind die Geſchichten dieſer Völker, wegen ihrer von den unſrigen abweichenden Sitten, ſchwer zu verſtehen. Denn bei ihnen iſt weder zu allen Zeiten, noch auch zu einer und derſelben Zeit, in allen Ständen einerlei Begriff von Ehre oder Tugend zu finden. In den höhern Kaſten kann Unzucht, Ehebruch, Verſchwendung, Spielwuth, Mißbrauch der Gewalt löblich genannt werden, oder als anmuthige Schwäche erſcheinen, was in den untern Kaſten als Laſter oder Verbrechen mit Tod und Kerker beſtraft wird. Wider Betrug und Diebſtahl hat das Geſetz für die untern Kaſten die härteſten Bußen angeordnet; wenn aber ein Großer mit anſtändiger Klugheit das Land betrügt, und ſich auf Koſten ſeines Fürſten bereichert, wird er ſehr häufig in Ehren erhöhet oder mit Gnadengehalten entlaſſen. Gleichwie in Tugenden und Laſtern, iſt es auch in der Ehre gehalten. Die Mitglieder der obern Kaſten bedürfen keiner andern Ehre, als ihrer Geburt, alle Vorzüge zu verdienen; die Wenigſten in den untern Kaſten können nur ſelten durch Tugenden dem Anſehen jener Günſtlinge des Zufalls gleichkommen. Die Ehre aber, welche durch Zufall der Geburt entſteht, kann eben ſo zufällig durch ein bloßes Schimpfwort vernichtet werden.

Digitized by Google

Noch ſeltſamer iſt die Art ihrer Wiederherſtellung. Der, welcher mit einem Wort die Ehre verletzt hat, und der, welchem ſie verletzt worden iſt, begegnen ſich nach vorgeſchriebenen Ordnungen wie Raſende mit Waffen, und ſuchen einander zu verwunden. Sobald nun eine Wunde oder der Tod beigebracht worden iſt, gleichviel, welchem von beiden, glauben ſie aufrichtig, die Ehre ſei wieder hergeſtellt.

Uebrigens haben die Barbaren mit einander gemein, daß ſie insgeſammt auf Gewinn erpicht ſind, und dafür ihr Leben, wie ihre Tugend, wagen. Es gehört zu den Seltenheiten, welche Erſtaunen oder Gelächter erregen, wenn einer dem andern unentgeldlich arbeitet, oder ſein Hab und Gut dem Wohl des gemeinen Weſens aufopfert. — Sie reden übrigens viel von edeln Geſinnungen und großmüthigen Handlungen; doch ſieht man dieſelben nur auf den Schaubühnen unbeſpottet erſcheinen. Die Einwohner von Thule gleichen aber faſt alle den Schauſpielern, und ſie haben in der Kunſt, etwas anders vorzuſtellen, als ſie ſind, große Fertigkeit. Keiner von ihnen ſpricht leicht gegen andere ſo wie er denkt. Daher nennen ſie Menſchenkenntniß die ſchwerſte Kunſt, und Lebensklugheit die höchſte Weisheit.

Inzwiſchen können ſie ſich doch nicht ſo ſehr verbergen, daß man nicht ihre Schalkheit oder ihre Unbehilflichkeit erkennen ſollte. Denn weil ſie mit der menſchlichen Vernunft im beſtändigen Widerſpruch leben, anders lehren und anders handeln, anders empfinden und anders reden, und zu ihren Zwecken oft die widerſinnigſten Mittel wählen, wird ihre Rohheit offenbar. Um zum Ackerbau zu ermuntern, belaſten ſie den Landmann mit den ſchwerſten Abgaben und der größten Geringſchätzung; um den Verkehr und Handel zu ſpornen, errichten ſie zahlreiche Zollſtätten und Waarenverbote; um fehlbare Menſchen zu ſtrafen und zu verbeſſern, ſperren ſie dieſelben in öffentliche Zwanghäuſer zuſammen, wo ſich die Verdorbenen gegenſeitig mit

ihren Laſtern noch mehr vergiften, und von wo ſie als vollendete Verbrecher wieder in die Geſellſchaft der Menſchen zurückkehren; um ihres geſunden Leibes zu pflegen, verkehren ſie die Ordnung des Lebens: einige wachen in der Nacht und ſchlafen am Tage; andere zerſtören die Säfte ihres Leibes mit hitzigen Getränken und Gewürzen, die ſie um große Summen aus Indien erkaufen, alſo daß kaum eine arme Haushaltung zu finden iſt, welche ſich mit der Frucht ihres Feldes oder ihrer Heerde begnügt, ohne nicht Getränke aus Arabien oder Gewürze aus Indien und Fiſche aus entfernten Meeren hinzuzuthun. — — — — —

## Die Wirkung der Fragmente des jüngern Pytheas.

Hier endete Olivier die Vorleſung. Er ſah mich mit fragenden Blicken an.

Lächelnd ſagte ich: „Man muß geſtehen, der Ton darin iſt gut gehalten. Ungefähr ſo würde einer der alten griechiſchen Weiſen von den barbariſchen Nationen Aſiens ſeiner Zeit geſprochen haben, wenn er ſie beſucht hätte. Recht brav! Selbſt der edeln Steifheit der Schreibart merkt man an, daß dieſe Fragmente nur Ueberſetzung ſind. Indeſſen glaube ich doch nicht an ihre Aechtheit. Wir haben nichts von Pytheas, meines Wiſſens, als ...“

Es unterbrach mich Olivier mit unmäßigem Gelächter, und rief: „O du armer Norbert, du Kind des achtzehnten Jahrhunderts, der du immer nur an der Oberfläche und Schaale der Dinge herumtaſteſt und den Kern darüber vergiſſeſt, der du immer mit dem Schein zu ſchaffen haſt, und nicht in das Weſen dringeſt, ſiehſt du und hörſt du denn nicht, daß du ſelbſt ein Bürger von Thule biſt? — Was? Aſien? Nein, ſo würde ein Weiſer der griechiſchen Vorwelt von euch Europäern geredet haben, wenn er Euch zu ſeiner Zeit hätte beſuchen können!“

Digitized by Google

„Du haſt Recht, Olivier; du ließeſt mich nur nicht zu Ende kommen. Ich wollte noch hinzuſetzen, es ſind dieſe Fragmente eine Art lettres persannes. Die Rede iſt von uns. Die treffende Wahrheit iſt unverkennbar.“

„Ich verſtehe dich nur halb, dich Kunſtmenſchen. Nicht ſo, du beurtheilſt die Kunſt des Verfaſſers, ob er die Wahrheit getroffen habe? Oder meinſt du, die Wahrheit habe dich getroffen?“

„Beides! Doch auf dich, lieber Olivier, machte ſie ſchmerzlichere Eindrücke, wie du vorhin erzählteſt, du lageſt mit dieſem Buche im Schatten eines Ahorns. Erzähle weiter.“

„Gut, da lag ich. Wie ich die Fragmente geleſen hatte, warf ich das Buch von mir, ſank mit dem Haupte in's Gras zurück, ſtarrte über mir in die dunkle Bläue des ewigen Himmels hinaus, hinaus in die Tiefen des nirgends umuferten Weltalls, und dachte Gott den Alleserfüllenden, Alles mit Liebe und Herrlichkeit Durchdringenden; und dachte an die Ewigkeit meines Daseins in dieſer Unendlichkeit; und verſtand in dem Augenblick dieſer erhabenen Vorſtellungen viele Worte Chriſti beſſer, des Wiederoffenbarers der göttlichen Verhältniſſe unſerer Geiſter: In unſers Vaters Haus ſind viele Wohnungen. Wenn ihr nicht werdet wie die unſchuldigen, natürlichen Kindlein. Wer mein Jünger ſein will, der verläugne die Thorheiten der heutigen Welt, und nehme mein Kreuz muthig auf ſich. — Und ich ſah die Göttlichkeit Chriſti nie heller als damals. Ich dachte an die Entartungen des Menſchengeſchlechts, wie dasſelbe von Jahrtauſend zu Jahrtauſend aus der Wahrheit, Einfalt und Seligkeit der Natur immer weiter abgeirrt war zum thieriſchen, verkünſtelten, wahnſinnigen, ſchmerzensvollen Leben. Ich flog in meinen Gedanken zurück in die Urwelt, zu den erſten Völkern, zu den einfachen Denkweiſen der hohen Alten. Ich ſeufzte, ich fühlte Thränen in meinen Augen. Ich ward in meinen Gedanken wieder ein einfaches Gotteskind.

Digitized by Google

Warum kann ich nicht wahr fühlen, wahr denken, wahr reden, wahr handeln wie Jeſus Chriſtus? Kann ich nicht die Feſſeln des Gewohnten abſtreifen? Was hindert mich, als dumme Scheu, unter Wahnſinnigen, unter verkehrten Barbaren ein Vernünftiger, ein Gottesmenſch zu ſein? So ſprach ich. In meiner Einbildung war ich's nun ſchon. Ich ſchloß die Augen. Ich empfand eine unausſprechliche Seligkeit, von der in ihrer Verthierung ſich quälenden Welt, mit Gott, mit der Natur, dem Weltall, der Ewigkeit, wieder verſöhnt und eins zu ſein. So lag ich lange; denn als ich die Augen öffnete, war die Sonne verſchwunden und das Abendroth umſchwamm und vergoldete Alles. Ich wähnte in einer andern Welt zu athmen.«

»Ich kenne dieſe heiligen Zuſtände!« ſagte die Baronin.

»Da ich mich erhob, um in die Stadt zurückzukehren,« fuhr Olivier fort, »und meine Uniform an mir erblickte, durchzuckte es mich wie ein Blitz. Ekelhaft lag die Welt mit allen ihren Thorheiten, mit allen ihren Widerſinnigkeiten vor mir da; nie heller ſah ich den gräßlichen Abfall der Menſchheit von dem Ewigen, Wahren und Heiligen, als in jenem Augenblick. Ich erkannte, daß Sokrates, lebte er heut', noch einmal den Giftbecher trinken müßte; daß Chriſtus, lebte er heut' in unſern Städten, in jeder Stadt ſein Jeruſalem wieder finden, und von den chriſtlichen Sekten einſtimmig zum Kreuz geführt, von den Fürſten als Feind der alten guten Ordnung, als Volksverführer, als Schwärmer verurtheilt werden müßte. — Ich ſchauderte. Da fragte ich mich im Gehen mit lauter Stimme: »Haſt du Muth?« — Der feſte Wille durchdrang mich. Ich antwortete mit lauter Stimme: »Ich habe Muth. Es ſoll ſein. Ich will vernünftig werden, erfolge daraus, was wolle.«

»Am andern Morgen — ich hatte einen erquickenden Schlaf gethan und faſt Alles, was ich den Abend vorher gedacht, vergeſſen — fiel mir dies Buch wieder in die Augen. Ich erinnerte mich meines Entſchluſſes wieder.

Digitized by Google

Nun erkannte ich das Gefährliche meines Wagſtücks. Ich ward ſchwankend. Und doch mußte ich die Wahrheit meiner geſtrigen Ueberzeugungen anerkennen. Wer mein Jünger ſein will, ſoll alles verläugnen. Ich durchdachte meine häuslichen und öffentlichen Verhältniſſe. Ich kam mir vor, wie der reiche Jüngling im Evangelium, der traurig von Chriſto ſchied. Da fragte ich mich wieder: „Haſt du Muth?“ — Und mit lauter Stimme antwortete ich: „den will ich haben.“ — Und ſo beſchloß ich von Stund an vernünftig zu handeln, im Kleinſten wie im Wichtigſten. Nur den erſten Schritt gethan und den Hohn der Menſchen nicht geachtet, wird jeder folgende Schritt leicht.“

„Ich zittere für dich, du edler Schwärmer!“ rief ich und drückte ihm die Hand: „Nicht ſo, du erzählſt mir doch den Ausgang deines Wagſtücks?“

„Warum nicht? Aber ſo etwas muß im Freien geſchehen, unterm Himmel, unter den Bäumen, im Anblick des weiten Meeres!“ ſagte Olivier: „Denn, lieber Norbert, in der Stube, zwiſchen Wänden und Mauern ſieht manches vernünftig aus, was in der freien Natur, wo ſich die Seele gleichſam in das große, reine All auflöſet, gar hirngeſpinſtiſch und träumeriſch erſcheint. Und umgekehrt findet man draußen in den Umgebungen der Gottesſchöpfung, wo das Ewige und Wahre bleibend ſteht, daß manches vollkommen richtig ſei, was inner den Wänden einer Wohnſtube voller häuslichen Rückſichten, oder inner den Wänden eines philoſophiſchen Lehrſaales, eines Audienzzimmers, eines Ballſaals, eines prunkvollen Geſellſchaftszimmers, wie überſpanntes Weſen, wie Albernheit, wie Schwärmerei oder Verrücktheit erſcheint. Alſo komm' in's Freie!“

Er nahm mich beim Arm. Die Baronin ging zu ihren Kindern. Olivier führte mich durch den Garten auf einen Hügel, wo wir im Schatten eines Felſen lagerten. Ueber uns ſchwammen im weiten Luftmeer die zarten Zweige

Digitized by Google

der Birken; unter uns die blitzenden Wogen des Ozeans ins Unendliche.

Olivier erzählte dann ungefähr folgendermaßen:

## Oliviers Erzählung.

Das Schickſal begünſtigte mich eben damals, als es mit meiner Vernunft zum Durchbruch kam, ganz vorzüglich. Mein Vater, deſſen Vermögensumſtände durch unmäßigen Aufwand zerrüttet worden waren, hatte mir nach ſeinem Tode nur ein mäßiges Erbtheil hinterlaſſen. Allein ich hatte die Ausſicht, nach dem Tode meines Oheims ein ſehr ſtattlicher Gutsbeſitzer zu werden. Dieſe Ausſichten waren aller Welt bekannt. Dazu kam noch, daß ich mit der Baroneſſe von Mooſer, der Tochter des Kammerpräſidenten, verlobt worden. Sie war eine der erſten Parthien im Lande, wie man ſo etwas zu nennen pflegte, das heißt, ſie war ſehr hübſch, ſehr reich und Nichte des Kriegsminiſters. Die Heirath wurde von meinem Verwandten und dem alten Oheim eingefädelt; ich mußte, dem Lauf der Welt gemäß, einwilligen. Nur die Kränklichkeit meines Oheims, der bei mir Vaterſtelle vertrat, verzögerte die Vermählung. Major war ich ſchon; bei der nächſten Beförderung ſollte ich Oberſtlieutenant werden. In einem Paar Jahren konnte mir das Regiment nicht fehlen.

So ſtanden die Sachen zu jener Zeit. Ich fand nun freilich, nach meiner Geneſung zur Vernunft, daß die Sachen widerlich ſtanden. Es ward mir unbehaglich, daß ich freier Mann mein Daſein durch Verwandte, an ein Mädchen, wegen Geldes, Herkunft und Protektionen hatte verkuppeln laſſen, ohne zu wiſſen, ob das Mädchen mit ſeinen Eigenheiten, Anſichten, Fehlern und Neigungen zu mir gehören könne? Die Baroneſſe war allerdings hübſch und gut, allein nicht um ein Haar anders, wie Frauenzimmer von eben ſolcher Erziehung ſind und ſein können: gut-

müthig von Natur, aber durch Verkünſtelung eitel, lebens- luſtig, leichtſinnig, ſtolz auf Verwandtſchaft, auf Rang, auf Schönheit, witzig, und witzig auf Unkoſten des Beſten in der Welt; in allem mehr franzöſiſch, als deutſch. Ob ſie mich wirklich ein wenig liebe, wußte ich nicht; daß ich für ſie nicht mehr, als für jedes andere gebildete und hübſche Frauenzimmer fühlte, das wußte ich.

Ein Brief durch Eilboten forderte mich zu meinem kränklichen Oheim. Ich erhielt Urlaub vom General; ſchied von meiner Verlobten und ihren Aeltern und reiſete zum Oheim. Als ich ankam, war er ſchon geſtorben und begraben. Ein alter Verwalter übergab mir die Schlüſſel zu den Schränken, und das Teſtament. Ich entrichtete die wenigen kleinen Legate an die Dienerſchaft, zog den Verwalter in mein Geheimniß, und erklärte mich öffent- lich ganz arm, alles Vermögen meines Oheims unermeß- lich verſchuldet.

So kehrte ich in meine Garniſon zurück und machte mein Mährchen bekannt. Es war mir nur darum zu thun, die Denkart meiner Verlobten zu prüfen, und ob ſie Muth genug haben werde, an meiner Seite der Welt zu ent- ſagen und zu werden, wie ich? — Um die Sache noch auffallender zu machen, verkaufte ich alles, was ich ent- behren konnte, um meine Schulden in der Stadt zu be- zahlen, denn ich hatte deren in der That, alte und neue, eine ziemliche Menge. Meine Kameraden lachten mich aus, und beſonders wenn ich vorgab, es ſei mir darum zu thun, wenigſtens ein ehrlicher Mann zu bleiben. Selbſt der Kammerpräſident und ſeine Gemahlin riethen mir's ab: ich müſſe keinen Eclat machen, ich blamire mich und ihr Haus, ich gebe mir und ihnen ein Ridicule u. ſ. w.

Ich blieb bei meinem Sinn: Redlichkeit gehe über Glanz, und Armuth ſei keine Schande. Wer viel ent- behren könne, ſei reich. — Dieſe Redensarten, wie man es nannte, gefielen am allerwenigſten der Baroneſſe. Ihre

Digitized by Google

Aeltern gaben mir zu verſtehen, ihr Kind ſei an gewiſſe Aiſances gewöhnt, ſie ſelbſt wären nicht reich genug, ſchon während ihres Lebens mir und der Tochter ein anſtändiges Sort zu machen. Kurz, nach wenigen Tagen traute man ganz unumwunden meinem eigenen Zartgefühl zu, daß ich die Verbindung freiwillig aufgeben werde. Ich nahm gar keinen Anſtand, es zu thun, und zu erklären, ich fände es billig, weil hier keine Wahl tugendhafter oder liebender Herzen, ſondern nur eine Uebereinkunft und gegenſeitige Geldabrechnung der Verwandten Statt gefunden habe.

Meine vorgebliche Armuth hatte aber noch ganz andere Wirkungen guter Art; nämlich die alten Freunde und luſtigen Brüder ſuchten mich weniger auf. Doch that mir's wohl, daß mich einige ihrer Hochachtung noch immer werth hielten. Die meiſten wurden kälter und ſeltener. Alſo mit dem Gelde hatte ich für ſie das höhere Intereſſe verloren. Deſto beſſer! dachte ich: und deſto wahrer darfſt du reden und ſein.

Ich hatte, und das war voraus zu ſehen, mit der Wahrheit ſo wenig Glück, wie jeder Andere vor mir. Seit einigen Wintern pflegte ich dem Offizierkorps Vorleſungen über wiſſenſchaftliche Gegenſtände zu halten. Ich war noch jetzt daran, ſprach nun aber frei mein Inneres aus. Als ich aber mit folgenden Sätzen hervortrat: Jeder Krieg, der nicht für Unabhängigkeit und Sicherheit des Vaterlandes gegen fremde Unterdrücker geführt werde, ſondern für perſönliche Launen des Fürſten, Intriguen der Miniſter, Ehrgeiz der Höfe, um zu erobern, um ſich in die Angelegenheiten anderer Völker zu mengen, um eine bloße Rache zu üben, ſei ungerecht; ſtehende Heere ſeien die Plage der Länder, der Ruin der Finanzen, die Kerkerknechte des Deſpotismus, wo der Fürſt Deſpot ſein wolle; — der Soldat ſei Bürger; — der Erb- und Briefadel heut Unſinn, der nur unter Wilden und Barbaren eine Art Sinn gehabt habe; — ich hoffe noch die Zeit zu erleben,

Digitized by Google

daß alle Könige Europens durch ein Konkordat ſich über Aufhebung der ungeheuern Zahl ſtehender Heere verſtändigen, und hinwieder alle waffenfähigen Bürger zu Soldaten machen werden; — Duellanten gehören in's Irren- oder Zuchthaus: — als ich mit dieſen oder ähnlichen Sätzen hervortrat und ihre Richtigkeit erwies, an welcher der geſunde Menſchenverſtand nicht zweifeln könne, wurden mir die Vorleſungen verboten, und der General gab mir einen derben Verweis. Ich widerſprach und bekam Arreſt.

Das alles that mir nicht weh; denn ich hatte es erwartet. Doch überall vollſtreckt' ich meine Pflicht. Seit der Ungnade, in die ich beim General gefallen war, fingen auch die beſſern Offiziere an, ſich von mir zurückzuziehen. Man lachte und ſpöttelte viel über mich. Einige der witzigſten hielten mich für verrückt und meinten, das ſei die Folge des Schreckens, den ich bei meiner vereitelten Hoffnung auf die große Erbſchaft gehabt haben ſollte. Bald ward ich ſo verlaſſen, daß ſelbſt mein bisheriger Bedienter nicht mehr bei mir bleiben wollte, weil ich mich und ihn mit zu karger Koſt nährte, den Kaffee abſchaffte, ſelten Wein nahm, und ihm ſtatt der bisherigen reichen Livree eine einfache bequeme Tracht machen laſſen wollte, ungefähr wie die, in der du mich jetzt ſiehſt.

Dagegen erhielt ich zu derſelben Zeit einen Brief, der mir für Alles Erſatz bot. Ich hatte nämlich vor Jahren ein armes Bettelmädchen weinend vor der Scheuer eines Bauernhauſes gefunden. In der Scheuer lag auf Heu die Mutter des Mädchens ſterbend, in Lumpen. Ich erfuhr von dem ſterbenden Weibe, das ſelbſt noch ſehr jung war, es ſei aus dem ſüdlichen Deutſchland, von armen aber rechtſchaffenen Aeltern, in den Dienſt einer reichen Herrſchaft getreten, dort vom Sohn des Hauſes verführt, dann mit einem Stück Geld aus dem Hauſe gewieſen worden, habe nach ihrer Entbindung Dienſt geſucht, aber wegen des Kindes nirgends langen Unterhalt gefunden,

Digitized by Google

ſei immer umhergeſtrichen, habe zuletzt nur von Almoſen gelebt, und könne nun für ihre Tochter nichts als beten. — Ich lief in das Bauernhaus, um ihr Erfriſchungen zu kaufen, denn der Bauer hatte ihr kaum den Ruheplatz in der Scheuer geſtatten wollen. Als ich zurückkam zu ihr, lag ſie ſchon entſeelt auf dem Heu, und das Mädchen jammernd über dem Leichnam der Mutter. Ich tröſtete die Kleine, ſo gut ich konnte; beſtritt die Begräbnißkoſten der Verſtorbenen, und ſchickte das verwaiſete Mädchen, welches nicht einmal den Geſchlechtsnamen ſeiner Mutter kannte, beſſer gekleidet in eine weibliche Erziehungsanſtalt nach Raſtrow. Es hieß Amalia, ich gab ihm zum Almoſen noch den Beinamen Scheuer, nach dem Fundort.

Nun eben, da Alles von mir wich, erhielt ich aus der Anſtalt Raſtrow von dieſer Amalia Scheuer einen Brief, der noch jetzt zu meinen Kleinodien gehört. Du ſollſt ihn leſen. Er rührte mich damals zu Thränen. Der Inhalt davon war ungefähr: Sie habe mein Unglück vernommen, und glaube nun ihrem Vater, ſo pflegte ſie mich zu nennen, nicht länger zur Laſt ſein zu müſſen. Sie werde ſuchen, als Erzieherin in einem guten Hauſe, oder durch Stickerei, Putzmachen, Unterrichten im Klavierſpiel, oder auf irgend eine Art ihren Unterhalt ſelbſt zu erwerben. Ich möge für ſie unbekümmert ſein; nun ſei die Reihe an ihr, Kummer für mich zu haben. Du mußt den Brief ſelbſt leſen mit den ſchönen Ausbrüchen von Dankbarkeit. Es iſt die Abſpiegelung der frömmſten, reinſten Seele. Sie bat noch um Erlaubniß, ein einziges Mal ihren Wohlthäter zu ſehen, deſſen Bild ihr nur dunkel im Gedächtniß ſchwebe ſeit dem Todestag ihrer Mutter. — Ich ſchrieb ihr zurück, lobte ihre Geſinnungen, aber verſicherte, ſie habe nicht Urſache, ſich zu übereilen; ich würde für ſie ſorgen, bis ſie einen angemeſſenen Platz habe.

Eines Tages, da ich von der Wachtparade zurückgekommen, ward an die Thüre meines Zimmers gepocht. Ein unbekanntes Frauenzimmer trat herein, ein liebliches Ge-

Digitized by Google

ſicht. Lilien und Pfirſichblüthen miſchten die Farben im Strauße nie ſchöner, als auf dieſem Antlitz unter einer Lockenfülle des Haares. Sie fragte mit Erröthen und zitternder Stimme nach mir; dann fiel ſie in Thränen zerfließend nieder, umarmte meine Knie, und da ich erſtaunt ſie aufrichten wollte, bedeckte ſie meine Hand mit ihren Küſſen. Was mir ahnete, beſtätigte endlich ihr Ruf: „O mein Vater! o mein Vater! o mein Schutzgeiſt!“ Ich beſchwor ſie, aufzuſtehen. Sie bat mich, ſie in dieſer längſt erſehnten Stellung verharren zu laſſen, und ſagte: „Ach, ich bin ſo ſelig, daß mein Herz bricht!“

Es währte lange, ehe ſie ſich erholte und aufſtand. Dann ſchloß ich ſie an mein Herz, drückte einen Kuß auf ihre helle Stirn, und befahl ihr, mich als Vater zu betrachten und Du zu heißen. Sie gehorchte. Aber mir hatte der väterliche Kuß etwas die Sinne verwirrt. Sie war in einem Gaſthof abgetreten. Dort ließ ich ſie einige Tage; aber dieſe Tage waren genug, über mein Weſen zu entſcheiden. Als Amalia in ihre Anſtalt zurückreiſen wollte, gab ich ihr den Rath, in einer bürgerlichen Wohnung der Stadt zu bleiben, und Stickereien um Geld zu unternehmen. Es war mir zu ſchwer, mich von ihr zu trennen. Aber ihr verrathen, daß ich reich ſei, wollte ich auch nicht. Ich mußte ſie prüfen. Ich miethete ihr einige Zimmer; nahm eine Magd zu ihrem Dienſt, verſorgte ſie mit Flügel, Harfe, Büchern, nach wenigen Tagen auch mit Aufträgen zu Stickereiarbeiten, die ich freilich alle auf eigene Koſten machen ließ, aber vorgab, ſie kämen von fremder Hand. Ich beſuchte ſie wöchentlich nur ein= oder zweimal, um Aufſehen und üble Deutung zu meiden.

Jeder Beſuch war mir ein Feſt. Du kannſt dir's denken, wie ſüß es mich durchdrang, zu wiſſen, es lebe unterm Monde ein Weſen, das mir Alles ſchuldig ſei, das keinem zugehöre in der Welt, als mir, das von meiner Fürſorge Alles erwarte; und dies Weſen ſei von allem, was die Natur mir jemals Schönes, Frommes, Edles gewieſen,

das Auserleſenſte. — Amaliens Schönheit und demüthiger Stand waren bald in der Stadt kein Geheimniß. Sie zog die Blicke auf ſich. Man ſprach mir davon, und ich verhehlte nicht, daß ich ihr Pflegevater ſei, und ſie ein armes Kind von unehelicher Geburt. Man brachte ihr bald Arbeiten über Arbeiten, denn ich hatte ihr unterſagt, je in ein fremdes Haus zu gehen. Frauenzimmer kamen zu ihr, weniger der Stickereien wegen, als die vielgeprieſene Anmuth des Mädchens in der Nähe zu ſehen.

Eines Tages, da ich Amalie beſuchte, hörte ich, indem ich vor der Thür ihres Zimmers ſtand, daß ſie mit einem Mann in heftigem Wortwechſel war. Ich erkannte die Stimme meines Oberſtlieutenants. Als ich die Thüre öffnete, wollte er ihr einen Kuß rauben. Ich warf ihm ſein unanſtändiges Betragen vor, und da er Umſtände machte, flog er unter meinen Händen zur Thür hinaus, die Treppe hinab. Er glaubte, ich habe ſeine Ehre beſchädigt, und forderte mich zum Duell. Ich wies ihn mit ſeiner Narrheit ab. Das Korps der Offiziere drohte, nicht mehr neben mir dienen zu wollen, weil ich ein Feiger wäre. Das war ich nicht, ging auf den beſtimmten Kampfplatz wehrlos, und ſagte dem Narren, wenn er Luſt habe zum Meuchelmord, ſo gebe ich ihm Erlaubniß dazu. Jetzt ſchimpften er und die Offiziere pöbelhaft. Sie glaubten, nach ihren barbariſchen Vorſtellungen, damit ſei meine Ehre tödtlich verwundet, wenn ſie ſich ſelbſt durch Pöbelei entehrten. Ich fragte ſie dagegen, ob Gaſſenbuben, die einen achtbaren Mann auf der Straße mit Koth bewürfen, dadurch achtbar, hinwieder der achtbare Mann dadurch ein Gaſſenbube würde?

Am andern Morgen bei der Parade übergab mir ganz unerwartet mit zierlicher Rede der General einen vom Hofe ertheilten Orden. Dieſer war noch Spätfrucht meiner ehemaligen Verbindungen mit der Baroneſſe von Mooſer, und das Werk ihres Oheims des Kriegsminiſters. Ich konnte das Bändlein, nach meinen Begriffen von Ver=

dienſten, gar nicht annehmen. Und hätte ich wirklich ein Verdienſt um den Staat gehabt, würde ich mich geſchämt haben, die Belobung deſſelben alle Tage prahleriſch mit mir umherzuſchleppen. — Meine ſtandhafte Weigerung, das Läppchen mit dem Sternlein anzunehmen, war in den Jahrbüchern der Monarchie unerhört. Meine Aeußerung: Pflicht und Tugend laſſen ſich nicht belohnen, ſondern nur anerkennen; aber auch nicht anerkannt, thue der Biedermann ſeine Pflicht; am wenigſten laſſe er ſich zwingen, vor andern Leuten mit dem, was er geleiſtet, groß zu thun: — dieſe Aeußerung galt für Jakobinerei und Unſinn. Der General ward wüthend. Nun traten die Offiziere wegen ihrer, wie ſie meinten, ſchadhaft gewordenen Ehre auf. Ich bekam Verhaft, und nach wenigen Wochen Abſchied vom Regiment.

Deß war ich wohl zufrieden. Jetzt kleidete ich mich bürgerlich, wie ich wollte; eben nicht nach der herrſchenden welſchen Mode, aber beſcheiden, bequem, naturgemäßer, wie du uns hier alle in Flyeln ſiehſt. Die Leute ſperrten die Augen auf und hielten mich für närriſch, und das um ſo mehr, als ſie erfuhren, ich ſei nichts weniger denn arm, ſondern einer der begütertſten Männer des Landes. Nur Amalia wußte, warum ich ſo handle. Ich hatte ſie mit meinen Anſichten der heutigen Welt vertraut gemacht und mit meinen Grundſätzen. Sie ſelbſt ein Naturkind, einfach und geiſtvoll, billigte meinen Sinn und lebte ganz in demſelben. Freilich auf Malchens Urtheile konnte ich nicht ſtolz ſein, denn es waren nur meine eigenen. Sie dachte, ſie empfand nichts, als was ich; ihr Weſen war aufgelöſet in dem meinigen. Ihre ehrfurchtsvolle, töchterliche Liebe war ohne ihr Wiſſen in die reinſte, ſchamvollſte und innigſte der Jungfrau übergegangen, und ich freilich ſchien mir ſelbſt für die Vaterrolle etwas zu jung.

Als ich eines Tages ihr davon ſprach, daß ich auf meine Güter zurückzugehen denke, bat ſie, mir folgen zu dürfen; ſie wäre glücklich, mir dort als Magd dienen zu

Digitized by Google

dürfen. Und als ich ſtockend ſagte, ich gedenke mich zu vermählen, ſenkte ſie mit gefaltenen Händen ihr Haupt, und ſie ſprach: „Deſto beſſer, deine Gemahlin wird keine getreuere Dienerin finden, als mich.“ — Aber, ſagte ich, meine künftige Gemahlin denkt ſchon jetzt nicht ſo vortheilhaft von dir, als du verdienteſt. — „Was habe ich bei ihr ſchon verſchuldet?“ antwortete ſie mir mit aufgehobenem Antlitz und allem Stolz der Unſchuld. „Zeige mir deine Braut, ich werde um ihre Huld und Achtung werben.“ — Ich führte Malchen vor den großen Spiegel des Zimmers, zeigte hinein und ſagte ſtammelnd: da ſiehſt du ſie. — Sie machte bei dieſen Worten eine Bewegung des Schreckens, ſah mich erblaſſend mit ihren großen blauen Augen an, worin eine Frage erſtarb, und ſagte dann zitternd: „mir iſt nicht wohl!“ Sie ſank todtenhaft nieder. Ich rief der Magd. Ich war vom Entſetzen gelähmt.

Als Amalia genas und ſich nach dem Schlummer der Ohnmacht ihre Wangen färbten, und ſie die Augen aufſchlug, war ihr Erſtes ein ſanftes Lächeln gegen mich, dann Verwunderung über meinen und der beſchäftigten Magd Kummer. Erſt allmählig kehrten ihre Erinnerungen zurück. Sie glaubte geſchlafen zu haben. Ich wagte kaum von dem Vorgefallenen zu reden. Als wir wieder allein waren, ſagte ich: „Amalia, warum erſchrackſt du vor dem Spiegel? Warum darfſt du nicht meine Braut ſein? Rede offen, ich bin gefaßt, Alles zu hören.“ — Sie erröthete, war lange ſtumm, den Blick am Boden. — „Warum darfſt du nicht?“ fragte ich noch einmal. Da ſeufzte ſie und ſah zum Himmel: „Dürfen? o Gott, dürfen! Was darf ich noch anders, als was du willſt? Kann ich denn ſelig ſein, kann ich denn athmen, ohne dich? Ob deine Magd, ob deine Braut, alles eins, denn ich habe nur Eine Liebe für dich.“

Während ich in den Vorhallen des Himmels lebte, war die Stadt vor Erſtaunen außer ſich; waren meine Verwandten väterlicher und mütterlicher Seits in Grauſen

und Verzweiflung, als ich die nahe Vermählung mit Amalien ankündete. Ein Freiherr, aus altadelichem Geſchlecht, deſſen Altvordern im Dienſt der Könige die höchſten Würden bekleidet hatten, ein turnier- und ſtiftsfähiger Baron des Landes, mit den erſten Familien des Landes blutsverwandt, geht die heilloſeſte Mesalliance ein, nicht einmal mit einer Briefadelichen, nicht einmal mit einer vornehmen Bürgerlichen, nicht einmal mit einer ehrlichen Handwerkerstochter, nein, mit einem Bettelmädchen von unehelicher Abkunft! — Man ſchrieb mir Drohbriefe aus meiner ganzen Verwandtſchaft, man werde ſich meiner öffentlich ſchämen, mich von künftigen Erbſchaftsfällen ausſtoßen, mich durch Verwendungen beim allerhöchſten Ort zu zwingen wiſſen. Es kam alles zu ſpät, denn nach vierzehn Tagen ſchon war mir Amalia förmlich vor dem Altar angetraut worden.

Was ſoll ich dir von den Thorheiten erzählen, welche die Menſchen, behaftet mit ihren Vorurtheilen, begannen, ſobald ich's darauf anlegte, als ehrlicher, natürlicher Menſch zu leben, ſtreng, der Wahrheit gemäß, mit Verbannung aller Schnörkeleien, aller Tanzmeiſterhöflichkeiten, aller Ausländereien, aller ſogenannten Konvenienzen, ohne jedoch deswegen ein würdiges und anſtändiges Betragen aus den Augen zu ſetzen. Mein einfaches Du, mit dem ich jeden anredete und von jedem angeredet zu werden bat, ſchreckte ſogleich Jeden von mir, als wäre ich mit Peſtbeulen bedeckt. Mein Bart wurde zum Geſpötte; mein freundliches Grußerwiedern ohne ſpießbürgerliches Hutabziehen auf den Gaſſen zur ungeheuern Grobheit. Ich ließ mich nicht irre machen. Einmal mußte Bahn gebrochen werden. Ich wollte ſehen, ob es im neunzehnten Jahrhundert erlaubt ſei, in einer europäiſchen Stadt mit Wegwerfung aller Schnurren, aller verſchrobenen Begriffe über Ehre, Sittlichkeit, Recht, Anſtändigkeit, aller Lächerlichkeiten von Titulaturen und Komplimenten, die nichts ſagen, zu leben? Weit entfernt, jemanden durch irgend eine Unart zu kränken,

jemanden wegen ſeines Vorurtheils, ſeines Wahns, ſeiner moraliſchen Verzerrung Vorwürfe zu machen, ward ich gefälliger gegen jeden. Ich ſuchte die Menſchen, von welchen ich äußerlich ſo ſehr verſchieden war, wie ich es längſt ſchon in meinem Innern geweſen, durch Güte, durch Wohlthun mit mir zu verſöhnen. Es war fruchtlos.

Ich begab mich auf meine Güter hierher nach Flyeln. Ich fand Vergnügen daran, mit meinen Angehörigen bekannt und vertraut zu werden. Sie waren damals Halbwilde; ſie waren Leibeigene. Sie krochen vor ihrem Erbherrn ſklaviſch. Keiner konnte leſen und ſchreiben. Sie waren träg und unſittlich. Faullenzen, Saufen, Raufen ſchien ihr Himmel. Aberglaube war ihre Religion; todte, abgöttiſche Werkheiligkeit ihre Religioſität; und Betrug und Lug ihre Klugheit. Ich beſchloß, aus dieſem Vieh Menſchen zu machen. Ich ließ die Gefängniſſe verbeſſern, und ein großes Schulhaus bauen; ich und Amalia beſuch- alle Hütten; es waren kothige Ställe. Ich gebot, bei ſchwerer Strafe, die ſtrengſte Reinlichkeit. Wer nicht gehorchte, kam in den Kerker, hinwieder den Gehorſamen beſchenkte ich zur Aufmunterung mit Tiſchen, Spiegeln, Seſſeln und anderm Hausgeräth. Bald war alles in den Häuſern wohlgeordnet und ſauber. Ich verbot Kartenſpiel, Branntewein, Kaffee, Rauferei, Fluchen und Schwören u. ſ. w. Wer fehlte, ward herbe gezüchtigt; wer gehorchte und einen Monat lang nie Urſach zum Tadel gab, dem entließ ich Frohndienſte. Ich gab dem alten Pfarrer einen Gnadengehalt; wählte einen jungen, gelehrten, trefflichen Geiſtlichen, der ganz in meine Ideen eintrat, an die Stelle des vorigen; ernannte einen im wechſelſeitigen Unterricht geübten, in der Schweiz bei Peſtalozzi erzogenen Jüngling zum Schulmeiſter mit gutem Gehalt, und vollendete mit dieſen beiden Gehülfen die Reformation. Ich ſelbſt hielt wöchentlich zwei Mal Schule, aber mit erwachſenen Jünglingen und jungen Männern; der Pfarrer mit den ältern Männern und Greiſen; Amalia mit

den Jungfrauen; des Pfarrers Frau mit den Müttern. Ich ließ alle Kinder neu kleiden auf meine Koſten, ſo wie du ſie noch jetzt ſiehſt. Auf unſere Koſten änderte Amalia die ungeſtalte Tracht der Mädchen.

Schule und Gefängniß wirkten; noch mehr der Eigennutz. Sich bei mir einzuſchmeicheln, ließen die jungen Männer den Bart wachſen. Ich verbot das den Leibeigenen; nur den Freien war erlaubt, den Bart zu tragen. Sklaven mußten geſchoren gehen. Ich that die Pforte zur Freiheit auf. Wer ſeine Felder nach meiner Vorſchrift am beſten baute, erhielt dieſelben Ende Jahrs gegen geringen doch loskäuflichen Bodenzins, zum Eigenthum und dazu Befreiung vom Frohndienſt. Wer im zweiten Jahr der Sparſamſte, Fleißigſte, Verſtändigſte war, empfing ſeine Freiheit, ſein Haus eigen, einen Vorſchuß an Geld, ein Ehrenkleid, nach meiner Tracht gemodelt, er durfte den Bart wachſen laſſen. Schon am Ende des erſten Jahrs hatte ich Anlaß und Recht, ja ſogar Verpflichtung, mehrere ausgezeichnete Familien frei zu ſprechen; ſie gehörten ſchon vor meiner Ankunft zu den beſſern. Dies erweckte bei Vielen Neid, bei Allen Anſtrengung zur Nacheiferung, um ſo mehr, da ich von den Freien im Gericht an Gerichtstagen zu mir ſitzen und ſie über die Fehlbaren mitrichten ließ. Die Beiſitzer des Gerichts wurden aus der Mitte der Freien von ihnen ſelbſt erwählt.

Während ich mich hier um die übrige Welt wenig bekümmerte, bekümmerte ſich dieſe deſto mehr um mich. Ganz unerwartet erſchien auf miniſteriellen Befehl, den meine Verwandten bewirkt hatten, eine auſſerordentliche Kommiſſion, meine Geſundheits- und Vermögensumſtände zu unterſuchen. Man hatte mich für wahnſinnig ausgeſchrien und als verſchwende ich mein geſammtes Vermögen auf die tollſte Weiſe. Die Herren der Kommiſſion thaten ſich ein paar Monate lang gütlich. Ich weiß nicht, welchen Bericht ſie abgeſtattet haben, aber vermuthlich,

Digitized by Google

weil ich vergaß, ihnen Gold in die Hand zu drücken, den unvortheilhafteſten. Denn ohne Rückſicht auf meine Beſchwerden und Rechtsverwahrungen ward ich wie ein Blödſinniger behandelt, und auf meine Güter eingebannt. Es wurde mir ein Adminiſtrator meines Vermögens zugeſandt, der zugleich mein Betragen beobachten, und jeden Beſuch von Fremden abhalten mußte. Zum Glück war der Adminiſtrator ein rechtſchaffener und nicht unverſtändiger Mann; darum wurden wir bald einig und Freunde. Als er meine Rechnungen durchgeſehen hatte, erſtaunte der gute Mann über die Strenge der Oekonomie, und begriff, daß ich durch dieſe und durch das allmälige Auflöſen der Leibeigenſchaft und der Frohndienſte eher gewönne, als verlöre. Aus langer Weile half er mir ſelbſt bei den Vermenſchlichungsverſuchen meiner Sklaven. Er hatte dabei noch einige gute Einfälle, wie z. B., daß die Freigelaſſenen fünf Jahre lang Rechnung von ihren Ausgaben und Einnahmen vor Gericht ablegen mußten, um verſichert zu ſein, daß ſie ſich nicht verſchlimmerten und heimlich nachläſſig würden. Der gute Mann ward zuletzt ganz begeiſtert von unſerer Flyeler Wirthſchaft, denn er ſah, wie von den wohlberechneten Schritten ſelten einer ganz vergebens gethan war. Schon im zweiten Jahr meines Hierſeins zeichneten ſich die Landleute in unſern Ortſchaften vor allen der ganzen Gegend durch Häuslichkeit und Kenntniß und Ehrbarkeit aus. Man hieß ſie anderwärts nur Herrnhuter, und in den benachbarten Dörfern glaubt man noch heutiges Tages, die Flyeler hätten eine andere Religion angenommen.

Der Adminiſtrator und Vormund fand meine Anſicht der Welt in den Hauptſachen vollkommen richtig. Er wünſchte ſogar, daß man allgemein auf Vereinfachung und größere Wahrhaftigkeit in Sitte, Wandel und Leben zurückkommen möchte. Nur der Bart war ihm zuwider; ſeinen ſteifen Zopf im Nacken und den Puder im Haar vertheidigte er auf Tod und Leben; auch das Du war ihm an=

Digitized by Google

ſtößig, und er konnte es gegen Amalien und mich, trotz aller Anſtrengung, nicht über die Lippen hervordrängen. Inzwiſchen hatte ſein Bericht über mich, nach dem erſten Jahr ſeiner Adminiſtration, und nachdem er über die Geſammtverwaltung meines Vermögens an die Regierung die befriedigendſten Aufſchlüſſe gegeben hatte, die gute Folge, daß ich wieder in die Selbſtadminiſtration eingeſetzt wurde, doch aber mit einsweiliger Verpflichtung, jährlich davon Rechenſchaft abzulegen. Das war das Werk meiner Verwandten. Denn ſie ließen ſich nicht ausreden, ich habe einen guten Theil des geſunden Menſchenverſtandes verloren, obgleich mich mein bisheriger Vormund nur für einen wunderlichen Sonderling hatte geltend machen wollen. Eben deswegen, und damit ich durch meine neuerungsſüchtigen Irreden, nämlich durch mein unverhohlenes Ausſprechen deſſen, was Natur und Vernunft gutheißen, kein Aergerniß gebe, ward mir verboten, mich ohne beſondere höchſte Erlaubniß über die Grenzen meiner Güter hinauszubegeben, das heißt, das große europäiſche Narrenhoſpital nicht zu beſuchen, ſondern es bloß aus den Zeitungen kennen zu lernen. Dabei konnte ich nur gewinnen.

Es ſind nun beinahe fünf Jahre, daß ich hier in meiner glückſeligen Einſamkeit wohne. Gehe hinaus, betrachte meine Felder und die Felder unſerer Bauern, und unſere Waidungen, unſere Heerden und Wohnungen! Du wirſt einen aufblühenden, vorher hier ungekannten Wohlſtand erblicken. Alle meine Leibeigenen ſind frei. Ein einziger Trunkenbold und ein anderer träger, roher Kerl ſchienen unverbeſſerlich. Der Trunkenbold ſtarb. Den andern bekehrten weder Hoffnungen noch Strafen. Als aber alle Flyeler den Bart trugen, und er und der Pfarrer nur allein glattkinnig gingen, machte das auf den Kerl eine wunderbare Wirkung. Denn auch der Pfarrer wagte es endlich, den Bart ſtehen zu laſſen. So blieb der Leibeigene allein der Geſchorene. Das konnte er nicht er-

tragen. Er beſſerte ſich, um unter ehrlichen Leuten ehrlich zu ſein.

Dem guten Pfarrer koſtete ſein Bart beim Konſiſtorium vielen Verdruß. Umſonſt bewies er, daß der Bart nicht für und wider den wahren Glauben ſei; umſonſt berief er ſich auf die heiligen Männer des alten und neuen Bundes; umſonſt zeigte er, daß er, indem er ſich ſeiner Gemeinde in allem gleich mache, am beſten wirken könne; daß er eben dadurch wirklich einen für unverbeſſerlich gehaltenen Menſchen im bisherigen Lebenswandel geändert habe. Der Bart gab zu vielen Konſiſtorialverhandlungen Anlaß. Erſt nachdem mein Pfarrer ärztliche Zeugniſſe beibrachte, daß er, ſonſt immer vom Zahnweh leidend, nur durch den Bart gegen dieſe Noth geſchützt ſei, ward ihm derſelbe, ſeiner Geſundheit willen, doch unter Beſchränkungen, geſtattet.

Ich beſtelle jetzt nicht nur mit meinen freien Leuten das Dorfgericht, ſondern habe ihnen auch das Recht ertheilt, ſich unmittelbare Vorſteher zu ihrer Gemeindsverwaltung zu wählen. Ihr Ehrgefühl iſt geweckt; ſie fühlen ihre Menſchenwürde. Von Zeit zu Zeit ſpeiſen ausgezeichnet wackere Leute an meinem Tiſche mit ihren Frauen. Ich bin ihres Gleichen. Die Gleichförmigkeit der Kleidertracht ſtellt eine gewiſſe Vertraulichkeit her, ohne die Ehrfurcht zu ſchwächen. Vor alten Leuten müſſen die Kinder aufſtehen und das Haupt entblößen; aber keiner entblößt vor ſeines Gleichen das Haupt. Jede erwieſene boshafte Lüge gehört bei uns zu den Verbrechen, wie der Diebſtahl. Die Leute, nun ſie ſich ſelbſt richten, ſind ſtrenger, als ich es ehemals war. Ich muß ihre Urtheile oft mildern. Unſere Schulen ſind brav. Die fähigern Knaben lernen auch Geſchichte der Welt, Kenntniß der Erde und ihrer Länder und Völker, Feldmeßkunſt und etwas vom Bauweſen. In der Kirche haben wir ſchönen vierſtimmigen Geſang und Andacht.

Digitized by Google

Doch, lieber Norbert, beſſer, du bleibſt einige Tage bei uns, und ſiehſt ſelber; kannſt du, ſo verweile einige Wochen.

---

### Das Geſpräch auf der Höhe von Flyeln.

So erzählte Olivier.

Ich berge es nicht, alles, was er mir geſagt hatte, alles, was ich in Flyeln geſehen hatte, machte großen Eindruck auf mich. Ich bewunderte ſeinen Starkmuth, ſeinen wohlthätigen Schöpfergeiſt, und bemitleidete ſein Loos, in ſolchem Grade verkannt zu werden, als er es war. Es gehörte gar nicht die Ueberredungsgabe meines Freundes, gar nicht die zauberiſche Schmeichelei in den Bitten der ſchönen Baronin dazu, um mich zur Verlängerung meines Aufenthalts in dieſer herrlichen Oaſe zu bewegen. Ja, ich muß dies Flyeln eine Oaſe nennen, eine blühende Inſel in den Wüſten der umliegenden Gegenden. Denn hier, ſobald man dieſen Boden betritt, wenn man aus den theils ſandigen, theils verſumpften Landſchaften der Umgebung, aus den weiten verwilderten Kiefernwäldern, aus den ärmlichen, kothigen, unordentlichen Dörfern voller Baracken und verwahrloſeten Menſchen tritt, wird der Boden plötzlich grüner, der Menſch plötzlich menſchlicher. Auch hier waren Baracken geweſen, und ſie ſind ſaubere Hütten geworden, in denen ich mit Vergnügen am Arm der Baronin Beſuche machte; auch hier waren Moräſte geweſen; man erkennt ſie nur noch an den langen Gräben und unterirdiſchen, mit Steinen gefüllten, mit Erde überdeckten Waſſerabzügen; auch hier waren Sklaven geweſen, die vor dem Oberherrn und noch mehr vor ſeinen Beamten zitterten und hinterrücks beide zu betrügen gewohnt waren; jetzt aber haben ſie die aufrechte, kecke Stellung freier Menſchen, ſie ſehen im Baron ihres Gleichen — aber mit welcher kindlichen Ehrfurcht und Liebe umringen ſie jetzt ihn und die Seinigen! — Dieſe Umſchaffungen im Zeitraum eines halben Jahrzehends

Digitized by Google

wären einem Wunder ähnlich, wenn man nicht wüßte, wie klug und feſt Olivier dabei zu Werke ging, wie er nur ſehr langſam aus der Rolle des gebieteriſchen Leibherrn zu der des Lehrers, dann des Vaters überging; wie er ſeine Bauern, hinter welche er die Furcht der Strafen als Treiber ſtellte, vorwärts lockte und kirrte durch ihren groben Eigennutz; wie er nie auf ihre Erkenntlichkeit, nie auf ihren öden Verſtand, nie auf ihr ſittliches oder religiöſes Gefühl rechnete, ſondern ſie Anfangs mehr bloß abrichtete, als unterrichtete, und dann auf die Stärke mehrjähriger, gewohnter Einübung zum Beſſern hoffte und auf die nachwachſende Jugend. Daher übernahmen er und die Baronin der Pfarrer und Schullehrer die Unterweiſung Aller; daher kam es auch, daß die Beiſitzer des Gerichts, daß die Vorſteher der Gemeinden meiſtens junge Leute von fünfundzwanzig bis dreißig Jahren waren; wenigſtens erblickte ich keinen der alten Bauern unter ihnen.

Doch alles das gehört hierher nicht. Ich will ja nur das Loos meines Freundes erzählen, nicht die Art und Weiſe, wie er ſeine Untergebenen entwilderte oder ſeine unwirthbaren Schollen blühend machte.

Als mir Olivier ſeine Haushaltungsbücher vorwies und unwiderleglich zeigte, daß er, weit entfernt bei den vorgenommenen Aenderungen an Einkünften zu verlieren, mehr gewönne, als ſein verſtorbener Oheim und jeder ſeiner Vorfahren bezogen hatte, warf er lächelnd das Wort hin: „Nun ſiehſt du, Norbert, wo die Narrheit zu Hauſe iſt, ob in Flyeln oder in der königlichen Reſidenz? Weil ich gewinne, werde ich als Verſchwender behandelt, und muß jährlich fremden Menſchen, die man mir zur Unterſuchung meiner Rechnungen ſchickt, Blicke in das Innerſte meines Hausweſens erlauben.“

— Warum beklagſt du dich nicht darüber? Es iſt Ungerechtigkeit, es iſt Gewaltthat.

„Meine Beſchwerden würden eitel ſein. Kein Gericht, ſondern kurzweg ein Kabinetsbefehl, vom Miniſterium aus-

Digitized by Google

gegangen, verdammte mich zu dieſem Verhältniß. Die Sache iſt nicht leicht abzuſtellen. Denn das Miniſterium wird keinen Rückſchritt thun wollen, weil es ſich durch ſolchen ſelber fehlbar erklären müßte. Die jährlich kommende Unterſuchungskommiſſion wird dazu nicht rathen, weil ſie ſonſt das Vergnügen einer Luſtreiſe und den Gewinn von Taggeldern, auf meine Koſten gezahlt, verlöre. Daß man mich hier auf das Gut meiner Vorfahren wie einen Gefangenen eingebannt, iſt noch das Erträglichſte. — Jetzt, Norbert, ehrlich, wie denkſt du von Allem?“

— Ich geſtehe dir, Olivier, ich kam mit Vorurtheil und Trauer zu dir; ich werde dich mit den angenehmſten Erinnerungen verlaſſen. Man hat dich überall für einen Wahnſinnigen ausgegeben. Der biſt du nicht, ſondern ich ſtimme deinem ehemaligen Adminiſtrator bei: du biſt nur ein edler, wunderlicher Sonderling.

„Sonderling? Nun ja, es iſt der rechte Name für diejenigen, welche ſich von dem Schlendrian nnd Unweſen des Zeitalters abſondern. Diogenes von Sinope galt auch für einen Thoren; Cato, der Cenſor bei den Römern, für einen Pedanten; Colomb ward auf den Straßen Madrids als Narr betrachtet; Olavides der Inquiſition übergeben; Rouſſeau von den Bernern aus ſeinem Aſyl verſtoßen, ſo wie Peſtalozzi Anfangs von vielen ſeiner Landsleute zu den Halbnarren gezählt ward, weil er mit Bettlern und räudigen Kindern lieber, als mit der gepuderten Haarbeutelwelt umging. Und daß ihr mich einen Sonderling heißet, mich, der ich doch nur mein von Gott empfangenes Recht, vernünftig und naturgemäß zu denken, zu ſprechen und zu handeln, nichts anderes, gültig mache, — iſt das nicht ein herber Vorwurf gegen euch ſelbſt?“

— Nein, Olivier, kein Vorwurf, weder gegen die Welt, noch gegen dich. Niemand wehrt dir, vernünftig und natürlich zu denken und zu handeln; aber ſchone auch du die Rechte Anderer, nach ihren gegenwärtigen Begriffen,

Gewohnheiten und ſelbſt nach ihren Vorurtheilen zu denken, zu ſprechen, zu handeln, bis ſie oder ihre Kinder einſt weiſer ſind. Nicht alle Menſchen können Philoſophen ſein.

„Habe ich ihrer nicht geſchont? habe ich ſie angegriffen?“

— Allerdings, Freund, wenn du mir es zu ſagen erlaubſt. Indem du deine Sitten den allgemeinen Sitten zu grell gegenüberſtellteſt, brachſt du den Frieden mit denen, unter welchen du lebteſt, und wirkteſt du die Hälfte des Guten, was du wirken konnteſt, ja nicht einmal die Hälfte. Chriſtus nahm Judäa's Sitte an, ließ ſich herab ſogar zu Judäa's Vorurtheilen, um mächtiger zu wirken. Was liegt am Ende an einer lächerlichen Mode, was daran, ob man den ſteifen Zopf oder das abgeſchnittene Haar, den Bart oder das glatte Kinn trägt? Du kennſt die Bedeutung des S i e im Deutſchen, des Vous im Franzöſiſchen. Nun ja, ich gebe zu es ſei thöricht, eine Perſon in der mehrern Zahl anzureden. Aber was ſchadet dieſe Uebung zuletzt? Redeten nicht auch Griechen und Römer von ſich in der mehrern Zahl? Du kennſt die Bedeutung des S i e im Deutſchen und des D u. Warſt du nun nicht angreifender Theil, wenn du dich über die herrſchenden unſchuldigen Uebungen wegſetzteſt, und ohne Unterſchied gegen die bisherigen Begriffe vom Anſtändigen, das D u jedem aufdrangſt? Wer ſich der Welt gegenüber ſtellt, dem ſteht ſie gegenüber. Konnteſt du dich darüber wundern?

„Ich wundere mich keineswegs, weil ich das erwartete. Führe mir nicht das Beiſpiel von Chriſtus an, nach Weiſe derer, die alle ihre Trägheit und Schalkheit mit frommer Miene hinter verdrehten Schriftſtellen der Bibel verſtecken. Der Göttliche hatte mit ſeinen Zeitgenoſſen Höheres abzuthun, als ich, darum ſchwieg er zu den m i n d e r n Thorheiten; ich aber habe es mit dieſen allein zu thun, und will wenigſtens mich nicht zwingen laſſen, Barbareien zu loben, zu entſchuldigen, oder gar mitzumachen. So viel Recht wird dem Menſchen auf Erden doch wohl noch

Digitized by Google

unter Menſchen geſtattet ſein, daß er Gebrauch von ſeinem ſchlichten Verſtande mache?

— Freund, wie mir es ſcheint, hat man dir dies Recht nicht ſtreitig machen wollen; wohl aber das Recht, durch unbehutſame Mittheilung deiner Ueberzeugungen, zumal wenn ſie im offenen Streit mit noch beſtehenden Ordnungen ſind, gefährliche Verwirrungen zu veranlaſſen. Du ſelbſt haſt anfangs in Flyeln bei deinen Leibeigenen den geſtrengen Grundherrn geſpielt, haſt ſie nur nach und nach, je nachdem ſie vorbereitet waren, zur Freiheit eingeführt, nicht jählings. Du wußteſt wohl, daß es verderbenvoll ſein würde, Kindern in die ungeübte Hand ein Meſſer zu legen, das in geübten Händen das nützlichſte Werkzeug iſt. Was würdeſt du geſagt haben, wenn einer deiner Leibeigenen plötzlich ſeinen Genoſſen die Sprache der Wahrheit von den ewigen Grundrechten der Menſchheit, von der Barbarei und Ruchloſigkeit des Feudalweſens, von der natürlichen Gleichheit der Menſchen geführt hätte? Würde dieſer Reformator nicht alle deine edeln Entwürfe zerriſſen haben?

„Allerdings, Norbert. Aber ich hoffe, das Beiſpiel geht nicht mich und mein Thun an. Ich habe nie gegen beſtehende Ordnungen geredet, auch wenn ſie ſchlecht waren, ſondern ich gab Gott, was Gottes iſt, und dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt. Ich redete nur gegen beſtehende Mißbräuche und Vorurtheile, die nicht einmal durch bürgerliche oder Staatsverträge geheiligt ſind. Gegen Euer Undeutſch, gegen Eure Maskeraden und heuchleriſchen Komplimente, gegen Euern naturwidrigen Luxus, gegen Eure weibiſchen, hölzernen Verunſtaltungen durch die welſchen Moden, gegen Eure Begriffe von Ehre und Schande, von Verdienſt und Belohnung habe ich geredet, und nur vertheidigungsweiſe für meine Perſon, wenn ihr Europäer mich nöthigen wolltet, meine Rückkehr zur Vernunft zu verdammen, und mich zwingen wolltet, Eurer Verkehrtheit zu gefallen, von der Natur wieder abtrünnig zu werden.“

Digitized by Google

— Aber, Freund Olivier, deine Urtheile über ſtehende Heere, über den Geburtsadel, über die unterdrückten Rechte der Nationen, über . . .

„O Popoi, Freund Norbert! dieſe Sätze ſind gottlob in Europa, als todte Wahrheiten, allgemein anerkannt. Man nennt ſie in Theſi und in Theorien richtig, in Praxis irrig, und zwar aus triftigen Gründen. Ich habe nichts dagegen. Ich ſelbſt, wäre ich Fürſt oder Miniſter, würde mich wohl hüten, ehe ich ein philoſophiſches Volk hätte, Plato's Republik zu organiſiren. Allein ich habe dieſe Sätze unter Freunden, unter meines Gleichen ausgeſprochen, nicht ſie dem Pöbel, zur Empörung, gepredigt. Ich that, was heute Millionen in Schrift und mündlichem Wort thun. Ihr müßtet der halben Bevölkerung Europens den Kopf abſchlagen, wenn ihr nicht wolltet, daß ſolche Sachen gedacht und geſprochen würden. Eben daß man ſie in einer Hälfte des Volks denkt und ſpricht, dadurch allein dringen ſie auch in die andere Hälfte über. Und iſt einmal die Mehrheit der Menſchheit des Beſſern überzeugt, dann macht ſich alles leicht von ſelbſt, ohne Staatsumwälzungen und Blutbäder, durch den natürlichen Gang in verbeſſerter Geſetzgebung. Wahrlich, nicht deswegen hielt man mich für wahnſinnig, lieber Norbert, nicht deswegen bannte man mich von der übrigen Welt aus. Niemand hätte etwas dagegen gehabt, wenn ich Baron gegen die Ungerechtigkeit, Barbarei, Thorheit und Schädlichkeit deklamirt haben würde, welche mit dem Inſtitut des bevorrechteten Erbadels verbunden ſind; Niemand hätte etwas dagegen gehabt, wenn ich bei meinen Deklamationen eine Gräfin oder Baronin geheirathet haben würde. Es treibens viele ſo. Aber daß ich folgerecht handelte, obgleich Niemand damit beſchädigt wurde; daß ich die Liebe eines ſchönen und tugendhaften Mädchens dem Vorurtheil meiner ahnenſtolzen Sippſchaft vorzog; daß ich Baron ein von der Landſtraße weggenommenes Bettelkind, ja ein uneheliches Kind zur Gemahlin wählte — das war ein

Digitized by Google

Verbrechen. Norbert, ſieh' Malchen noch einmal an, — dann tritt vor meinen pergamentenen Stammbaum — und dann verdamme mich."

— Mit ſolchen Dokumenten für dein Recht, lieber Olivier, biſt du freilich ein furchtbarer Advokat. Ich denke aber, der Adel hätte dir am Ende dieſe Sünde gegen ſeinen Stand wohl hingehen laſſen, und dich allenfalls als eine Ausnahme von der Regel betrachtet. — Du weißt, man denkt heutiges Tages in ſolchen Dingen ſchon viel duldſamer; der Adel iſt nicht mehr wie . . .

"Das glaubſt du? O mein Freund, betrüge dich nicht über unſere Kaſte, in der nicht nur die Phyſiognomien, und nicht nur die Vorrechte, ſondern auch die Begriffe und Vorurtheile erblich und durch die Vererbung in ſo vielen Generationen unausrottbar geworden ſind. Der Adel hat die eigentlich fixe Idee, von Geburt aus, beſſern Teiges zu ſein, als die übrige Menſchheit. Und wenn er ſchon der Gewalt der Revolutionen unterliegen muß: ſeine fixe Idee bleibt oben an. Sahſt du nicht den ausgewanderten Adel Frankreichs im Elend? Seinen Dünkel verlor er nicht, auch da er ſeine eigenen Schuhe flicken und ſeine Hemden ſelbſt waſchen mußte. Siehe die jungen im Elend gebornen oder erzogenen franzöſiſchen Edelleute jetzt in Frankreich wieder. Was treiben ſie? Statt mit ihrem Schickſal ausgeſöhnt zu ſein, klagen ſie, weil ſie mit Leuten von bürgerlicher Abkunft ſo viele, ja alle Rechte theilen ſollen. Dafür arbeiten ſie wider die Charte, bis keine Charte mehr iſt, und eine neue Revolution ſie abermals ausſtößt."

— Hier, mein lieber Advokat, läſſeſt du dich auf einer Schwäche ertappen, die ich zu benutzen viel zu großmüthig bin. Was beweiſen Menſchen jenes Landes für oder wider Menſchen unſers Landes? Wer würde aus den Begriffen der indianiſchen Häuptlinge mit ihren knöchernen Naſeringen eine Anklage gegen unſern hieſigen Adel machen wollen? — Laſſen wir das. Aber verſteh' mich wohl. Ich

Digitized by Google

möchte dich mit der übrigen Welt ausſöhnen. Ein kleines Opfer von dir, eine geringe Nachgiebigkeit in unbedeutenden Aeußerlichkeiten: und, glaube es mir, man wird dir alle deine Meinungen, ſelbſt deine Paradoxien verzeihen. Und wir ſind ſchuldig, Opfer zu bringen. Nur dadurch erkaufen wir Vertrauen. Und nur im Beſitz des öffentlichen Vertrauens können wir öffentlich wirken. —

„Du verlangſt ein kleines Opfer von mir, Norbert. Ich kenne es ſchon. Du forderſt, als Kleinigkeiten, nichts weniger, denn mich ſelbſt mit allen meinen Ueberzeugungen, Grundſätzen und daraus hervorgehenden Pflichten zu opfern. Aber wenn ich nun meine Ueberzeugungen und Grundſätze aufgeopfert habe, das heißt, mein ganzes Weſen: was tauge ich dann noch in der Welt? Womit ſoll ich dann Gutes wirken?“

— Noch mit vielem! Siehe andere weiſe Männer, ſie ſtiften, ohne mit der Welt zu zerfallen, unſägliches Gute. Warum könnteſt du es nicht? Was kannſt du, ſelbſt durch dein bloßes Beiſpiel, und du allein ſtehend, wirken, wenn dich, wie jetzt geſchieht, alle deine Umgebungen verkennen und glauben, du habeſt am Verſtande Schaden genommen? —

„Die Frage verdient eine Antwort, denn ſie iſt von allen deinen Fragen die wichtigſte. Zuerſt denke meines Befugniſſes, als Menſch, daß ich, wenigſtens in meinem Hauſe, auf meinem Boden, gemäß meinen beſſern Ueberzeugungen, eſſen, trinken, mich kleiden, reden und handeln dürfe, wenn ich damit nur keine fremden Rechte verletze. Da ich nun die Albernheiten und Abgeſchmacktheiten, Künſteleien, Unnatürlichkeiten und Verzerrungen der jetzigen europäiſchen Menſchheit, wie ſie ſich eben aus dem Schlamm alter Barbarei hervorwindet, lächerlich, ſchädlich, unnatürlich, verächtlich finde, ſoll ich, mit aller Neigung und allem Beruf und aller Pflicht zum Wahren und Gerechten, keinen Gebrauch von jenem Befugniß machen? ſelbſt nicht auf die Gefahr hin, daß ich von unſern Barbaren, den

Kunſt- und Gewohnheitsthieren, die es nun nicht beſſer verſtehen, ausgelacht werde? Soll der Weltumſegler, wenn die Wilden Indiens ihm Menſchenfleiſch zum Schmauſe vorſetzen, ſein Grauſen überwinden, die ſcheußliche Sitte mitmachen, damit ihn die Indianer nicht auslachen? — So viel, Norbert, über das, was meine Perſon unmittelbar und allein berührt.“

Hier ſchwieg Olivier einen Augenblick, als wolle er allfällige Antworten abwarten, fuhr aber bald fort: „Uebrigens, o Norbert, erinnere dich des Bruchſtückes aus der Reiſe des Pytheas, und deines eigenen Geſtändniſſes von der getroffenen und treffenden Wahrheit. Du ſelbſt gibſt zu, daß ſich die menſchliche Geſellſchaft unſers Welttheils weit von den Geſetzen der Natur hinweg verloren hat. Ihr alle geſtehet, daß wir eben darum unendlich viel zu leiden haben; denn die Verletzungen der ewigen Geſetze Gottes führen ihre Strafen gegen die Frevler in ſich ſelbſt mit. Keiner von Euch läugnet, daß Euer geſammter bürgerlicher und häuslicher Zuſtand, daß Eure Verfaſſungen, Sitten und Lebensweiſen nur höchſtens ein folgerechtes Beſtehen im Naturwidrigen ſind. Aber wer von Euch hat den Heldenmuth der Vernunft, zu den einfachen ewigen Ordnungen Gottes zurückzukehren? An dieſem Heldenmuth fehlt es! Wohlan, mir iſt er nicht fremd. Es iſt gut, daß Einer und Einzelne, unbekümmert um Wahn und Gelächter des großen Haufens, das Beiſpiel des Guten und Rechten im Leben hinſtellen. Es iſt gut, daß Einzelne aufſtehen, die nicht mit dem herriſchen Wahnſinn des Zeitalters kapituliren und Akkommodements treffen, um mich Eurer Sprache zu bedienen, ſondern ihm offene Fehde bieten. Denn durch bloße Lehren von Kanzeln, Kathedern und Schaubühnen, durch bloße Philoſopheme, durch Lobreden auf Natürlichkeit und Wahrheit wird nichts gethan. Ihr redet, philoſophirt und ſchreibet immerdar, und die Lehrer bleiben ſelbſt immerdar wie ſie ſind, und die Schüler werden

nicht anders. — Darum iſt's gut, daß Einzelne die Urbilder des Beſſern in der Wirklichkeit des Lebens hinausführen. Allerdings wird man ſie anfangs für Unſinnige halten, und bemitleiden und beſpötteln. Nach und nach gewöhnt ſich das Auge der Zeitgenoſſen aber an die fremdartigen Erſcheinungen. Endlich wird geſagt werden: Aber der Mann hat doch in vielen Dingen ſo unrecht nicht. Zuletzt wagen es die Kühnſten, ſchüchtern in einzelnen Dingen nachzufolgen. — Und, Norbert, wer die Menſchheit, oder auch einen kleinen Theil der Menſchheit nur um einen Schritt wieder zur Natur zurückgeführt hat, der hat für die Flüchtigkeit des Lebens genug gethan. — Und ſo, lieber Freund, laß mich gewähren! Viele pflegen den, der recht thut, nur deswegen zu tadeln, weil es ſie verdrießt, daß eben er, und nicht ſie ſelbſt den Muth haben, das Rechte zu thun. — Weil ich ohne Luxus und mit Verbannung des Fremdartigen trinke und ſpeiſe; weil ich mich bequemer und dem Auge gefälliger kleide; weil ich dem männlichen Bart ſeine Ehre widerfahren laſſe; weil ich den Vorrechten und Vorurtheilen meiner Kaſte entſage, und nicht mehr, als ich werth bin, gelten will; weil ich mich durch Vermählung mit einem Mädchen von niedriger und unehelicher Abkunft nicht zu beflecken glaube; weil ich keine Ehre durch einen Zweikampf herſtellen, und kein Zeichen meiner wirklichen oder geheuchelten Verdienſte auf der Bruſt zur Schau tragen mag; weil ich Leibeigene zu meinen freien Mitmenſchen und Freunden mache; weil ich die Lüge verachte, die Wahrheit ohne Furcht bekenne: darum werde ich noch im neunzehnten Jahrhundert als der Narr behandelt, ungeachtet ich der Vernunft gemäß lebe, nicht gegen beſtehende Verfaſſungen und Geſetze mich verging, Niemandem Leids zufügte, Manchem Gutes erwies, nie das wahrhaft Sittliche und Anſtändige verletzte. — Hier, Norbert, haſt du meine Antwort auf deine Frage. Nun laß uns davon abbrechen.«

Digitized by Google

Wir brachen ab. Ich umarmte den edeln Sonderling, und ſagte ihm nur lächelnd: „Wir haben ein altes Sprüchwort: Allzuſcharf macht ſchartig.“

Nach einigen Tagen verließ ich ihn. Die Erinnerungen an Flyeln werden zu den angenehmſten meines Lebens gehören. Ich will auch nicht bergen, daß, wenn die ganze Welt in den Wahnſinn meines Oliviers verfallen wollte, ich mit Freuden einer der erſten Wahnſinnigen werden würde. Wir haben ſeitdem unſern Briefwechſel wieder hergeſtellt, und ich habe ein Gelübde gethan, von Zeit zu Zeit in das glückſelige Flyeln zu wallfahrten.

Digitized by Google

# Das blaue Wunder.

## Eine Heirath auf Kredit.

Der junge Doktor Falk ſah hin, das niedliche Suschen ſah her, wie es denn ſeit ziemlich alten Zeiten unter jungen Leuten Sitte war. Der Doktor war ein artiger Mann, hatte zwei Univerſitäten beſucht, dann die Spitäler von Wien, Mailand und Pavia, und ſo viel gelernt, daß er, ſo gut wie irgend einer ſeiner Zunft, die Kranken nach dem neueſten mediziniſchen Syſtem in's beſſere Leben befördern konnte. Aber ſolche Geſchicklichkeit erwirbt man nicht umſonſt; Doktor Falk hatte beinahe ſeine ganze väterliche Erbſchaft daran geopfert. „Hm!“ dachte er: „komm' ich nach Haus, ſo heirath' ich ein reiches Mädchen, das gern Frau Doktorin wird, und es iſt uns beiden geholfen!“

Allein, der Kopf denkt, das Herz lenkt! Das hübſche Suschen hatte den vollkommenſten Beruf, Frau Doktorin zu werden. Nur — das Geld ging ihr ab.

„Das wird ſich auch endlich finden, liebes Suschen!“ ſagte der Doktor, und drückte dem weinenden Mädchen einen Kuß auf die Lippen: „Siehſt du, ein Doktor muß heirathen, ſonſt hat man zu ihm kein Vertrauen. Du bringſt mir alſo Kredit, und durch den Kredit Patienten, und die Patienten bringen Geld, und vermögen ſie es nicht, ſo bringen es die Erben. Zudem Jungfrau Sarah Waldhorn iſt ja deine Tante, ſie ſteht hoch in den Vierzigen; ſie iſt reich genug, daß uns der ſiebente Theil

ihres Vermögens aus aller Noth helfen kann. Darauf hin muß man ſchon eins wagen.“

„Lieber Himmel, was wagt ein junges Mädchen nicht für einen frommen Anbeter? Leib und Leben. Suschens Mutter hatte nichts einzuwenden, ſo wenig als der Vater; denn beide waren nicht mehr am Leben, und der Herr Vormund freute ſich der anſtändigen Verſorgung des Mündels. Aus gleichem Grunde freute ſich Tante Sarah, die ſonſt auf das Hochzeitmachen der jungen Leute nicht viel hielt, die aber, ſo lange Suschen unvermählt war, noch dem Herrn Vormund zum Beſten der armen Waiſe Geldzuſchüſſe machen mußte. Und Jungfrau Sarah Waldhorn war ein wenig geizig, oder, wie ſie es nannte, ſie hatte nichts übrig.

Genug, Suschen verwandelte ſich in eine Frau Doktorin, und der Herr Doktor ſah fleißig zum Fenſter hinaus, ob, bei ſeinem vermehrten Kredit, die Kunden kommen wollten? Doch kamen ſie leider ſehr ſpärlich. Und das war ſchlimm. Statt deſſen verſammelte ſich allerlei kleine Geſellſchaft in ſeinem Hauſe, alle Jahre erſchien ein vorher nie geſehenes munteres Söhnlein oder Töchterlein, um Herrn und Frau Falk die ſüßen Vater- und Mutterfreuden vermehren zu helfen. Der Herr Doktor kratzte ſich zuweilen bedenklich hinter den Ohren, aber was half's? Wegjagen konnte man doch die kleinen Falken nicht. Man ſchnitt nun zwar nicht ſchmälere Biſſen, denn gelebt mußte man doch haben — aber die Frau Doktorin kochte etwas magere Suppen. Item, es ſchlug allen wohl an. Vater und Mutter und ihre vier Kinder blühten und gediehen; es war eine Luſt zu ſehen. Man ſaß auf hölzernen Bänken und Strohſtühlen ſo weich, als auf gepolſterten Sofa's; ſchlief auf Laubſäcken recht ſanft und ging in keinen koſtbaren Kleidern, genug, wenn ſie ſauber und geſchmackvoll waren. Darauf verſtand ſich denn Suschen vollkommen. Alles war in ihrem Hauſe ſo ſchön, ſo nett, daß jedermann geſchworen hätte, der Doktor habe die beſte Einnahme von

der Welt. „Wie's auch die Leutchen anfangen mögen!“ rief Tante Sarah oft, „es iſt ein blaues Wunder!“

Freilich gab's auch trübe Tage, wenn die Kaſſe leer war, und man wochenlang keinen harten Thaler im Hauſe geſehen hatte. Doch dann tröſtete man ſich ſo gut man konnte, wenigſtens damit, daß Tante Sarah Waldhorn reich und kränklich und alt war. Und ſtieg die Noth am höchſten, ſtand immer die Hülfe am nächſten. Ein wahres, liebes Sprichwort.

## Hoffende Erben.

Der Doktor und Suschen rechneten inzwiſchen viel zu kühn auf die Erbſchaft von der Tante. Denn vorausgeſetzt, aber nicht zugegeben, dieſe theure Jungfrau wäre dem Tode nahe geweſen: blieb doch noch die Frage, ob denn auch Jungfrau Waldhorn ihre Nichte nebſt Gemahl zum Univerſalerben erklären möchte? Zwar hatte dies ſeufzende Liebes- und Ehepaar die Erbſchaft am nöthigſten; allein es war noch eine andere Nichte nebſt Gemahl, nämlich der Advokat Zange, und zwei Neffen vorhanden, nämlich der Paſtor Primarius Waldhorn und der Profeſſor Philoſophiä gleiches Namens. Alle hatten ſo viel rechtliche Anſprüche, als Suschen und ihr Mann. Alle hofften mit der gleichen Sehnſucht auf die baldige Himmelfahrt der Jungfrau.

Der Philoſoph Waldhorn hatte wohl dazu die wenigſte Urſache. Er war reich genug, ließ ſich ſeinen Braten und Wein wohl ſchmecken, und philoſophirte dabei ganz vortrefflich. Ein Beweis von ſeinem Scharfſinn iſt ſein nun zwar vergeſſenes, damals aber unſterbliches Werk in fünf Bänden: „Der Weltweiſe unter den Uebeln des Lebens,“ worin er bewies, daß es eigentlich in der Welt gar kein Leiden gäbe; daß aller Schmerz nur Einbildung ſei und man alles von der angenehmen Seite betrachten müſſe.

In der That betrachtete er die Tante immer von der angenehmen, nämlich von der Geldſeite. Er machte ihr fleißig Beſuche, lud ſie oft zu ſeinen Gaſtmahlen, ſchickte ihr allerlei fette Biſſen in die Küche, und war daher auch ihr herzallerliebſter Neffe. „Ich habe zwar nichts übrig,“ ſagte ſie zuweilen, „aber ſollt' ich einmal mit Tod abgehen, ſo will ich an Sie denken, Vetter.“ — Das hörte der Philoſoph gern. Er hoffte die Erbſchaft allein zu ziehen, und alle ſeine Nebenbuhler zu verdunkeln.

Wohl wär's ihm mit ſeiner Philoſophie gelungen, wenn nicht ſein Neffe, der Paſtor Primarius Waldhorn, vermöge der Theologie großen Einfluß auf die Tante gehabt hätte. Sie war äußerſt fromm und gottesfürchtig, und verachtete die Eitelkeit der Welt; beſuchte die Betſtunden der Frommen, wo das geiſtliche Waldhorn oft überlaut ertönte; nahm gern den Beſuch des heiligen Vetters an, der mit ihr betete und ihr ziemlich deutlich machte, daß ſie ohne ſeine Hülfe kaum ſelig werden könne. Wenn ſie ſeufzend, und mit naßgeweinten Augen aus den Erbauungsſtunden des Herrn Vetters kam, verſicherte ſie ihn, daß er der Retter ihrer Seele, ihr allergrößter Wohlthäter ſei: daß ſie ihm noch in ihren letzten Stündlein danken werde. Das hörte der Theolog recht gern. „Die Univerſalerbſchaft kann mir nicht entgehen!“ dachte er: „oder es wäre, wie die gottesfürchtige Tante zu ſagen pflegt, ein blaues Wunder!“

Wohl hätte er nicht falſch gerechnet, wenn nicht ſein Vetter, der Advokat Zange, vermöge ſeiner Rechtsgelehrſamkeit, für die Tante einer der wichtigſten Menſchen geweſen wäre. Jungfer Sarah verachtete den Mammon der Welt zwar von Herzen, und bedauerte die irdiſchgeſinnten Weltkinder, die daran hingen. Doch aus eben dem Grunde ſuchte ſie nach allen Kräften die Weltkinder vom beſagten Mammon, oder den Mammon von ihnen loszuziehen. Sie lieh nämlich Geld auf artige Zinſen und auf Pfänder aus, und arbeitete ſo redlich für das Seelen-

Digitized by Google

heil derer, die von ihr Geld borgten, daß dieſe immer ärmer wurden. „Selig ſind die Armen!“ rief ſie, wenn ſie ſich Zins von Zins zahlen ließ: „käm' es auf mich an, die ganze Stadt müßte bettelarm ſein, um das Himmelreich zu ererben, oder es wär' ein blaues Wunder. Je weniger man hier im Leben hat, je größer die Begierde nach dem da droben iſt.“

Nun aber geſchah es oft, daß die gottſelige Jungfrau in ihrem Liebes- und Tugendeifer zu weit ging, und wegen Unterpfänder und Zinſen, oder mit böſen Schuldnern in Streit und Prozeß gerieth. Ohne Hülfe des Advokaten Zange, der in der Stadt als der beſte Rabuliſt bekannt war, wäre ſie vielmals um Zinſen und Kapital gekommen. Aber liebreich, wie ſie, hartherzig und klug, wie er war, konnt' es nicht fehlen. Eher mußte eine verſchuldete Familie von Haus und Hof vertrieben werden, als ein ausgeliehener Gulden in Gefahr ſtehen, verloren zu gehen.

„Ich wäre eine arme, verlaſſene und verlorne Perſon, liebſter Vetter,“ ſagte ſie oft zum Advokaten Zange, „wenn Sie ſich nicht meiner annähmen. Was ich habe, dank' ich Ihnen. Aber die Zeit wird ja auch kommen, wo ich vergelten kann.“ — Das hörte der Juriſt gern. Er hoffte: die Erbſchaft allein zu ziehen, und einſt das rechte Tempo ſchon zu treffen, wenn's Teſtament gemacht werden müſſe.

## Das Bild der Jungfrau.

Jungfrau Sarah Waldhorn ſprach zwar manchmal aus eitler Gottesfurcht vom Tode und von ihrer Sehnſucht nach dem himmliſchen Jeruſalem und dem Seelenbräutigam; aber doch dachte ſie noch öfter an einen irdiſchen Bräutigam, wie man wohl zuweilen an Dinge denkt, die einem durch den Kopf fliegen. Zwar ſeit ihrem fünfundvierzigſten Jahre hatte ſie feierlich erklärt, ſie wolle ſich nicht ver-

Digitized by Google

heirathen; aber doch wandelte ſie dann und wann eine Mädchenſchwäche an, zumal wenn ein ſtattlicher Wittwer ſie neckte, oder ein Junggeſell des Tages mehr denn ein Mal unter ihrem Fenſter vorbei ging und höflich grüßte. — „Der hat gewiß Abſichten!“ dachte ſie dann; „kömmt Zeit, kömmt Rath. Man muß eigentlich nichts verſchwören. Wenn's einmal ſein ſoll, — nun des Herrn Wille geſchehe! Ich bin eben im ſchönſten Alter. Meine Namensſchweſter im alten Teſtament hatte ja ſchon achtzig Jahre, ehe ſie Kindtauf hielt. Das wäre noch kein blaues Wunder!“

So plauderte ſie oft mit ſich, beſonders wenn ein unvermählter Herr mit ihr freundlich gethan hatte. Und weil dies leicht der Fall ſein konnte, ſo traute ſie nach und nach allen Männern in der Stadt „ſchlimme Abſichten,“ wie ſie es nannte, auf ihre jungfräuliche Perſon zu. Endlich, denn ungefähr ſeit zwanzig Jahren hatte die Einbildungskraft dies loſe Spiel mit ihr getrieben, hielt ſie jeden Unverheiratheten für ihren verſchwiegenen Anbeter, und jeden, der ſich verheirathete, für ihren Ungetreuen.

Daraus läßt ſich erklären, warum ſie auf die unverſöhnlichſte Weiſe mit ihrer Zunge gegen alle Hochzeiten zu Feld zog; auf das gottloſe, leichtſinnige „Mannsvolk“ ſchimpfte (denn ſie hatte in der That immer mit einem ganzen Volke zu thun); und noch giftiger gegen die koketten Mädchen eiferte, die ſich ſchon in den Kinderſchuhen (das heißt, Schuhe, ſo groß ſie etwa neunzehn- oder zwanzigjährige Mädchen tragen mögen) unterſtanden, an einen Mann zu denken.

Einige gottesfürchtige alte Jungfern ſtanden ihr, als gewöhnliche Geſellſchafterinnen, in dem löblichen Geſchäft treulich bei, was in der Stadt vorfiel, auszuſpähen, um darüber fromme Betrachtungen beim Kaffee anzuſtellen. Da ward denn jeder neue Rock der Nachbarinnen, jede Hochzeit, jede Kindtaufe, und was ſonſt Neues geſchehen ſein mochte, gewiſſenhaft überlegt. Was man hier erfuhr,

Digitized by Google

war ſchnell in alle Stadtviertel verbreitet, daher ein muthwilliger Maler einſt die Göttin Fama, ſtatt mit einer Trompete, mit einem Waldhorn vorſtellte, und man von jeder Klätſcherei ſprüchwörtlich ſagte: „Da iſt in's Waldhorn geſtoßen!“ ſtatt: „man hat's der Jungfrau Sarah geſagt.“

Denkt man ſich zu dieſen liebenswürdigen Eigenſchaften noch die Gottesfurcht und Zinſenluſt der züchtigen Sarah, ſo läßt ſich begreifen, warum, mit Ausnahme beſagter alten Jungfern, und der vier Neffen, die auf Erbſchaft hofften, Jedermann in ehrfurchtsvoller Ferne von ihr blieb.

## Sorg' und Noth.

Sie hatte nicht die geringſte Luſt zu ſterben. Daher ließ ſie ſich den Wetteifer der vier Fakultäten um die Univerſalerbſchaft gar wohl gefallen. Sie gewann dabei am meiſten; Leckerbiſſen von der Philoſophie, Troſtgründe wider ein ſieches Leben von der Theologie, Schutz und Schirm von der Rechtsgelahrtheit, und mäßige Apothekerrechnungen von der mediziniſchen Fakultät. Doktor Falk war ihr ſo lieb, wie jeder andere, aber auch nicht um ein Haar lieber, wie ein anderer. Nur wenn einmal der Tod im Vorbeigehen an die Thür ihrer Zelle pochte, ward ihr das Doktorchen der allerliebſte ihrer Neffen.

„Geſchwind, Herr Doktor! kommen Sie, Jungfer Sarah iſt ſterbenskrank!“ rief eines Morgens die alte Magd der Tante zur Thür herein; „ſie ſieht ſchon ſeit einigen Tagen erbärmlich aus.“

Falk ſaß, als dieſe Nachricht kam, eben auf dem ſtrohernen Sofa, und hatte das weinende Suschen tröſtend im Arm. — Falk wußte wohl, es ſei mit dem Sterben der Jungfrau Waldhorn ſelten buchſtäblich gemeint. Er verſprach der Magd, ſchnell zu kommen, blieb aber bei ſeinem Weibchen ſitzen, um es zu tröſten.

Digitized by Google

Der Troſt ſchlug aber nicht an, denn das gute Suschen weinte immer bitterlicher, und der arme Doktor wußte nicht, warum?

„Sei doch deinem Manne offenherzig, liebes Kind,“ ſagte er; „du quälſt und tödteſt mich mit deinem Weinen und Schweigen.“

— Nun, ſo höre mich! ſagte ſie: Ach!

„Gut, Suschen, das hab' ich gehört. Wie weiter?“

— Wir haben vier Kinder.

„Die hoffentlich zu den ſchönſten in der Stadt gehören. Alle ſind ſo fromm, zärtlich, folgſam...“

— Ach, wahre Engel ſind's, o lieber Mann.

„Da haſt du Recht. Wahre Engel. Aber du grämſt dich doch nicht über dieſe Engelſchaft, hoff' ich?“

— Nein, lieber Mann; aber, wie wird's in der Zukunft werden?

„O du ungläubiges Suschen! Wer nur den lieben Gott läßt walten.“

— Ach, es wird uns ſchwer, ſie anſtändig zu erziehen. Je älter ſie werden, je mehr braucht's.

„Sie ſind doch ſchon älter geworden, und hat's da ſchon gefehlt?“

— Aber, lieber Mann, wenn nun...

„Was denn?“

— Ach! ſeufzte ſie und ſchluchzte heftiger.

„Was denn?“ rief der Doktor mit wahrer Seelenangſt.

Sie verbarg ihr Geſicht an ſeiner Bruſt, und umklammerte ihn mit beiden Armen feſter. Dann ſagte ſie leiſer: „Ich ſoll nun zum fünften Male Mutter werden.“

Dem Papa ward's bei dieſer unverhofften Nachricht zwar auch etwas weinerlich; doch verbarg er ſeine Beſtürzung ſo gut es ging. „Herzenskind! iſt's nicht mehr, wie das?“ rief er: „Gut, Suschen, ſo kömmt der fünfte Engel zu den vier andern, die ſchon da ſind. Es kann gar nicht fehlen, wir müſſen ſelig werden.“

— Aber, lieber Mann, wir ſind ja ſo arm.



Digitized by Google

„Die Engel müſſen und werden uns Segen bringen. Der Alte der Tage, der die jungen Raben füttert, wird mich auch noch Broſamen für unſere Kleinen finden laſſen. Beruhige dich.“

Suschen hatte ſich ſatt geweint, darum ward ſie von ſelbſt ruhiger. Aber der Doktor konnte nicht weinen, darum blieb er in der Unruhe. Er ging in der Stube auf und ab und ſah zum Fenſter hinaus; nichts konnte ihn zerſtreuen. „Alle Jahre mehr Kinder und weniger Brod. Alle Jahre größere Tiſchgänger und kleinere Biſſen!“ ſeufzte er innerlich. Er würde die ſterbende Jungfrau Sarah Waldhorn über die Geſchichte vergeſſen haben, wenn ihn nicht Suschen erinnert hätte, zu ihrem Sterbebette zu laufen.

---

## Das blaue Wunder.

Er nahm den Hut, doch lief er eben nicht. Das häusliche Geſpräch drückte ihn noch. Er dachte nur an ſeine wenigen Kunden, an ſeine dürftigen Finanzen. Er drückte den Hut tief ins Geſicht, ſah ſtarr vor ſich hin, wie ein Verſemacher; grüßte nicht links nicht rechts auf den Straßen, und hätte beinahe den Generalſuperintendenten über den Haufen gerannt, der doch eins der helleuchtendſten Kirchenlichter war.

Als er zur vielgeliebten Tante kam, fand er ſie zwar nicht auf dem Sterbebette, aber doch mit der Brille auf der Naſe vor einem großen Andachtsbuch, worin ſie Todesbetrachtungen, und Gebete für Sterbende in letzten Nöthen, aufgeſchlagen hatte. Sie ſah in der That übel aus, obgleich man auch von ihrem Geſicht nicht behaupten konnte, es hätte jemals ſehr gut ausgeſehen. Um die Stirn hatte ſie ein Tuch, und wieder ein Tuch unters Kinn über dem Kopf zuſammengebunden.

„Wo fehlt's?“ fragt Doktor Falk und legte Hut und Stock weg.

Digitized by Google

„Der Herr weiß es,“ ſeufzte ſie mit leiſer Stimme kläglich: „ich leide viel, ſchon ſeit einigen Tagen leid' ich. Es iſt nicht anders, als wenn mein Stündlein vorhanden wäre. Und das wäre doch ſchrecklich.“

Der Doktor faßte gedankenlos ihren Puls, und ſagte; ohne zu wiſſen, was? vor ſich hin: „Er geht etwas voll.“ Im Geiſte war der gute Mann noch immer bei Suschen zu Hauſe.

„Das dacht' ich wohl!“ ſeufzte hochbeängſtigt die Jungfrau: „Finden Sie mich gefährlich, lieber Falk?“

„In Ihren Jahren nicht mehr!“ ſagte der Doktor aus langer Weile.

„Nun das wäre doch etwas Troſt!“ verſetzte ſie freundlicher: „In der That, ich bin in meinen beſten Jahren; meine Kräfte unverdorben. Meine Natur muß mich ſelber herausreißen. Meinen Sie nicht, lieber Falk? Wenn's nicht Noth iſt, nur keine theure Arzneien. Seit China, Rhabarber und Mixturen Kolonialwaaren geworden ſind, iſt nicht auszukommen. Daß ſich der Herr erbarme! Aber, lieber Falk, mir iſt doch nicht wohl.“

Die Tante ließ ihrer Zunge nun den Lauf, ſprach von hunderttauſend Dingen, die weder zum Uebel- noch Wohlſein gehören, alles nach ihrer lieben Gewohnheit. Der Doktor aber trommelte ſingend auf dem Tiſche und hörte gar nicht zu; ebenfalls nach ſeiner lieben Gewohnheit. Endlich ward ihm die Zeit zu lang.

„Aber was fehlt Ihnen?“ rief er.

„Ach, der Appetit! ich habe ſeit zwei Tagen keinen Löffel Suppe mögen; habe Kopfweh zum Sterben.“

„Vielleicht den Magen verdorben, Tante, mit irgend einer philoſophiſchen Gänsleberpaſtete?“

„Ei, du gerechter Himmel! Falk, kein Gedanke davon! — das kömmt unmöglich vom Magen. Ich lebe ſo einfach, ſo mäßig. In allem Ernſt, ich wüßte nicht, daß ich ſeit vielen Wochen etwas Schwerverdauliches genoſſen hätte. — Auch hab' ich zuweilen Zahnweh; — zuweilen

Uebelkeiten, Herzweh, Erbrechen — — gerechter Himmel, ſehen Sie mich doch nur an, Falk, und trommeln Sie nicht beſtändig den Zapfenſtreich, da werden Sie ſehen, wie blaß ich bin, wie eingefallen meine Augen. Mir iſt gewiß nicht wohl!«

»Meinetwegen!« rief der Doktor ärgerlich, der hier eine Litanei hörte, welche ihn an Suschens Zuſtand erinnerte: »ſo ſind Sie ſchwanger!« Er nahm Stock und Hut.

»Ei du gerechter Himmel!« kreiſchte Jungfrau Sarah Waldhorn, daß man's in den benachbarten drei Gaſſen ohne Mühe bis ins dritte und vierte Stockwerk hören konnte: »Ei, du gerechter Himmel, das wäre mir doch ein blaues Wunder!«

Als der Doktor dieſe lebhaften Töne des jungfräulichen Waldhorns hörte, überlief es ihn eiskalt. Er beſann ſich, daß er in Unmuth und halber Zerſtreuung eine Albernheit ohne Gleichen ausgeſtoßen hatte; aber eine Albernheit, die keine züchtige Jungfrau verzeiht; zumal eine Jungfrau, die ihre mühſame Würde ſiegreich den Fünfziger Jahren entgegenführte, die keinem andern Mädchen auch nur einen Blick, einen Händedruck im Pfänderſpiel verziehen hätte; die aus lauter Heiligkeit zuſammengeſetzt — genug, eine Jungfrau, wie eben Jungfrau Sarah Waldhorn war.

»Ich will das Wetter austoben laſſen, und mein Heil in der Flucht ſuchen, eh' die ganze liebe Nachbarſchaft zuſammenſtrömt!« dachte Falk, öffnete behend die Thür und rannte davon.

---

## Krankenbeſuche.

Diesmal hätte er ſchier auf der Gaſſe ſeinen eigenen Schwager, den berühmten Advokat Zange, über den Haufen geworfen, wenn Herr Zange, langbeinig, hoch, breit, vierſchrötig wie er war, nicht als ein ächter Goliath ſeinem Mann geſtanden hätte. So lief's zum Glück für beide

mit einem blauen Fleck an den Rippen ab, indem ſie zuſammenrannten.

„Holla! Herr Bruder!“ rief der Advokat, indem er ſein breites fleiſchiges Geſicht ſchmerzhaft verzog: „Wären Sie nicht mein leibhaftiger Schwager: für den mörderiſchen Ueberfall auf offener Straße hing ich Ihnen einen verdammten Prozeß an den Hals. Wenn Sie mir eine Rippe kaſſirt haben, müſſen Sie ſie mir unentgeldlich repariren, und ich verlange nichts als das Schmerzengeld von Ihnen.“

„Thut mir leid, bitt' um Verzeihung!“ ſtammelte der Doktor und wollte davon. Der Advokat hielt ihn beim Arm: „Woher denn, Doktorchen, wohin ſo eilig? Woher?“

„Von der Tante Waldhorn. Sie iſt ſterbenskrank!“ erwiederte der Doktor.

„Sterbenskrank, Herr Bruder? Sterbenskrank? Gott befohlen, auf Wiederſehen, Herr Bruder!“ rief der Advokat, und ſteuerte mit großen Schritten dem Hauſe der Tante zu.

„Wenn der Doktor ſelbſt bekennt, ſie ſei ſterbenskrank,“ murmelte Herr Zange unterwegs für ſich: „ſo iſt's richtig. Sie fährt ab. Es kann nicht fehlen. Wenn ſie nur nicht ſchon von Sinnen iſt, daß ſie kein Teſtament mehr machen kann. Wer weiß, hat der Philoſoph ſich nicht ſchon ſeine Braten und Paſteten bei ihr bezahlt gemacht, oder der Paſtor Primarius ihre Seele weggeſchnappt. Nun die gönn' ich ihm wohl, läßt er mir nur das Geld.“

Er trat athemlos zur Tante ins Zimmer. Die Magd war eben beſchäftigt, der Kranken ein Riechfläſchchen unter die Naſe zu halten. Wirklich ſah die arme Sarah einer Sterbenden ziemlich ähnlich, denn ſie hatte ſich nur kaum von einer Anwandlung von Ohnmacht erholt, von der ſie nach der Flucht des Doktors überfallen war. Herr Zange legte ſogleich die Falten ſeines Geſichts zum Ausdruck des tiefſten Schmerzes zuſammen, und ſeine Athemloſigkeit kam ihm dabei gut zu ſtatten. Er ſchien vor Schrecken und Wehmuth nicht reden zu können. Aber ſein Herz hüpfte vor Freuden, denn er fand ja die Tante noch aufrecht

Digitized by Google

genug zum Teſtament, und bei dem allen zum ſeligen Ende ziemlich fertig. „Jetzt,“ dachte er, „jetzt oder nie muß das Eiſen geſchmiedet werden. Wollen ſehen, ob wir nicht den Profeſſor mit ſeinen Braten und den Paſtor mit ſeinem Himmelreich durch einen erlaubten Pfiff aus dem Sattel heben können.“

Sobald Sarah fähig war, wieder in Unterhaltung zu treten, fing er dieſe mit einer Schilderung ſeines Schmerzes an, die Tante — die liebe Herzenstante, — den Engel von Tante ſo ſchwach zu ſehen. Nach dieſem rieth er ihr, ſtatt des Doktor Falk einen andern Arzt zu nehmen.

„Warum das?“ fragte Sarah.

„Sehen Sie, er iſt ein armer Teufel — hofft vielleicht zu erben, und gibt ſich zur Rettung Ihres theuern Lebens nicht alle Mühe, die wohl nöthig wäre. Menſchen ſind ſchwach. Beſſer ein neutraler Mann, als einer, der Partei nimmt. Und das begreifen Sie: ein Doktor, der zugleich Erbe iſt, der iſt Richter in eigener Sache.“

Die Tante ſchüttelte den Kopf.

„Ich will eigentlich nichts gegen ihn ſagen!“ fuhr Herr Zange fort, den das Kopfſchütteln hoch erfreute, weil er daraus ſchloß, der Doktor ſei nicht Richter in eigener Sache, weil er nicht zu erben beſtimmt ſei: „Gar nichts, liebſte, himmliſche Tante! Er iſt ſonſt ein ganz guter Kauz. Aber die andern da haben mich argwöhniſch gemacht, der Paſtor und der Profeſſor ... pfui, es ſind Unmenſchen! ſich auf jemandes Abſterben zu freuen, um des bischen Geldes willen.“

„Auf mein Abſterben?“ fragte die Tante mit dem vielkläglichen Blick einer Weltverlaſſenen.

„Ich hab's ſchon längſt bemerkt; er hat mich ſchon längſt geärgert; doch wollt' ich der guten Tante keinen Verdruß machen!“ fuhr der Advokat eifriger fort, als er ſeine Sache auf gutem Wege ſah.

„Aber iſt's auch wahr?“ fragte die Tante, welche neben ihrer ungeheuern Leichtgläubigkeit für alle üble

Digitized by Google

Nachreden, doch zuweilen Zweifel in diejenigen ſetzte, die ſie ſelbſt betrafen.

„Wahr? Und wenn ich ein Lügner wäre vom Morgen bis zum Abend: gegen Sie, Tante, hab' ich nie zu lügen ein Herz gehabt, am wenigſten in dieſen Augenblicken. Eigentlich ſind es aber nur alberne Reden von den beiden Vettern.“

— Alberne Reden? was? albern heißt das bloß?“

„Nun ja. Zum Beiſpiel, der Primarius ſagte noch neulich: die Leichenpredigt hab' er ſchon ſeit zehn Jahren auf die Tante fertig; aber Tante habe ein zähes Leben, und die Predigt werd' ihm von den Würmern verzehrt.“

— Ei gerechter Himmel, das hätt' ich dem Paſtor nie zugetraut. Aber das weiß ich, ein Erzheuchler iſt er doch neben ſeiner Kopfhängerei.

„Darauf ſagte der Profeſſor: „Es kömmt auf die Hinterlaſſenſchaft an. Iſt ſie danach, ſo geb' ich am Begräbnißtage einen Leichenſchmaus von den leckerſten Schüſſeln, und laſſe ein Dutzend Zapfen vom ſchönſten Champagner ſpringen.“

„Ei, da muß ich mein blaues Wunder hören!“ ſchrie Sarah: „Wartet nur mit euern Zapfen und Predigten! ich bin noch lange nicht zum Sterben. Ihr ſollt euch die Augen wiſchen.“

Die letzten Worte erſchreckten den hoffnungsvollen Herrn Zange eben ſo ſehr, als ihn die erſten entzückten. Er taſtete zwar auf ihr ſeliges Ende lange herum; ſehr behutſam, ſehr zart; aber vergebens. Sie verſicherte gar nicht behutſam, gar nicht zart, daß ſie noch einige Dutzend Jährchen in dieſem irdiſchen Jammerthal Luſt habe, ihr Kreuz zu tragen. Vom Teſtamentmachen dürfte gar keine Rede ſein. Der Advokat, untröſtlich und verzweiflungsvoll, lief endlich davon.

Bald nach ihm kam der Paſtor Primarius Waldhorn, vom Schweiße triefend, athemlos. Die Tante, vor Aerger in einem wahren Fieber, hatte ſich zu Bett begeben. Als

ſie den Primarius ſah, wandte ſie das Geſicht weg, und mochte ihm, eingedenk ſeiner Leichenrede, nur nicht den Gruß erwiedern. Der Geiſtliche wurde dadurch noch mehr überzeugt, die Tante ſei den letzten Zügen nahe, und fing ohne weitere Umſtände ein kräftiges Gebet an, das endlich ganz unvermerkt in die Nutzanwendung überging: Menſch, beſtelle dein Haus, denn du mußt ſterben! — Unter Hausbeſtellung verſtand er aber — ein Teſtament.

„Es iſt noch nicht ſo weit!“ ſchrie ihn Sarah mit jener hellgellenden Stimme an, die der Familie Waldhorn erb= und eigen iſt.

„Aber der Herr Vetter Zange hat mich's doch erſt verſichert, da er mir bei der heiligen Geiſtkirche begegnete!“ erwiederte der Primarius mit Entſetzen, denn ſolchen geſunden Waldhornklang hatte er gar nicht mehr erwartet.

„Was verſichert?“ rief Sarah unwillig.

„Wie ich ſage,“ verſetzte der Primarius; „hat er Sie denn nicht wegen des Teſtaments bedroht?“

„Er? mich bedroht?“

„Nun, Tante, laſſen Sie ſich auch von dieſem Weltkinde gar nicht ſchrecken, der nur nach eitelm Mammon gelüſtet. Er ſchwor zwar, daß, wenn Sie ihm nicht den größten Theil Ihres Vermögens vermachen würden, er Ihr Teſtament umſtoßen wolle; und namentlich bedrohte er mich mit einem Prozeß von zwanzig Jahren, und hieß mich einen Erbſchleicher. Aber der Herr wolle ihm die Sünde nicht behalten; er weiß nicht, was er redet. Aber umſtoßen will er Ihr Teſtament.“

„Umſtoßen? der?“

„Allerdings. Ich machte ihm zwar Vorſtellungen in chriſtlicher Liebe. Allein er ſagte: Er betrachte Ihr Hab und Gut ſchon als ſein Eigenthum, das er durch die Prozeſſe redlich gewonnen, die er zu Ihrem Beſten geführt. Ohne ſeinen Beiſtand hätten Sie, trotz allem Wucher, heut keinen Gulden mehr, und ſäßen im Armenhaus! ſagte er mir. Ich ſchlug an mein Herz und ſeufzte

Digitized by Google

zum Himmel: Der Menſchen Tichten und Trachten iſt ſündlich von Jugend auf!«

»Und Ihre Leichenpredigt dazu, Vetter!« ſchrie die Tante erbost, und gab ihm das Zeichen, ſie zu verlaſſen.

Kaum war er fort, meldete ſich der Profeſſor der Philoſophie. Nach den erſten philoſophiſchen Leidbezeugungen ſprach er von Seelengröße; dann von einem Krankenſüppchen, das er in ſeiner Küche nach einem ganz neuen Rezept für ſie bereiten laſſe, und damit wollte er den Uebergang auf ſeine Liebe machen, die er ihr thätiger, als irgend einer, bis zum Tode bewieſen habe. — — Allein die Tante, welche vor Gift und Galle kaum reden konnte, unterbrach ihn kreiſchend: »Herr Vetter, ſparen Sie Ihre Krankenſuppen nur zum Leichenſchmauſe nach meinem Tode auf.« Er wollte ſein Erſtaunen bezeugen (wiewohl ihm doch das rothe Geſicht noch röther ward vor Scham und Wuth, daß man ſein Wort verrathen hatte). Doch alles umſonſt. Sarah wies ihm endlich ziemlich unphiloſophiſch die Thür.

---

## Abermals ein blaues Wunder.

So hatten es alle vier Fakultäten mit der Jungfrau im Grund und Boden verdorben. Die Neffen waren in Verzweiflung, mit Ausnahme des Doktor Falk. Er lachte dazu. Sein Suschen aber keineswegs. Suschen machte ihrem Manne noch am andern Tage viele Vorwürfe, wiewohl ſie anfangs über ſeinen unbeſonnenen Einfall ſelbſt hatte lachen müſſen. Er nahm ſie in den Arm und küßte ihr den Mund zu und ſagte: »Du haſt Recht. Ich hätte der tugendbelobten Jungfrau nicht ſo Arges ſagen ſollen; aber wahrhaftig, ich wußte geſtern nicht, wo mir der Kopf ſtand, als ich dich verließ.«

»Ich würde nichts dagegen haben, lieb Männchen, wenn ich nicht überzeugt wäre, die Tante werde lebenslang unverſöhnlich ſein. Denn ſo etwas verzeiht keine

Jungfrau. Und das iſt ſchlimm für uns, zumal jetzt. Der Winter währt noch lang; ich heize den Ofen ſo ſchwach, daß den ganzen Tag die Fenſter nicht aufthauen, und doch ſteht unſer Holzvorrath an der Neige. Du weißt es ja ſelbſt. Und in Kaſſe haben wir — ſieh nur her!“ Sie klimperte ihm mit einigen Geldſtücken im leeren Beutel dicht vor den Ohren.

Da ward an die Thür gepocht. Sarah's alte Magd trat herein, brachte einen verſiegelten Zettel, und die dringende Bitte der Tante, daß ſich der Herr Doktor unfehlbar nach dem Eſſen mit dem Glockenſchlag ein Uhr bei ihr einfinden möge. Sie liege im Bette, doch ſcheine ſie etwas beſſer zu ſein, als geſtern.

„Gut. Ich komme!“ ſagte Falk, nahm den Zettel und entließ die Magd. Er wog den Zettel in der Hand, ſchüttelte lächelnd den Kopf und ſagte: „Fühle doch, Suschen! das iſt ja ſchwer, wie Blei.“ Er öffnete. In eine Spielkarte eingeklemmt, blitzten ihm zehn neue, ſchön geränderte Dukaten entgegen. Er betrachtete die Adreſſe. Sie war an den Doktor Falk und an keinen andern Menſchen auf Erden. Solche unerhörte Freigebigkeit der Jungfrau Sarah erregte die gerechte Verwunderung des Ehepaars. „Das iſt das blaueſte von allen blauen Wundern der Tante!“ rief Falk: „Nun, Herz, mein Herz, ſeit wann hatten wir ſolchen Schatz im Hauſe? Siehe, die Vorſehung wacht für uns und unſere Kinder. Wir ſind für den Winter geborgen. Alle Noth hat ein Ende. Warum weinſt du doch?“

„Ach!“ ſchluchzte Suschen, und fiel ihrem Manne um den Hals: „vor Freuden wein' ich. Aber,“ ſetzte ſie leiſe hinzu, „ich habe auch die ganze Nacht gebetet: denn ſchlafen konnt' ich doch nicht viel.“

Da ſchlug Falk beide Arme um die Geliebte und ſagte nichts; und er weinte heimlich. Denn ſeine Rührungen zeigte er ihr nicht gern.

Digitized by Google

## Das blaueſte von allen.

Mit dem Glockenſchlag ein Uhr ſtand er vor dem Bette der Tante. Er nahm mit innerer Bewegung, voller Dankbarkeit ihre Hand — er hatte es Suschen gelobt —, küßte dieſe wohlthätige Hand und ſagte: „Beſte Tante, Ihr Geſchenk hat mich und Suschen ſehr glücklich gemacht.“

„Lieber Vetter,“ ſagte die Kranke holdſelig, denn ein Kuß auf die Hand war ihr lange nicht widerfahren, „ich bin ſchon ſeit Jahr und Tag Ihre Schuldnerin.“

„Und verzeihen Sie meine geſtrige Unart!“ fuhr der Doktor fort.

Die Tante bedeckte ſich ſchamhaft das Geſicht mit Hand und Schnupftuch. Nach einer Weile ſagte ſie, ohne ihn anzuſehen: „Vetter, ich ſetze mein ganzes Vertrauen in Sie — mein Leben hängt von Ihnen ab. Können Sie ſchweigen? wollen Sie?“

Falk verſprach Alles. Sie beruhigte ſich damit noch nicht. Sie gelobte ihm ihr ganzes Vermögen, wenn er reinen Mund hielte. Er that den feierlichſten Schwur.

„Ich weiß, ihr beiden jungen Leute ſeid oft in Noth und Mangel. Ich will mich zu euch in die Koſt geben, denn meine alte Magd, die mir ſo lange treu gedient“ — hier fing ſie laut an zu ſchluchzen — „muß ich doch abſchaffen. So lange Sie aber mein Geheimniß verſchweigen, geb' ich Ihnen jährlich tauſend Gulden Koſtgeld, und ſollt' ich einſt ſterben, mein ganzes Vermögen.“

Der Doktor fiel auf die Knie und ſchwor.

„Aber Sie müſſen außer der Stadt wohnen; denn in der Stadt bleib' ich nicht. Ich trete Ihnen erb- und eigenthümlich mein großes Haus vor dem Thor nebſt Garten und Gütern ab, — Sie wiſſen mein Haus neben dem großen Gaſthof zur Schlacht von Abukir, das ich vor einem halben Jahr von meiner Mutter Bruder, dem Acciſedirektor, erbte.“

Digitized by Google

Der Doktor ſchwor mit einer hochaufgeſtreckten Hand: er wolle, trotz Winterfroſt und Schnee, folgendes Tages hinausziehen.

„Ich will, ſo lange Sie ſchweigen, Vetter, Ihnen mein Koſtgeld halbjährlich vorausbezahlen; und für die erſten Einrichtungen für Sie und mich liegen im Wandſchränkchen dort hinter der Thür vier Rollen mit Neuenthalern.“

Der Doktor ſteckte beide Hände und alle fünf Finger in die Luft und ſchwor Verſchwiegenheit bis ins Grab, dachte aber bei ſich: die glaubt gewiß, der jüngſte Tag oder das tauſendjährige Reich ſei vor der Thür, daß ſie ſich ſo ſchnell bekehrt.

Nach allem dieſem aber kam Sarah nie zum Bekennen des großen Geheimniſſes. Und ſo oft ſie verſuchte anzufangen, ſtarb ihr das Wort auf den Lippen, indem ſie das Geſicht verbarg und ſchluchzte. — Dies Anfangen und Abbrechen und Jammern währte ziemlich lange. Der Doktor ſtand auf, ſetzte ſich vor das Bett, wiſchte mit dem Rockärmel ſeine Knie, nahm eine Priſe und dachte: wenn man einen Brunnen endlich trocken pumpen kann, werden doch die Thränendrüſen einer beklemmten Jungfrau auch am Waſſer verſiegen.

---

## Es wird immer blauer.

Er hatte Recht. Als ſie nicht mehr weinen konnte, hielt ſie es für chriſtliche Faſſung des Gemüths, und ſagte mit zitternder Stimme: „Vetter, als Sie geſtern mit dem entſetzlichen Ausdruck von mir weggingen...“

Der Doktor wollte wieder auf die Knie fallen und abbitten: „Verzeihen Sie mir doch den Ausdruck, goldene Tante, es war von mir...“

„Nein, Vetter — Sie mochten wohl Recht haben.“

„Es war Dummheit von mir, Tante.“

„Nein, Vetter, ich vermuthe, Sie haben Recht.“

„Das iſt ja unmöglich, goldene Tante.“

Digitized by Google

„Ach, nur allzugewiß, Vetter!“

„Aber es iſt nicht möglich, Tante. Und wenn auch — wenn ſelbſt — nein, Tante, Sie ſind gewiß ...“

„Vetter, Sie haben Recht. Ich hätte in meinem Alter wohl vernünftiger ſein ſollen, meinen Sie. Und Sie haben Recht. Nun aber wiſſen Sie Alles. Das Unglück iſt geſchehen. Ich war verheirathet — aber heimlich, ganz heimlich — aber ehrlich, aber in der Ordnung. Wer wird mir's nun glauben? Nun iſt er im Tirol an einer Stückkugel geſtorben. Hier ſind Briefe und Zeugniſſe. Er iſt todt, und ...“

„Wer denn, Tante?“ rief Falk voller Erſtaunen.

„Ach, der Trompeter vom franzöſiſchen Huſarenregiment, Gott hab' ihn ſelig, der vorigen Sommer bis im Herbſt bei mir im Quartier lag. Er war kein gemeiner Trompeter, ſondern Regimentstrompeter; ſein Vater und Großvater hatten Jahre lang mit großem Beifall die Pauken gerührt. — Aber, gerechter Himmel, Huſarenfrau mocht' ich nicht heißen. Und ehe er ſich vom Regiment losmachen konnte, mußte er mit dem Regiment fort. Nun ſitze ich da als eine junge Huſarenwittwe. Keine Seele weiß es; keine Seele glaubt es. Ich ſterbe, wenn man's erfährt. Die Stadt würde blaues Wunder ſchreien! Am Trompeter wäre mir wenig gelegen, aber mein guter Name!“

Der Doktor ſchüttelte den Kopf. Er konnte ſich von der Verwunderung kaum erholen. Den Trompeter hatte er zwar oft im Zimmer der Jungfrau Waldhorn geſehen, aber — Falk, der Göthe's Idee von der chemiſchen Wahlverwandtſchaft der Menſchen immer einen närriſchen Einfall geheißen — er hätte ſich nie ſo ſtarke Wahlverwandtſchaft zwiſchen Trompeter und Waldhorn träumen laſſen. — Auch jetzt noch hielt er wenigſtens die Beſorgniſſe der Jungfrau — denn ſo wollte die Wittwe heißen — für grundlos; allein ſie gab ihm auf ſeine Fragen über ihr Befinden ſo ſonderbare Antworten, daß er ſelbſt zu glauben anfing. Nun freilich konnte er ſich die verſchwen-

Digitized by Google

deriſche Freigebigkeit der hochbeängſtigten Dame erklären, die lieber das Leben verloren, als es ertragen hätte, daß die ganze Stadt erführe, wie der erſte Tugendſpiegel aller Jungfrauen ſo blind überlaufen ſei.

Er gab ſein Ehrenwort, zu ſchweigen und ſie vor aller Welt zu verbergen, bis ſie ſich wieder mit Sicherheit ſehen laſſen könne. Bis dahin ſollte ſie für krank gelten — unter dieſem Vorwand und beſſerer Pflege willen beim Doktor wohnen; allen Umgang abbrechen.

Die Schenkung des Landhauſes beim Wirthshaus zur Schlacht von Abukir ward notarialiſch und gerichtlich ausgefertigt; das Landhaus mitten im Winter bezogen. Die jungfräuliche Matrone ward darauf unſichtbar. Sie ließ ſich von Suschen allein bedienen, und dieſe hatte ſie ſelbſt in das Geheimniß eingeweiht.

## Gute Folgen.

„Das heißt doch,“ ſagte ſie oft in heitern Stunden zu Suschen, denn immer konnte ſie doch nicht verzweifeln; auch that Suschen alles, was ſie der Tante in den Augen las, ſo daß dieſe ſich in ihrem ganzen Leben nicht ſo wohl verpflegt und behaglich gefühlt hatte, wie im Schoos dieſer glücklichen Familie: „das heißt doch wahrlich, ſein blaues Wunder erleben, wenn einen zuletzt noch ſolches Schickſal trifft. Hätte ich das je denken ſollen! Ach, ſiehe wohl zu, daß du ſicher ſteheſt, auf daß du nicht falleſt. Ich war aber in allzugroßer, geiſtlicher Sicherheit; da ward ich geſtraft. O der Trompeter! der Trompeter!“

Die Begebenheit hatte inzwiſchen auf Jungfrau Sarah einen ſehr wohlthätigen Einfluß. Aus bloßer Furcht, ſich von den neugierigen Augen ihrer ehemaligen Geſellſchafterinnen und Kaffeeſchweſtern verrathen zu ſehen, entwöhnte ſie ſich von dem Umgang derſelben, und gewann reinern Vergnügungen im Kreiſe der Falkſchen Familie Geſchmack ab. — Zwar hörte ſie noch gar zu gern Stadt-

neuigkeiten, aber — ſie gedachte ihrer Schwäche — und verdammte nicht mehr ſo lieblos wie ſonſt; höchſtens ſeufzte ſie wie eine Gebeugte, welche, ihr eigenes Gericht ſcheuend, nie wieder richten wollte. Sie ward ſo nachgiebig, beſcheiden, ja demüthig, wie man nie von ihr hätte erwarten können. Die Verpflanzung unter andere Menſchen, Verhältniſſe und Gegenſtände, der heroiſche Entſchluß, wodurch ſie einen Theil ihrer Güter weggegeben hatte, die Verſicherung des Doktors, ſie habe Vermögen genug, um zu leben, er wolle es ihr verbürgen — das alles verwandelte ſie ſo ſonderbar, als lebe ſie in einer andern Welt. Sie gab ſogar ihr Wucherhandwerk auf, das ſie ohnedem bei ihrer Entfernung von der Welt nicht mehr treiben konnte.

Unterdeſſen ſpien die drei Fakultäten Feuer und Flamme. Der Advokat Zange und das philoſophiſche und theologiſche Waldhorn machten entſetzlichen Lärmen gegen einander. Denn Jungfrau Sarah hatte ein- für allemal einem jeden den fernern Zutritt verboten, und jedem dabei geſagt, was der Advokat ausgeplaudert, ſo wie dem Advokaten, was der Primarius von ihm verrathen habe. Die beiden Waldhorne verſöhnten ſich zwar dem Scheine nach, aber nur um deſto ſtärker durch ihre Vereinigung gegen den Rabuliſten zu ſein, der ihnen auf alle Bewegungen lauerte, um Stoff zu einem Prozeß zu finden. Der Philoſoph ſchrieb ein vortreffliches Werk gegen die menſchlichen Leidenſchaften, und der Primarius hielt alle Sonntage die rührendſten Predigten gegen Undank, Verleumdung, Neid, Klatſchſucht und Bosheit. Beide ſtifteten damit viel Gutes, nur ihre eigene Galle wuchs immer dabei.

## Der fromme Betrug.

Inzwiſchen war nach der langen Winterzeit der Frühling gekommen. Die warmen Sommertage nahten. Doktor Falk hatte ſchon früh gemerkt, daß ſich ſeine Tante in der That Sorgen ohne Noth gemacht. Er hatte ihr dies ge-

Digitized by Google

meldet, und zugleich offenbart, daß ihre Kränklichkeit eine der weiblichen Schwachheiten ſei. Umſonſt, die Jungfrau ließ ſich ihre Einbildung ſchlechterdings nicht ausreden. Suschen und Falk mußten ſchweigen und der Tante den lächerlichen Glauben laſſen, weil ſie drohte, Argwohn gegen des Doktors Freundſchaft zu faſſen. — Sie hütete meiſtens das Bett.

„Sie macht mir bange!“ ſagte Suschen zu ihrem Manne: „Sie kömmt mir zuweilen wie eine Verwirrte vor.“

„Das iſt ſie auch im vollen Sinne des Worts!“ ſagte der Doktor: „Es iſt bei ihr Hypochondrie, fixe Idee! Mit meinen Arzneien treib' ich ihre Einbildungen nicht weg. Was iſt zu thun, vielleicht heil' ich ihr eine Phantaſie mit der andern. Ich gebe ſeiner Zeit unſer Kind ihr für das ihrige.“

„Aber wird ſie das glauben?“

„Will ſie es nicht glauben, ſo läßt ſie es.“

Nach einigen Wochen erſchien Suschen nicht mehr bei der Sarah — ſo war's von den Eheleuten beſprochen — Der Doktor zeigte ihr an, Suschen habe Unglück gehabt.

„Das Kind todt?“ fragte Sarah.

„Allerdings!“ erwiederte der Doktor.

„Ach . . .“ ſeufzte ſie.

„Bleiben Sie ohne Sorge, Tante.“

Eines Morgens, vor Tagesanbruch, ward die Tante auf ſonderbare Art geweckt. Ihr Geſicht ward mit Waſſer beſprengt; unter der Naſe ihr ein ſtark riechendes Fläſchchen ums andere gehalten, daß ſie faſt den Odem verlor.

Sie ſchlug die Augen auf und ſah den Doktor mit ihrer Naſe beſchäftigt. „Gerechter Himmel, ich ſterbe; ich komme um! Was machen Sie mir denn in die Naſe, Vetter!“

„Still, Tante! ſprechen Sie kein Wort!“ ſagte der Doktor mit bedeutungsvollem Blick: „Geben Sie mir nur zu verſtehen, ob Sie ſich wohl befinden.“

„Ganz leidlich, Vetter.“

Digitized by Google

„Sie lagen vier Stunden lang in Ohnmacht, Tante, mir war für Ihr Leben bange. Jetzt iſt's gut. Sie ſind gerettet. Ein allerliebſtes Kind . . .“

„Was?“ rief Sarah, indem ſie ſich faſt die Naſe zerrieb.

„Ein artiger Knabe. Wollen Sie den Buben ſehen? Wenn Sie ſich ruhig verhalten, ohne ein Glied zu rühren; ſo . . .“

„Aber, Vetter . . .“

„Ich ſage den Leuten, es ſei das Kind meiner Frau, dafür gilt es jetzt im Hauſe.“

„Ach, Vetter, Ihre Klugheit, Ihre Hülfe, Ihr Rath . . . Sie ſind ein Engel.“

Falk ging. Die Tante zitterte an allen Gliedern vor Schreck und Freude. Sie ſah ſich um; auf den Tiſchen ſtanden brennende Kerzen und Arzneigläſer dutzendweiſe. — Eine Frau brachte das Kind, es ſchlummerte ſanft. Sarah ſprach kein Wort, betrachtete es lange, fing bitterlich an zu weinen, küßte das junge Weſen unzählige Male, und ſagte zum Doktor, als es wieder weggetragen war: „Es iſt der franzöſiſche Regimentstrompeter, Gott hab' ihn ſelig, wie er leibt und lebt! Ja, gewiß, wie er leibt und lebt!“

---

## W i r k u n g e n.

Nach einigen Wochen, die ſehr pünktlich bei guten Kraftbrühen verlebt wurden, trippelte Jungfrau Sarah wieder wohlgemuth, ſtärker und friſcher als jemals, im Hauſe herum. Sie wiegte das Knäblein und trug es mit Zärtlichkeit umher, und hegte und pflegte es mit wahrer Affenliebe. Sie war glücklich von ihrer närriſchen Einbildung durch eine noch weit närriſchere geheilt. Dankbar dafür war der erſte Gang, welchen ſie außer dem Hauſe that, zur Kirche, und von der Kirche hin, dem Doktor Falk ihr geſammtes Vermögen gerichtlich verſchreiben zu

laſſen, mit der Bedingung, daß er ſie lebenslänglich dafür verpflege, und ihr zum eigenen Gebrauch eine anſehnliche jährliche Summe Taſchengeld gebe. Dem Doktor aber machte ſie noch den geheimen Artikel zur Pflicht, daß dem Regimentstrompeterlein dermaleinſt die Hälfte des geſammten Vermögens zufallen müſſe.

So ward Doktor Falk plötzlich durch die blauen Wunder der Jungfrau Sarah Waldhorn zum reichen Mann. Der Sieg der mediziniſchen Fakultät war unwiderruflich entſchieden; deſto ärger wüthete von nun an die theologiſche, philoſophiſche und juriſtiſche gegen einander. Sie konnten es einander nicht verzeihen, daß ſie ſich gegenſeitig um die Univerſalerbſchaft geprellt hatten. Dem Doktor Falk verzieh man leichter. Er war an allem unſchuldig. Man knüpfte ſogar wieder Freundſchaft mit ihm an, denn er war einer der reichſten Männer in der Stadt; und einen reichen Mann, oder vielmehr ſein Geld, kann der Philoſoph und Juriſt, wie der Theologe allezeit gebrauchen.

Die erbitterten Leutchen trieben ihren gegenſeitigen Haß endlich ſo weit, daß ſie ihren Kindern verboten, mit einander zu ſpielen; daß, wenn zwei einander von fern auf der Straße ſahen, beide umkehrten, um ſich nicht zu begegnen; daß, wenn zwei einander nicht ausweichen konnten, ſie links und rechts vorbeidefilirten, ohne ſich zu begrüßen. Ihre Todfeindſchaft, die oft in die lächerlichſten Ausſchweifungen entartete, ward zuletzt Geſpräch und Aergerniß der ganzen Stadt.

„Aber," ſagte Suschen zu ihrem Manne, „es iſt doch recht betrübt, Verwandte in ſolchem Hader zu ſehen. Wie wär's, Männchen, wenn du ſie wieder verſöhnteſt? Vielleicht wenn du ſie einmal zu einem freundſchaftlichen Eſſen zuſammenbäteſt. Beim Glaſe Wein wärmen die Männer wohl alte Freundſchaft wieder auf. Verſuch's doch. Es wäre ein ſchönes Werk gethan."

„Alles ganz gut!" rief Jungfrau Sarah, „man ſoll ein Chriſt ſein und ſich verſöhnen. Ich bin auch dafür.

Nur das Eſſen gebt mir nicht hier im Hauſe; ich kann die drei Schleicher nicht vor den Augen leiden. Ich kann alles vergeben, aber vergeſſen nicht. Speiſet ihr drüben im Wirthshaus zur Schlacht von Abukir mit einander; nur hier nicht.«

---

## Die Schlacht von Abukir.

Dem Doktor wäre die Verſöhnung ſeiner Vettern ganz recht und lieb geweſen, doch traute er nur halb. Aber Suschen hatte darum gebeten. Und wenn Suschen ſich aufs Bitten legte, dann legte man ſich ganz vergebens aufs Abſchlagen, beſonders Doktor Falk. Er ſtand zwar nicht unter dem Pantoffel ſeiner Frau, aber gewiß doch unter ihrer weichen Hand.

Sehr gelegen zu dem Verſöhnungsmahl kam ihm die Anweſenheit zweier großen Gelehrten in der Stadt; beide hatten ihm einſt als akademiſche Lehrer auf der Univerſität Artigkeit erwieſen. Jetzt konnt er abzahlen, und die Gegenwart dieſer beiden großen Männer flößte den drei feindlichen Verwandten wenigſtens ſo viel Achtung ein, daß ſie ſich in deren Gegenwart nicht mit neuen Vorwürfen reizen konnten. Man tadle doch nicht, was wir im gemeinen Leben Anſtändigkeit nennen. Sie iſt oft das Gängelband, in welchem die kindliche Tugend auf ſchwachen Füßen laufen lernt. Der eine von den großen Männern, der berühmte Edukationsrath Hahnenkamm, war eigentlich mehr lang als groß, faſt rieſenhaft, ſchattenähnlich, auseinander gezerrt, mager. Der andere große Mann war der Hofrath Pilz, ein kleines, bleiches Männlein, durch ſeine Schriften hinlänglich der Welt und Nachwelt bekannt, wenn er nicht etwa vergeſſen iſt. Der Wirth zur Schlacht bei Abukir mußte ein glänzendes Nachteſſen rüſten, — der Doktor lud auf ein einfaches ſokratiſches Mahl ein.

So ein ſokratiſches Mahl bei einem Doktor, reich wie der Mann im Evangelium, wird nicht leicht ausgeſchlagen.

Digitized by Google

Man fand ſich ein. Zange und die beiden großen Männer erſchienen die erſten. Die Unterhaltung war ſehr gewürzt durch den attiſchen Witz der Fremden, die, in literariſchen Klatſchereien wohlbewandert, von allen durch Schriften bekannten Männern etwas Lächerliches aufzutiſchen wußten. Als aber der Profeſſor Waldhorn kam, ward dem Advokaten das Lachen theuer. Dieſer verzog das breite, fleiſchige Geſicht, als hätt' er die Kolik; und jener ging um den Rabuliſten in ſo weiten Bogen herum, als fürchtete er ſich, ſeinen neuen perlfarbenen Rock mit den weißatlaſſenen Unterkleidern ſchon durch den Hauch des Advokaten zu beſudeln. Da nun aber gar klein, ſchwarz, rund und geſund der Paſtor Primarius hereinſchritt, war's, als führe ein böſer Geiſt in die Verſammlung. Die Einheimiſchen ſprachen nur mit den Fremden; ſich ſelbſt mieden ſie zu ſehen, und geſchah es, ſo war's mit Baſiliskenaugen.

Man ſetzte ſich endlich um die Tafelrunde. Der Doktor trieb mit ſeinem Witz verſchwenderiſchen Aufwand, Heiterkeit in die Unterhaltung zu bringen. Die beiden großen Männer waren unerſchöpflich in ſkandalöſen Gelehrtengeſchichtchen. Alles ſchien auf dem beſten Wege zu ſein. Der gute Falk bereitete ſich ſchon zu einer rührenden Verſöhnungsſzene beim Champagner vor.

Der Philoſoph Waldhorn ließ ſich das ſüße Amt nicht nehmen, bei Tiſch zu „ſerviren", wie er's hieß. Er gab die Suppe auf, es war Kirſchſuppe nach einer ganz neuen Vorſchrift; ein Meiſterſtück des Abukirerkochs; eine Wolluſt der Gaumſeligen.

Die Reihe kam, daß er auch dem Advokaten Zange geben ſollte. Das fiel dem Profeſſor ſchwer aufs Herz — dem Menſchen konnt' er unmöglich geben. Er zuckte.

Herr Zange ſah mit verbiſſenem Grimm alles, was in dem Innern des Philoſophen vorging. Und als der Profeſſor noch finſter und mit verachtendem Blick zu ihm hinüber ſah, als wollt' er fragen: „muß ich gegen dich Elenden die Formen des Anſtandes beobachten?" konnte ſich

der wüthende Advokat kaum mäßigen. Er ſtreckte — Niemand ſah es — ſchnell ein verzerrtes Geſicht dem Philoſophen höhnend entgegen. — Da lief dem Profeſſor der Weltweisheit die Galle über. Er gab eben ſo ſchnell — Niemand ſah es — mit dem großen ſilbernen, von purpurfarbener Kirſchſuppe gerötheten, Suppenlöffel dem Advokaten einen derben Hieb aufs verzerrte Maul. Raſend fuhr der Advokat auf, ſtreckte den langen Arm über den Tiſch und griff, ſtatt des Philoſophen — dieſer war raſch unter den Tiſch gebückt — den Kopf des Primarius. Erſchrocken ließ der Primarius ſeine ehrwürdige Perrücke in den Geierkrallen des Advokaten und duckte ſich neben dem Philoſophen unter das Tiſchblatt. Hier ſetzten beide das Treffen gegen den juriſtiſchen Goliath fort. Jeder faßte eines von Zange's Beinen — Jeder zerrte wüthend daran; ſo mußte der Rieſe ſtürzen. Mit ihm aber fuhr das ſokratiſche Gaſtmahl ſchallend auf den Erdboden.

Da erhoben die Waldhorne unter dem Tiſch ein fürchterliches Geheul. Dem bei dieſen Schlaghändeln ganz unſchuldigen Edukationsrath Hahnenkamm war durch wunderbaren Aufſchwung eines Tiſchflügels die rothe Kirſchſuppe dick ums Geſicht geflogen. Hofrath Pilz ſaß ſtarr und ſteif; er erblickte einen ganzen Haufen kleiner gebratener Vögel auf ſeinem Schoos verſammelt.

Das Alles begab ſich aber in ſo faſt zeitloſer Geſchwindigkeit, daß Keiner wußte, wie? warum? woher? was weiter?

„Hol' der Teufel die Fakultäten!“ rief der Doktor und flüchtete aus dem Erdbeben zum Fenſter: „Ich dacht' es ja wohl.“

Beim traurigen Schimmer des gläſernen Kronleuchters ſah man nichts mehr über dem Tiſch, als die in der Luft plädirenden Beine des Advokaten. Der Philoſoph Waldhorn zog unter dem Tiſch auf allen Vieren langſam hervor; ein gebratenes Milchſchwein lag auf ſeinem Rücken, wie der Affe auf dem Bären. Der Primarius kroch eben-

Digitized by Google

falls hervor; aber, ins Tiſchtuch verwickelt, folgte ihm dieſes mit den Trümmern des ſokratiſchen Gaſtmahls, wie ein feierlicher Leichenzug, durchs ganze Zimmer. Der kleine Hofrath Pilz ſetzte indeſſen bedächtlich alle ſeine kleinen Vögel vom Schoos auf die Erde. Die wehmüthigſte Erſcheinung blieb aber die lange Geſtalt des mit Kirſchſuppe geblendeten Edukationsraths. Er hatte zu ſeiner Vertheidigung, mit vieler Geiſtesgegenwart, eine Kalbskeule ergriffen. So zog er majeſtätiſch, wie ein blutiges Geſpenſt, ſchweigend und tappend im Saal herum; denn er konnte durch die purpurne Finſterniß der Suppe nicht erkennen, woher jählings die Schlaghändel entſtanden. Darum, als der Wirth von Abukir eben mit einer prächtigen Paſtete ins Zimmer trat, und dem Edukationsrath zu nahe, ſchlug dieſer in gerechter Furcht mit der Keule herkuliſch Wirth und Paſtete auseinander, ohne Erbarmen; denn wer konnte dem blinden Oedipos ſagen, wer ihm Freund oder Feind ſei?

Der Primarius ließ ſeine Perrücke, der Profeſſor ſein Spanferkel im Stich. Beide flohen aus der Schlacht. Ihnen nach Zange, der Rothbart, voll Wuth und Scham. Der Doktor brachte die beiden berühmten Fremdlinge in kläglicher Geſtalt zu ſeiner Frau, und erzählte die unſelige Begebenheit.

„Gerechter Himmel!“ ſchrie die Tante, „Leute in Aemtern und Würden! Das iſt ja ein blaues Wunder!“

„Mit Erlaubniß,“ verſetzte der lange Edukationsrath, als er das Geſicht wieder bekam, „es ſcheint ein kirſchrothes geweſen zu ſein, wenn ich nicht irre.“

# Die Nacht in Brczwczmcisl.

## Fahrt nach Brczwczmcisl.

Ich zweifle gar nicht, das Jahr 1796 mag wohl manche ſchreckliche Nacht gehabt haben, zumal für die Italiener und Deutſchen. Es war das erſte Siegesjahr Napoleon Bonaparte's und die Zeit von Moreau's Rückzug. Damals hatte ich in meiner Vaterſtadt auf der Univerſität die akademiſchen Studien beendigt; war Doktor beider Rechte, und hätte mich wohl unterſtanden, den Prozeß ſämmtlicher europäiſchen Kaiſer und Könige mit der damaligen franzöſiſchen Republik zu ſchlichten, wenn man nur Grotius, Puffendorf und mich zum Schiedsrichter verlangt hätte.

Ich war inzwiſchen bloß zum Juſtizkommiſſär einer kleinen Stadt des neuen Oſtpreußens auserſehen. Viel Ehre für mich. Mit dem einen Fuß ſchon im Amte, während mit dem andern noch im akademiſchen Hörſaale, heißt ſeltenes Glück. Das dankte ich der Eroberung oder Schöpfung eines neuen Oſtpreußens und dem Falle Kosziusko's. Man macht es zwar dem höchſtſeligen König — wir andern Chriſten ſterben nur ſchlechtweg ſelig, und die Bettler vermuthlich nur tiefſtſelig; man ſagt, im Tode ſind wir einander alle gleich, ich beweiſe im Vorbeigehen das Gegentheil! — Alſo man macht ihm zwar zum Vorwurf, an einer ſchreienden Ungerechtigkeit Theil genommen zu haben, da er ein ſelbſtſtändiges Volk verſchlingen half;

Digitized by Google

aber ohne dieſe kleine Ungerechtigkeit, ich möchte ſie gar nicht ſchreiend nennen, wären tauſend preußiſche Muſenſöhne ohne Anſtellung geblieben. In der Natur wird Eines Tod das Leben des Andern; der Hering iſt für den Magen des Wallfiſches, und das geſammte Thier- und Pflanzenreich, auch das Steinreich, wenn es nicht zuweilen unverdaulich wäre, für den Magen des Menſchen da. Uebrigens läßt ſich ſehr gut beweiſen, daß ein Mädchen, welches ſeine Ehre, und ein Volk, welches ſeine Selbſtſtändigkeit überlebt, ihres eigenen Unglückes ſchuldig ſind. Denn wer ſterben kann, iſt unbezwingbar, und eben der Tod iſt der feſte Stützpunkt eines großen, ruhmreichen Lebens.

Meine Mutter gab mir ihren beſten Segen, nebſt Wäſche und Reiſegeld; und ſo reiſete ich meiner glänzenden Beſtimmung nach Neu-Oſtpreußen entgegen, von dem die heutigen Geographen nichts mehr wiſſen, ungeachtet es doch kein Zauber- und Feenland war, das auf den Wink eines Oberon entſteht und verſchwindet. Ich will meine Leſer mit keiner langen Reiſebeſchreibung ermüden. Flaches Land, flache Menſchen, grobe Poſtwagen, grobe Poſtbeamte, elende Straßen, elender Verkehr, und nebenbei jedermann auf ſeinem Miſthaufen ſtolz, wie ein Perſer-Schach auf ſeinem Thron. Es iſt einer der vortrefflichſten Gedanken der Natur, daß ſie jedem ihrer Weſen ein eigenes Element anwies, worin es ſich mit Behaglichkeit bewegen kann. Der Fiſch verſchmachtet in der Luft, der polniſche Jude in der Eleganz eines Boudoirs.

Alſo kurz und gut, ich kam eines Abends vor Sonnenuntergang nach, ich glaube es hieß Brczwezmcisl, einem freundlichen Städtchen; freundlich, obgleich die Häuſer rußig, ſchwarz, die Straßen ungepflaſtert, kothig, die Menſchen nicht ſäuberlich waren. Aber ein Kohlenbrenner kann in ſeiner Art ſo freundlich ausſehen wie eine Operntänzerin, deren Fußtriller von Kennern beklatſcht werden.

Ich hatte mir das Brczwezmcisl, meinen Berufsort, viel ſchrecklicher vorgeſtellt; vermuthlich fand ich's gerade

deswegen freundlicher. Der Name des Orts, als ich ihn zum erſten Mal ausſprechen wollte, hatte mir faſt einen Kinnbackenkrampf zugezogen. Daher mochte meine heimliche Furcht vor der Stadt ſelbſt ſtammen. Der Name hat immer bedeutenden Einfluß auf unſere Vorſtellung von den Dingen. Und weil das Gute und Böſe in der Welt weniger in den Dingen ſelbſt, als in unſern Vorſtellungen von ihnen wohnt, iſt Veredlung der Namen eine wahre Verſchönerung des Lebens.

Zur Vergrößerung meiner Furcht vor der neuoſtpreußiſchen Bühne meiner Rechtskunſt mochte auch nicht wenig der Umſtand beigetragen haben, daß ich bisher im Leben noch nicht weiter von meinem Geburtsort gekommen war, als man etwa deſſen Thurmſpitze ſehen konnte. Ungeachtet ich wohl aus den Lehrbüchern der Erdbeſchreibung wußte, daß die Menſchenfreſſer ziemlich entfernt wohnten, erregte es doch zuweilen mein billiges Erſtaunen, daß man mich nicht unterwegs ein paar Mal todt ſchlug, wo Ort und Zeit dazu gelegen waren, und nicht Hund und Hahn um mein plötzliches Verſchwinden vom Erdball gekräht haben würden. Wahrhaftig, man gewinnt erſt Vertrauen auf die Menſchheit, wenn man ſich ihr als Fremdling und Gaſt auf Gnade und Ungnade überläßt. Menſchenfeinde ſind die vollendetſten, engherzigſten Selbſtſüchtlinge; Selbſtſucht iſt eine Seelenkrankheit, die aus der Stetigkeit des Aufenthalts entſpringt. Wer Egoiſten heilen will, muß ſie auf Reiſen ſchicken. Luftveränderung thut dem Gemüth ſo wohl, als dem Leibe.

Als ich mein Brczwezmcisl von Poſtwagen hinab zum erſten Male erblickte — es ſchien in der Ferne ein aus der Ebene ſteigender Kothhaufen zu ſein; aber Berlin und Paris ſtellen ſich mit ihren Paläſten dem, der in den Wolken ſchifft, wohl auch nicht prächtiger dar — klopfte mir das Herz gewaltig. Dort alſo war das Ziel meiner Reiſe, der Anfang meiner öffentlichen Laufbahn; vielleicht auch das Ende derſelben, wenn mich etwa die in Neu-

oſtpreußen verwandelten Polaken als Söldner ihrer Unterdrücker bei einem Aufruhr niederzumachen Luſt bekommen haben würden. Ich kannte dort keine Seele, als einen ehemaligen Univerſitätsfreund, Namens Burkhardt, der zu Brczwezmcisl als Oberſteuereinnehmer, aber auch erſt ſeit Kurzem, angeſtellt war. Er wußte von meiner Ankunft; er hatte mir vorläufig eine Wohnung gemiethet und das Nöthige zu meinem Empfang angeordnet, weil ich ihn darum gebeten. Dieſer Burkhardt, der mir vorzeiten ein ſehr gleichgültiger Menſch geweſen, mit dem ich auf der Univerſität wenigen Umgang gehabt, den ich ſogar auf Anrathen meiner Mutter gemieden hatte, weil er unter den Studenten als Säufer, Spieler und Raufer berüchtigt war, gewann in meiner Hochachtung und Freundſchaft, je näher ich an Brczwezmcisl kam. Ich ſchwor ihm unterwegs Liebe und Treue bis in den Tod. Er war ja der einzige von meinen Bekannten in der wildfremden polniſchen Stadt; gleichſam der Mitſchiffbrüchige, welcher ſich auf dem Brette aus den Wellen an die wüſte Inſel gerettet hatte.

Ich bin eigentlich gar nicht abergläubig; aber doch kann ich mich nicht enthalten, dann und wann auf Vorbedeutungen zu halten. Wenn keine erſcheinen wollen, mache ich mir ſie. Ich glaube, man thut dergleichen im Müßiggang des Geiſtes; es iſt ein Spiel, das für den Augenblick unterhaltend ſein kann. So nahm ich mir vor, auf die erſte Perſon Acht zu haben, die mir aus dem Thore der Stadt entgegenkommen würde. Ich ſetzte feſt, ein junges Mädchen ſollte mir zum glücklichen, ein Mann zum übeln Vorzeichen dienen. Ich war noch nicht mit der Anordnung der verſchiedenen möglichen Zeichen fertig, als ich ſchon das Thor vor mir ſah, aus welchem eine, wie es ſchien, ſehr wohl gebaute, junge Brczwezmcislerin hervortrat. Vortrefflich! Ich hätte mit meinen von dem preußiſchen Poſtwagen pflichtmäßig zerſtoßenen und zermalmten Gliedern hinabfliegen und die polniſche Huldgöttin

Digitized by Google

anbeten mögen. Ich faßte ſie ſcharf ins Auge, mir ihre Züge tief einzuprägen, und wiſchte meine Lorgnette — denn ich bin etwas kurzſichtig — vom letzten Sonnenſtäubchen rein.

Wie wir aber einander näher waren, bemerkte ich bald, die Venus von Brczwezmcisl ſei etwas häßlicher Natur; zwar ſchlank, aber ſchlank wie eine Schwindſüchtige, dürr, eingebogen, mit platter Bruſt. Auch das Geſicht war platt, nämlich ohne Naſe, die durch irgend einen traurigen Unfall verloren gegangen ſein mochte. Ich hätte geſchworen, es wäre ein Todtenkopf, wenn nicht ſeltſamer Weiſe zwiſchen den Zähnen ein Stück Fleiſch hervorgehangen wäre. Ich traute meinen Augen kaum. Wie ich's jedoch näher durch die Brille betrachtete, merkte ich wohl, die patriotiſche Polin ſtrecke vor mir zum Zeichen des Abſcheu's die Zunge heraus. Ich zog geſchwind den Hut ab, und dankte höflich für das Kompliment. Das meinige war der Polin vermuthlich ſo unerwartet, als mir das ihrige. Sie nahm die Zunge zurück und lachte ſo unmäßig, daß ſie faſt am Huſten erſtickte.

Unter dieſen ſcherzhaften Umſtänden kam ich in die Stadt. Der Wagen hielt vor dem Poſthauſe. Der preußiſche Adler über der Thür, ganz neu gemalt, war, vermuthlich von patriotiſchen Gaſſenbuben, mit friſchen Kothflecken beworfen. Die Klauen des königlichen Vogels lagen ganz unter Unflath begraben, entweder weil das vielgeprieſene Raubthier mit den Klauen eben ſo viel, als mit dem Schnabel zu ſündigen pflegt; oder weil die Polen zu verſtehen geben wollten, Preußen habe am Neuoſtpreußiſchen ſo viel erwiſcht, als der gemalte Adler zwiſchen den Pfoten trage.

## Die alte Staroſtei.

Ich fragte den Herrn Poſtmeiſter ſehr höflich nach der Wohnung des Herrn Oberſteuereinnehmers Burkhardt. Der

Mann ſchien nicht wohl zu hören, denn er gab keine Antwort. Da er ſich aber bald darauf doch mit einem Briefträger unterhielt, ſchloß ich aus ſeiner Stummheit, er wolle mich durch die weltbekannte Poſtgrobheit überzeugen, daß ich in der That nirgendwo anders, als in einem der wohleingerichtetſten Poſtbureaux ſei. Nach der ſechsten Anfrage fuhr er mich heftig an, was ich wolle? Ich fragte zum ſiebenten Mal daſſelbe, und zwar mit der verbindlichſten Berliner oder Leipziger Artigkeit.

„In der alten Staroſtei!“ ſchnauzte er mich an.

„Um Vergebung, wenn ich fragen darf, wollen Sie mir nicht gefälligſt ſagen, wo ich die alte Staroſtei finde?“

„Ich habe keine Zeit. Peter, führe ihn hin.“

Peter führte mich. Der Poſtmeiſter, der zum Antworten keine Zeit hatte, ſah, die Pfeife rauchend, zum Fenſter heraus, auf der Straße mir nach. Vermuthlich Neugier. Bei aller mir angebornen Höflichkeit war ich doch im Herzen ergrimmt über dir unanſtändige Behandlung. Ich ballte in meiner Rocktaſche drohend die Fauſt und dachte: „Nur Geduld, Herr Poſtmeiſter, fällt Er einmal der Juſtiz in die Klauen, deren wohlbeſtellter königlicher Kommiſſär ich zu ſein die Ehre habe, werde ich Ihm Seine Flegelhaftigkeit auf die allerzierlichſte Weiſe einpfeffern. Der Herr Poſtmeiſter ſollen zeitlebens meiner Rechtskniffe gedenken.“

Peter, ein zerlumpter Polak, der mich führte, verſtand und ſprach das Deutſche nur höchſt mühſam. Meine Unterredung war daher ſo verworren und ſchauderhaft, daß ich ſie in meinem Leben nicht vergeſſen werde. Der Kerl ſah dazu abſcheulich drein mit ſeinem gelben, ſpitznaſigen Geſicht und dem ſchwarzen ſtruppigen Haar, ungefähr wie es unſere nord- und ſüddeutſchen Zierbengel zu tragen pflegten, wenn ſie ſchön thun wollten. Statt des Tituskopfes zeigten ſie uns gewöhnlich die Nachbildung eines ſtruppigen Weichſelzopfes.

Digitized by Google

„Lieber Freund,“ ſprach ich, während wir langſam im tiefen Kothe wateten, „will Er mir doch wohl ſagen, ob Er den Herrn Burkhardt kennt?“

— Die alte Staroſtei! antwortete Peter.

„Ganz recht, beſter Freund. Er weiß doch, daß ich zum Herrn Obereinnehmer will?“

— Die alte Staroſtei.

„Gut. Was ſoll ich aber in Seiner alten Staroſtei?“

— Sterben!

„Das hole der Teufel! Das kömmt mir nicht in den Sinn.“

— Mauſetodt, ſterben!

„Warum? Was hab' ich verbrochen?“

— Preuße! Kein Polak!

„Ich bin ein Preuße.“

— Weiß gut.

„Warum denn ſterben? Wie meint Er's?“

— So und ſo und ſo! — Der Kerl ſtieß, als hätte er einen Dolch in der Fauſt. Dann zeigte er auf ſein Herz, ächzte und verdrehte gräßlich die Augen. Mir ward bei der Unterredung ganz übel. Denn verrückt konnte Peter nicht ſein, er ſah mir ziemlich verſtändig aus, und Wahnſinnige hat man doch nicht leicht zu Handlangern auf der Poſt.

„Wir verſtehen uns vielleicht nicht vollkommen, ſcharmanter Freund!“ fing ich endlich wieder an. „Was will Er mit dem Sterben ſagen?“

— Todt machen. Dabei ſah er mich wild von der Seite an.

„Was? Todt?“

— Wenn Nacht iſt!

„Nacht? Die nächſte Nacht? Er iſt nicht wohl bei Troſt!“

— Gar wohl Polak, aber Preuße nicht.

Ich ſchüttelte den Kopf und ſchwieg. Offenbar verſtanden wir beide einander nicht. Und doch lag in dem

Reden des trotzigen Kerls etwas Fürchterliches. Denn der Haß der Polen gegen die Deutſchen, oder was daſſelbe ſagen wollte, gegen die Preußen, war mir bekannt. Es hatte ſchon hin und wieder Unglück gegeben. Wie, wenn der Kerl mich warnen wollte? Oder wenn der dumme Tölpel durch ſeinen Uebermuth eine allen Preußen bevorſtehende Mordnacht verrathen hätte? — Ich ward nachdenkend und beſchloß, meinem Freund und Landsmann Burkhardt das Geſpräch mitzutheilen, als wir vor die ſogenannte alte Staroſtei ankamen. Es war ein altes, hohes, ſteinernes Haus in einer ſtillen, abgelegenen Straße. Schon ehe wir dazu kamen, bemerkte ich, daß die, welche vor dem Hauſe vorüber gingen, ſcheue, verſtohlene Blicke auf das grauſchwarze Gebäude warfen. Eben ſo that mein Führer. Der ſagte nun kein Wort mehr, ſondern zeigte mit dem Finger auf die Hausthür, und ſchob ſich ohne Gruß und Lebewohl davon.

Allerdings war mein Eintritt und Empfang in Brczwezmcisl nicht gar einladend und anmuthig geweſen. Die erſten Perſonen, welche mich hier begrüßten, die unhöfliche Dame unter dem Thor, der grobe neuoſtpreußiſche Poſtmeiſter und der kauderwelſche verpreußete Polak hatten mir Luſt und Liebe ſowohl zu meinem neuen Aufenthaltsort, als zu meinem Juſtizkommiſſariat verbittert. Ich pries mich glücklich, endlich zu einem Menſchen zu gelangen, der wenigſtens mit mir ſchon einmal die gleiche Luft geathmet. Zwar Herr Burkhardt hatte nicht des beſten Rufes genoſſen bei uns zu Lande; allein was ändert ſich nicht im Menſchen mit dem Wechſel der Umſtände? Iſt die Gemüthsart etwas anderes, als das Werk der Umgebungen? Der Schwache wird in der Angſt zum Rieſen; der Feige in der Schlachtgefahr zum Helden; Herkules unter Weibern zum Flachsſpinner. Und geſetzt, mein Obereinnehmer hätte bisher für ſeinen König Alles, nur für ſich ſelbſt keine beſſern Grundſätze eingenommen gehabt: noch beſſer immer ein gutmüthiger Zecher, als das ſchwind-

Digitized by Google

ſüchtige Gerippe mit der Zunge; beſſer ein leichtſinniger Spieler, als ein raffinirt-grober Poſtmeiſter; beſſer ein tapferer Raufer und Schläger zur Geſellſchaft, als ein mißvergnügter Polake. Vielmehr Burkhardts letztgenannte Untugend gereichte ihm in meinen Augen zum größten Verdienſt; denn — unter uns geſagt — mein ſanfter, beſcheidener, ſchüchterner Karakter, den Mama oft hoch geprieſen, konnte mir unter den Polen beim erſten Aufſtand zum ſchmählichſten Verderben gereichen. Es gibt Tugenden, die an ihrem Ort zur Sünde, und Sünden, die zur Tugend werden können. Es iſt nicht alles zu allen Zeiten daſſelbe, ungeachtet es daſſelbe geblieben.

Wie ich durch die hohe Pforte in die ſogenannte alte Staroſtei eintrat, gerieth ich in Verlegenheit, wo meinen alten lieben Freund Burkhardt finden? Das Haus war groß. Das Kreiſchen der verroſteten Thürangeln hallte im ganzen Gebäude wieder: doch nahm das Niemand für ein Zeichen, nachzuſehen, wer da ſei. Ich ſtieg die breiten Steintreppen muthig hinauf.

Weil ich links eine Stubenthür bemerkte, pochte ich fein höflich an. Kein Menſch entgegnete mit freundlichem „Herein!“ Ich pochte ſtärker. Alles ſtumm. Mein Klopfen weckte den Wiederhall im zweiten und dritten Stock des Hauſes. Ich ward ungeduldig. Ich ſehnte mich, endlich dem lieben Seelenfreund Burkhardt ans Herz zu ſinken, ihn in meine Arme zu ſchließen. Ich öffnete die Stubenthür, trat hinein und ſah mitten im Zimmer einen Sarg. Der darin lag, der Todte, konnte mir freilich kein freundliches Herein rufen.

Ich bin von Natur gegen die Lebendigen ſehr höflich; noch weit mehr gegen die Todten. So leiſe als möglich wollte ich mich zurückziehen, als ich gleichen Augenblicks bemerkte, der Schläfer im Sarg ſei kein anderer, denn der Oberſteuereinnehmer Burkhardt, von welchem nun ſelbſt der Tod die letzte Steuer eingezogen. Da lag er, unbekümmert um Weinglas und Karten, ſo ernſt und feier-

Digitized by Google

lich, daß ich mich kaum unterſtand, an ſeine Lieblings-freuden zu denken. In ſeiner Miene ſtand eine Fremdheit gegen das menſchliche Leben, als hätte er nie mit demſelben zu ſchaffen gehabt. Ich glaube wohl, wenn eine unbekannte allmächtige Hand den Schleier des Jenſeits lüpft, das äußere Auge bricht und das innere hellſehend wird, da mag das irdiſche Leben winzig genug erſcheinen, und alle Aufmerkſamkeit nur dorthin ſtreben.

Betroffen ſchlich ich aus der Todtenſtube weg, in den finſtern, einſamen Hausgang. Jetzt erſt überfiel mich das Grauſen des Lebens vor dem Todten, daß ich kaum begreifen konnte, woher ich Muth genommen, dem Leichnam ſo lange ins Antlitz zu ſchauen. Zu gleicher Zeit erſchrack ich vor meiner eigenen Verlegenheit, in der ich nun lebte. Denn da ſtand ich hundert Meilen weit von meiner theuern Vaterſtadt, vom mütterlichen Hauſe, in einer Stadt, deren Namen ich nie gehört hatte, bis ich ihr Juſtizkommiſſär ſein ſollte, um ſie zu entpolaken. Mein einziger Bekannter und erſt kaum von mir adoptirter Herzensfreund hatte ſich im vollen Sinn des Worts aus dem Staube gemacht, ſelbſt aus dem Staube ſeiner Hülle, und mich ohne Rath und Troſt mir ſelber überlaſſen. Die Frage war: wohin ſoll ich mein Haupt legen? wo hat mir der Todte die Wohnung beſtellt?

Indem ſchrien die roſtigen Thürangeln der Hauspforte ſo durchdringend, daß mir der Klang faſt alle Nerven zerriß. Ein windiger, flüchtiger Kerl in Bedientenlivree ſprang die Treppe herauf, gaffte mich verwundert an und wendete mir endlich das Wort zu. Mir zitterten die Kniee. Ich ließ den Kerl nach Herzensluſt reden; aber der Schreck hatte mir für die erſten Minuten zum Antworten die Sprache genommen. Ohnehin hatte ich auch die Sprache ſchon vorher nicht gehabt, die dieſer Burſche redete, denn es war die polniſche.

Als er mich ohne Zeichen der Erwiederung vor ſich ſtehen ſah, und ſich nun ins Deutſche überſetzte, welches er ſo geläufig wie ein Berliner ſprach, gewann ich Kraft,

Digitized by Google

nannte meinen Namen, Stand, Beruf und alle Abenteuer ſeit meinem Einzug in die verwünſchte Stadt, an deren Namen ich noch immer erſtickte. Plötzlich ward er freundlich, zog den Hut ab, und erzählte mir mit vielen Umſtänden, was hiernach in löblicher Kürze folgt:

Nämlich er, der Erzähler, heiße Lebrecht; ſei des ſeligen Herrn Oberſteuereinnehmers Dolmetſch und treueſter Diener geweſen bis geſtern Nachts, da es dem Himmel gefallen, den vortrefflichen Herrn Oberſteuereinnehmer aus dieſer Zeitlichkeit in ein beſſeres Sein zu befördern. Die Beförderung wäre freilich ganz gegen die Neigung des Seligen geweſen, der lieber bei ſeinem Einnehmerpoſten geblieben wäre. Allein da er ſich geſtern mit einigen polniſchen Edelleuten ins Spiel eingelaſſen, und beim Glaſe Weins in ihm der preußiſche Stolz und in den Polen der ſarmatiſche Patriotismus wach geworden, hätte es anfangs einen lebhaften Wort=, dann Ohrfeigenwechſel geſetzt, worauf einer der Sarmaten dem ſeligen Herrn drei bis vier Meſſerſtiche ins Herz gegeben, ungeachtet ſchon einer derſelben zum Tod hinreichend geweſen wäre. Um allen Verdrießlichkeiten mit der neuoſtpreußiſchen Juſtiz auszuweichen, hätten die Sieger noch in der gleichen Nacht ſich, man wiſſe nicht wohin, entfernt. Der Wohlſelige habe noch kurz vor ſeinem Hintritt in die beſſere Welt für den erwarteten Juſtizkommiſſär, nämlich für mich, einige Zimmer gemiethet, eingerichtet, Hausrath aller Art gekauft, ſogar eine wohlerfahrne deutſche Köchin gedungen, die jeden Augenblick in Dienſt eintreten könne, ſo daß ich wohl verſorgt ſei. Beiläufig bemerkte der Erzähler Lebrecht, daß die Polen geſchworne Feinde der Preußen wären, und ich daher mich an Kleinigkeiten gewöhnen müſſe, wie diejenigen geweſen, welche mir die ſtumme Beredſamkeit der Dame unterm Thor ausgedrückt habe. Er erklärte zwar den Peter für einen albernen Tropf, der mir ohne Zweifel nur den Tod des Herrn Oberſteuereinnehmers habe anzeigen wollen, wofür ihm ein hinlänglicher Vorrath an

Worten gefehlt. Daher möge ein beiderſeitiges Miß-verſtändniß entſtanden ſein. Doch wolle er, der Erzähler, mir nichtsdeſtoweniger gerathen haben, vorſichtig zu ſein, weil die Polen in einer wahrhaften ſtillen Wuth wären. Er ſelber, der Lebrecht, ſei feſt entſchloſſen, ſich ſogleich nach Beerdigung ſeines unglücklichen Herrn aus dieſer Stadt zu entfernen.

Nach dieſem Bericht führte er mich die breite ſteinerne Treppe hinab, um mir meine neue Wohnung anzuweiſen. Durch eine Reihe großer, hoher, öder Zimmer brachte er mich in einen geräumigen Saal; darin ſtand ein auf-geſchlagenes Bett, von gelben damaſtenen alten Umhängen beſchattet; ein alter Tiſch mit halbvergoldeten Füßen; ein halbes Dutzend ſtaubiger Seſſel. Ein ungeheurer, mit goldenem Schnörkelwerk umzogener, blinder Spiegel hing an der Wand, deren gewirkte, bunte Tapeten, auf welchen die ſchönſten Geſchichten des alten Teſtaments prangten, halbvermodert, an manchen Stellen nur noch fetzenweiſe daſchwebten. König Salomon auf dem Thron, um zu richten, hatte den Kopf verloren, und dem lüſternen Greiſen in Suſannens Bade waren die verbrecheriſchen Hände abgefault.

Es ſchien mir durchaus in dieſer Einöde nicht gemüthlich. Ich hätte lieber ein Wirthshaus zum Aufenthalt erwählt, und — hätte ich's nur gethan! Aber theils aus Schüchtern-heit, theils um zu zeigen, daß ich mich von der Nähe des Todten nicht fürchtete, ſchwieg ich. Denn ich zweifelte nicht daran, daß Lebrecht und wahrſcheinlich auch die wohl-erfahrne Köchin mir die Nacht Geſellſchaft leiſten würden. Lebrecht zündete behend zwei Kerzen an, die auf dem goldfüßigen Tiſch bereit ſtanden; ſchon fing es an zu dunkeln. Dann empfahl er ſich, um mir kalte Küche zum Nachteſſen, Wein und andere Bedürfniſſe herbeizuſchaffen, meinen Koffer vom Poſthauſe holen zu laſſen und der wohlerfahrnen Köchin von meiner Ankunft und ihren Pflichten Anzeige zu geben. Der Koffer kam, das Nachteſſen des-

Digitized by Google

gleichen. Lebrecht aber, ſobald er ſein ausgelegtes Geld von mir empfangen, wünſchte mir gute Nacht und ging.

Ich verſtand ihn erſt, als er verſchwunden war, ſo ſchnell machte ſich der Kerl, nach eingeſtrichener Zahlung, davon. Ich ſprang erſchrocken auf, ihm nachzugehen, ihn zu bitten, mich nicht zu verlaſſen. Aber Scham hielt mich wieder zurück. Sollte ich den elenden Menſchen zum Zeugen meiner Furchtſamkeit machen? Ich zweifelte nicht, er werde droben in irgend einem Zimmer ſeines ermordeten Herrn übernachten. Aber da hörte ich die Angeln der Hauspforte kreiſchen. Es drang mir durch Mark und Bein. Ich eilte ans Fenſter, und ſah den Burſchen über die Gaſſe fliegen, als verfolgte ihn der Tod. Bald war er im Finſtern verſchwunden; ich mit dem Leichnam in der alten Staroſtei allein.

## Die Schildwacht.

Ich glaube an keine Geſpenſter; des Nachts aber fürchte ich ſie. Sehr natürlich. Wer wollte auch alles Mögliche glauben? Aber man hofft und fürchtet leicht, was möglich iſt.

Die Todtenſtille, die alten zerlumpten Tapeten in dem großen Saal, das Unheimliche und Fremde, der Todte über meinem Haupte — der Nationalhaß der Polaken — alles trug dazu bei, mich zu verſtimmen. Ich mochte nicht eſſen, ungeachtet mich hungerte; ich mochte nicht ſchlafen, ſo ermüdet ich auch war. Ich ging ans Fenſter, um zu verſuchen, ob ich im Nothfall auf dieſem Wege die Straße gewinnen könne; denn ich fürchtete, mich in dem gewaltigen Hauſe und in dem Labyrinth von Gängen und Zimmern zu verlieren, ehe ich die alte Hauspforte erreichte. Allein ſtarke Eiſenſtäbe verrammelten den Ausweg.

In dem Augenblick ward alles in der Staroſtei lebendig; ich hörte Thüren auf- und zugehen, Tritte nahe und ferne ſchallen, Stimmen dumpf ertönen. Ich begriff nicht, woher

plötzlich dies rege Weben und Leben? Aber eben das Unbegreifliche verſteht man immer am ſchnellſten. Eine innere Stimme warnte mich und ſprach: „Es gilt dir! Der dumme Peter hat die Mordanſchläge der Polaken verrathen — rette dich!“ Ein kalter Fieberſchauer ergoß ſich durch meine Nerven. Ich ſah die Blutdürſtigen, wie ſie unter einander die Art meines Todes verabredeten. Ich hörte ſie näher und näher kommen. Ich hörte ſie ſchon in den Vorzimmern, die zu meinem Saale führten. Ihre Stimmen flüſterten leiſer. Ich ſprang auf, verriegelte die Thür und in eben dem Augenblick verſuchte man die Thür von außen zu eröffnen. Ich wagte kaum zu athmen, um mich nicht durch das Geräuſch meines Athemzugs zu verrathen. An der Sprache der Flüſternden vernahm ich, daß es Polen waren. Zum Unglück hatte ich gleich nach Empfang meines Berufs zum Juſtizkommiſſariat ſo viel polniſche Wörter gelernt, daß ich ungefähr auch verſtand, man ſpreche von Blut, Tod und Preußen. Meine Kniee bebten; kalter Schweiß rann mir von der Stirn. Noch ein Mal ward von außen der Verſuch gemacht, die Thür meines Saals zu öffnen, aber es ſchien, als fürchte man, Geräuſch zu machen. Ich hörte die Menſchen ſich wieder entfernen, oder vielmehr davon ſchleichen.

Sei es, daß die Polaken es auf mein Leben oder nur auf mein Geld abgeſehen hatten; ſei es, daß ſie ihre Anſchläge ohne Lärmen ausführen, oder den Verſuch auf andere Weiſe erneuern wollten: ich beſchloß ſogleich mein Licht zu löſchen, damit ſie es nicht von der Straße erblicken und mich daran entdecken möchten. Wer ſtand mir gut dafür, daß nicht einer der Kerls, wenn er mich wahrnahm, durchs Fenſter ſchoß?

Die Nacht iſt keines Menſchen Freundin; darum iſt der Menſch ein geborner Feind der Finſterniß, und ſelbſt Kinder, die noch nie von Geiſtererſcheinungen und Geſpenſtern gehört haben, ſcheuen ſich im Dunkeln vor etwas, das ſie nicht kennen. Kaum ſaß ich im Finſtern da, die

Digitized by Google

fernern Schickſale dieſer Nacht einſam erwartend, ſo ſtiegen vor meiner erſchrockenen Einbildung die abſcheulichſten Möglichkeiten auf. Ein Feind oder ein Unglück, die man ſehen kann, ſind nicht halb ſo entſetzlich, als ſolche, denen man ſich blindlings hinliefern muß, ohne ſie zu kennen. Umſonſt ſuchte ich mich zu zerſtreuen; umſonſt beſchloß ich, mich auf das Bette zu werfen und den Schlaf zu ſuchen. Ich konnte nirgends dauern. Das Bett hatte den widerlichen Geruch von Leichenmoder; und ſaß ich im Zimmer, erſchreckte mich von Zeit zu Zeit ein Kniſtern, wie von einem lebendigen Weſen in meiner Nähe. Am meiſten ſpielte vor mir die Geſtalt des ermordeten Obereinnehmers. Seine kalten, ſteifen Geſichtszüge wurden mir ſo grauſenhaft beredt, daß ich endlich alle meine fahrende Habe darum gegeben hätte, wäre ich nur im Freien geweſen, oder bei guten, freundlichen Leuten.

Die Geiſterſtunde ſchlug. Jeder Schlag der Thurmuhr erſchütterte mich durch das Innerſte. Zwar ſchalt ich mich ſelbſt einen abergläubigen Narren, einen furchtſamen Haſen, aber mein Schelten beſſerte mich nicht. Endlich, ſei es aus Verzweiflung oder Heroismus, denn dieſen qualvollen Zuſtand konnte ich nicht länger ertragen, ſprang ich auf, tappte durch die Finſterniß den Saal entlang zur Thür, riegelte ſie auf, und war entſchloſſen, ſollte es auch mein Leben koſten, ins Freie zu gelangen.

Wie die Thür aber aufging — Himmel, welch ein Anblick! Ich taumelte erſchrocken zurück, denn ſolche Schildwacht hatte ich da nicht erwartet.

---

## Die Todesangſt.

Beim dunkeln Schein einer alten Lampe, die ſeitwärts auf einem Tiſchlein ſtand, ſah ich mitten im Vorzimmer den ermordeten Oberſteuereinnehmer im Sarge, wie ich ihn den Abend vorher oben geſehen hatte; und diesmal noch dazu deutlich mit den ſchwarzen Blutflecken des

Hemdes, die das erſte Mal von einem Baartuche verdeckt geweſen waren. Ich ſuchte mich zu faſſen; mir einzureden, dieſe Erſcheinung ſei Gaukelei meiner Phantaſie; ich trat näher. Aber wie mein Fuß an den Sarg am Boden ſtieß, daß es dumpf tönte, und es ſchien, als rege ſich die Leiche, als verſuche ſie die Augen aufzuſchlagen, da ſchwand mir faſt alles Bewußtſein. Ich floh mit Entſetzen in meinen Saal zurück, und ſtürzte rücklings auf das Bett nieder.

Indem entſtand am Sarg ein lautes Gepolter. Ich mußte beinahe glauben, der Obereinnehmer ſei vom Tode erwacht: denn es war ein Geräuſch eines ſich mühſam Erhebenden. Ich vernahm ein dumpfes Stöhnen. Ich ſah bald darauf die Geſtalt des Ermordeten unter der Thür meines Saals ſtehen, ſich an den Pfoſten halten, langſam in den Saal hereinſchwanken oder taumeln, und im Dunkeln verſchwinden. Während mein Unglaube noch einmal verſuchte, alles zu läugnen, was ich gehört und geſehen hatte, widerlegte ihn das Geſpenſt, oder der Todte, oder Lebendiggewordene ſchauderhaft genug. Denn dieſer, ſo lang und bleiernſchwer er war, lagerte ſich auf mein Bett, und zwar über meinen Leib, mit ſeinem kalten Rücken über mein Geſicht, ſo daß mir kaum Luft genug zum Athmen blieb.

Ich begreife noch zur Stunde nicht, wie ich mit dem Leben davon kam. Denn mein Schrecken war wohl ein tödtlicher zu nennen. Auch muß ich in einer langen Ohnmacht gelegen haben. Denn als ich unter meiner fürchterlichen Laſt wieder die Glocke ſchlagen hörte, und meinte, es werde ein Uhr ſein, das erwünſchte Ende der Geiſterſtunde, der Augenblick meiner Erlöſung, war es zwei Uhr.

Jeder denke ſich meine gräßliche Lage. Rings um mich Moderduft, und der Leichnam auf mir athmend, erwärmt, röchelnd, wie zu einem zweiten Sterben; — ich ſelbſt halb erſtarrt theils vor Schrecken und Entkräftung, theils unter der zentnerſchweren Laſt. Alles Elend in Dante's

Digitized by Google

Hölle iſt Kleinigkeit gegen einen Zuſtand wie dieſen. Ich hatte nicht die Kraft, mich unter dem Kadaver hervorzuarbeiten, der zum andern Mal auf mir ſterben wollte; und hätte ich die Kraft gehabt, vielleicht hätte mir der Muth gefehlt, es zu thun. Denn ich ſpürte deutlich, der Unglückſelige, welcher nach erſter Verblutung ſeiner Wunden vermuthlich nur in eine ſchwere Ohnmacht gefallen, dann für todt gehalten und auf gut polniſch in einen Sarg geworfen war, rang erſt jetzt mit dem wahren Tode. Er ſchien ſich nicht ermannen, nicht leben, nicht ſterben zu können. Und das mußte ich auf mir ſelbſt geſchehen laſſen; ich mußte das Sterbekiſſen des Steuereinnehmers ſein!

Manchmal hatte ich gute Luſt, alles ſeit meiner Ankunft in Brczwezmcisl Vorgefallene für einen Teufelstraum zu halten, wenn ich mir meiner Noth in ihrer großen Mannichfaltigkeit nicht allzudeutlich bewußt geweſen wäre. Und doch würde ich mich zuletzt überredet haben, die ganze Schreckensnacht mit ihren Erſcheinungen ſei Traum und nichts als Traum, wenn nicht ein neues Ereigniß, ein empfindlicheres als jedes der vorhergehenden, mich von der Wahrheit meines vollen Wachens überzeugt hätte.

---

## Tageslicht.

Es war nämlich ſchon Tag — ich konnte es zwar nicht ſehen, denn der ſterbende Freund verdeckte mir mit ſeinen Schulterblättern feſt die Augen — aber ich konnte es am Geräuſche der Gehenden und Fahrenden auf der Straße errathen — da hörte ich Menſchenſchritte und Menſchenſtimmen in dem Zimmer. Ich verſtand nicht, was man redete; denn es war polniſch. Aber ich bemerkte wohl, daß man ſich mit dem Sarge beſchäftigte. „Ohne Zweifel,“ dachte ich, „werden ſie den Todten ſuchen und mich erlöſen.“ — So geſchah es auch, aber auf eine Weiſe, die ich nicht vermuthen konnte.

Digitized by Google

Einer der Suchenden ſchlug mit einem ſchwanken ſpaniſchen Rohr ſo unbarmherzig auf den Verſtorbenen oder Sterbenden, daß derſelbe plötzlich aufſprang, und auf geraden Beinen vor dem Bette ſtand. Auch auf meine Wenigkeit waren vom Uebermaß des ſpaniſchen Rohrs ſo viel Hiebe abgefallen, daß ich mich nicht enthalten konnte, laut aufzuſchreien und ſchnurgerade hinter dem Todten zu ſtehen. Dieſe altpolniſche und neuoſtpreußiſche Methode, Leute vom Tode zu retten, war zwar probat — dagegen ließ ſich nichts einwenden, denn die Erfahrung ſprach laut dafür; allein auch ſo derb, daß man faſt das Sterben dem Leben vorgezogen hätte.

Wie ich mich aber beim Tageslicht recht umſah, bemerkte ich, daß das Zimmer voller Menſchen war, meiſtens Polen. Die Hiebe hatte ein Polizeikommiſſär ausgetheilt, der beauftragt war, die Leiche des Fremdlings beerdigen zu laſſen. Der Steuereinnehmer lag noch immer todt im Sarge, und zwar im Vorzimmer, wohin ihn die beſoffenen Polaken geſtellt hatten, weil es ihnen befohlen war, den Sarg herabzutragen in das ehemalige Pförtnerſtübchen. Sie hatten aber mein Vorzimmer ſtatt des Pförtnerſtübchens gewählt, und einen ihrer bezechten Kameraden als Wacht beim Leichnam gelaſſen, der vermuthlich eingeſchlafen, von meinem Geräuſch in der Nacht erweckt, inſtinktmäßig zu meinem Bette gekommen war und da ſeinen Branntweinrauſch verſchlafen hatte.

Mich hatte die gottloſe Geſchichte ſo arg mitgenommen, daß ich in ein hitziges Fieber verfiel, in welchem ich die Geſchichte der einzigen ſchrecklichen Nacht ſieben Wochen lang träumte. Noch jetzt — Dank ſei der polniſchen Inſurrektion! ich bin nicht mehr Juſtizkommiſſär von Brczwezmcisl — darf ich an das neuoſtpreußiſche Abenteuer kaum ohne Schaudern denken. Doch erzähle ich's gern; theils mag es manchen vergnügen, theils manchen belehren. Es iſt nicht gut, daß man das fürchtet, was man doch nicht glaubt.

# Das Loch im Aermel.

## Herr Marbel.

Man erzählt ſich noch heutiges Tages viel Seltſamkeiten und drollige Züge von einem Mann — — ſeinen wahren Namen darf ich hier nicht nennen, und einen Namen muß er doch haben; alſo er heiße für uns Herr Marbel. — Man erzählt ſich noch heutiges Tages von dieſem Herrn Marbel mancherlei Wunderlichkeiten. Ich will auch eine derſelben erzählen, die weniger bekannt, aber durch ihre Folgen ſehr wohlthätig geworden iſt.

Er ſelbſt war ein Mann von geradem, ſchlichtem Verſtande, ohne Anmaßungen, ohne Begierde ſich auszuzeichnen, im Thun und Laſſen rechtlich, und doch galt er für wunderlich. Die Leute hielten ihn für eine Art Narren, mit dem nicht viel anzufangen ſei; und er nahm das den Leuten gar nicht übel; »denn,« ſagte er, »die Leute haben vollkommen Recht. Ich lebe nach eigenen Ueberzeugungen; das fällt auf. Die Leute aber leben nach der Meinung Anderer, und ſo ſchwimmen ſie mit dem Strom, und fallen nicht auf. Sie kleiden ſich nicht nur nach der neueſten Mode, ſondern ſie eſſen nach der Mode, darum ſchmecken ihnen ſogar Auſtern gut; ſie erziehen nach der neueſten Mode, lehren, urtheilen, denken, tadeln, loben handeln, alles nach der Mode, nicht nach ihrer eigenen Ueberzeugung und nach eigenem Gefühl. Darum ſieht ſich der Karakter der Leute ſo grundähnlich, daß es gar keine Karaktere mehr zu geben ſcheint.«

Herr Marbel war ein ſehr reicher Mann, und zwar einer von denen, die mit nichts angefangen hatten. Als Knabe hatte er Aufwärterdienſte in einem angeſehenen Handelshauſe zu Hamburg geleiſtet, wo er nach und nach zu wichtigern Dingen gebraucht, und ein paar Male nach Weſtindien geſchickt wurde. Er fing nachher kleine Geſchäfte für eigene Rechnung an; aus den kleinen Geſchäften waren zuletzt große geworden.

Um während ſeiner Reiſen einen treuen Verwalter ſeines Vermögens zu haben, heirathete er ein tugendhaftes, verwaiſetes Mädchen, deſſen ſich kein Menſch annahm. Das Mädchen ſaß auf einem Zaune und weinte, als er eines Tages durch ein Landſtädtchen reiſete. Er fragte: was fehlt dir? — „Meine Mutter iſt geſtorben, nun jagen ſie mich fort.“ — „Komm mit; ich helfe dir.“ Er ließ das Mädchen neben ſich herlaufen bis zur nächſten Stadt, von da ſchickte er es mit der Poſt nach ſeiner Heimath. Ein halbes Jahr lang mußte das Mädchen ſeine Wirthſchaft führen; dann heirathete er es.

„Sie ſind ein Narr!“ ſagten ſeine Freunde: „Sie können die beſte Parthie machen, das Schönſte, das Reichſte gehört Ihnen, wenn Sie wollen. Aber ſo ein Ding vom Zaune wegnehmen und heirathen!“ — „Laßt's gut ſein,“ ſagte Herr Marbel: „mir wählt ich das Beſte, nämlich das tugendhafteſte Mädchen.“

Als er reich genug war, gab er plötzlich den Handel auf; that ſein Geld an ſichern, obgleich geringen Zins, und ſetzte ſich in Ruhe. — „Sie ſind ein Narr!“ ſagten ſeine Freunde: „Kaum fünfundvierzig Jahre alt, und ſchon in Ruhe! Erſt jetzt können Sie ungeheure Spekulationen treiben, Sie haben die Erfahrung, Sie haben die Mittel!“ — „Laßt's gut ſein!“ ſagte Herr Marbel: „Ich will jetzt von meinem erworbenen Brod eſſen, weil ich noch Zähne zum Beißen habe.“

Er war, wie geſagt, ſehr reich; und doch wohnte er nur in einem kleinen bürgerlichen Hauſe; blieb einfach im

Digitized by Google

Geräth und Kleidern; hielt keine Kutſchen und Pferde; gab keine Eſſen — jeder Handwerksmann in der Reſidenz machte mehr Aufwand, als er. Dagegen, wenn ihm die Laune ankam, und er hatte die Laune ziemlich oft, machte er gemeinen Leuten oft große Geſchenke; verheirathete er auf ſeine Koſten junge Leute, die er ausſtattete; kaufte er geſchickte Bürgerſöhne mit ſchwerem Gelde vom Soldatenſtand los; oder beſoldete er Advokaten, um Angelegenheiten und Rechte von Perſonen zu vertheidigen, die ihm ganz fremd waren. So miſchte er ſich überall in andere Händel, und brachte viel Geld durch. Dagegen, wenn Perſonen von Rang und Vermögen zu ihm kamen, um Geld zu leihen, zuckte er die Achſeln und hatte nichts. „Sie ſind ein Narr!“ ſagten ſeine Freunde: „Sie wiſſen nicht, was anfangen mit Ihrem Reichthum. Machen Sie doch ein Haus. Sie dürfen nur winken; die erſten Familien der Stadt, die bedeutendſten Männer am Hofe werden Ihre Freunde. Wollen Sie einen Titel? wollen Sie ein Adelsdiplom? Wofür ſind Sie denn reich? Für das Lumpenpack doch nicht, mit dem Sie ſich ſo gern abgeben?“ — „Laßt's gut ſein!“ ſagte Herr Marbel: „Ich bin ärmer, als ihr glaubt. Ich darf keinen Heller verſchwenden, und brauche mein Geld nothwendig.“

„Es iſt nicht möglich! Sie müſſen ja jährlich wenigſtens bei dreißigtauſend Gulden Revenüen haben?“

„Das wohl,“ antwortete Herr Marbel, „aber davon brauche ich zweitauſend Gulden für meine Haushaltung, und das Uebrige gehört denen, die nicht genug haben; Gott hat mich zum Verwalter für die guten Leute gemacht.“

Herr Marbel verlor im gleichen Jahr an der gleichen Krankheit ſeine edle Gemahlin und zwei liebenswürdige Kinder. Er war wieder einſam. Man wollte ihn zerſtreuen, erheitern. „Laßt's gut ſein,“ ſagte er, „ich bin nichts weniger, als traurig; vielmehr inniger ſelig, als ſonſt. Ich lebe jetzt in zweien Welten. Mein Weib,

meine Kinder gehören mir überall, und ich ihnen. Wer über das Erhabenſte, was das Leben zeigt, Troſtes bedarf, der iſt nur darum untröſtlich, daß er kein Vieh iſt. Ich bitte Euch, machet Euch keinen Alltagsſpaß mit mir; tröſtet mich nicht.«

## Der Sturmwind.

Indeſſen war ihm doch, durch den Verluſt ſeiner Gemahlin und Kinder, die Welt ein wenig öde, das Leben ein wenig langweilig geworden. Er ſtand überall einſam. Er ging oft, ſich zu zerſtreuen, auf Reiſen; es half für den Augenblick. Er kam oft mit rothgeweinten Augen aus ſeiner kleinen Schreibſtube. Dann ſahen ihn ſeine Diener und Mägde voll Mitleids an, denn alle liebten ihn, wie einen Vater. — »Ihr habt Recht, Kinder, bemitleidet mich nur. Ich verdiene es. Aber tröſtet mich nicht. Mitleid iſt mir Noth, aber Troſt nicht; den gibt mein Inneres beſſer, als ihr; aber den menſchlichen Schmerz, das Vermiſſen der gewohnten Lieben, das wird alles die Zeit beſſern, noch hat ſie nichts gebeſſert.«

Zerſtreuung, das fühlte er, ſei am wohlthätigſten. Er beſuchte alle Plätze rings um die Hauptſtadt. Er war auf allen Luſtgängen, in allen Vergnügungsörtern. Eines Tages im Thiergarten.

Viel Volks tummelte ſich da herum im Grünen, wie es an Sommertagen zu ſein pflegt. Herrn Marbel that es immer wohl, im regen Gewühl der Frohen zu ſein. — Aber die Freude ward bald durch ein anrückendes Gewitter geſtört, dem ein gewaltiger Sturmwind voranzog. Die hohen Bäume fuhren ſauſend, wie ſchwanke Halme, her und hin; die Buden wurden geſchloſſen; die Krämer packten ein; die Muſik in den Gebüſchen verſtummte; die Tänzer flogen auseinander.

Herr Marbel blieb in dem Lärmen des Sturmes und der Menſchen ruhig ſtehen. Ihn ergötzte der Anblick.

Digitized by Google

Die breiten Wege waren bald leer; Wirbelwinde zogen Staubwolken in die Höhe. Indem kam die junge Fürſtin Emilie aus einem Seitenwege des Luſtwaldes eilfertig; ſie hatte ſich verſpätet. Bei ihr ein paar zierliche Kammerherren, hinter ihr ein paar Offiziere, die alle Mühe hatten, die hohen Federbüſche ihrer Hüte gegen den Wind zu halten. Plötzlich fiel Sturm und Wirbelwind über Alles her. Der Schleier der jungen Fürſtin flog hoch in die Luft. Erſchrocken ſtreckte die Beraubte ihre Arme dem entführten Schmucke nach. Der Schleier blieb im Wipfel einer Tanne hangen, wie Spinngewebe.

„Schaffen Sie mir meinen Schleier wieder!“ ſagte das Frauenzimmer: „ſchaffen Sie mir ihn wieder! Ich muß ihn haben. Er iſt das Neujahrsgeſchenk meiner Mutter. Er hat für mich unermeßlichen Werth.“

Die Herren hielten ihre großen Hüte mit den großen Federbüſchen feſt, ſahen hinauf und zuckten die Achſeln.

„Ich muß ihn wieder haben, und ſollt' ich hier umkommen; ich weiche nicht eher von der Stelle!“ ſagte die Fürſtin und hatte die Augen voller Thränen.

Die Herren ſahen in bitterer Verlegenheit zu dem Wipfel der Tanne hinauf. Der eine ſeufzte, der andere kratzte ſich im Nacken, der dritte nahm in der Verzweiflung eine Priſe, der vierte machte ſtumme Verbeugungen, als wollte er damit die Unmöglichkeit darthun, das fürſtliche Begehren zu erfüllen.

„Sie haben doch oft geſchworen, das Leben für mich aufopfern zu wollen: warum ſteigt denn keiner in die Aeſte des Baums hinauf? Es geht ja recht bequem von unten an! Herr Major, Sie ſind der jüngſte. Holen Sie mir den Schleier!“ rief Emilie weinend.

Der Herr Major ſah erſchrocken auf ſeine weißen Kaſimir-Beinkleider und auf die hohe, wankende Tanne — ſiebenzig Schuh hoch mochte ſie wohl ſein. Er that, als wolle er ſich zum gefährlichen Gang auf die Tanne rüſten, räuſperte ſich und kam doch nicht von der Stelle.

Wie der alte Herr Marbel, hatte auch ein zerlumpter zwölfjähriger Bettelbube in der Nähe das Geſpräch mit angehört. — „Ich will das Tuch droben ſchon herunter holen, wenn Sie befehlen!“ ſagte der Knabe, und maß mit lebhaftem Blick die Höhe der Tanne.

„Marſch! geſchwind hinauf!“ ſchrien alle fünf mit lauter Stimme zugleich.

Der Knabe beſann ſich nicht lange. Er kletterte von Aſt zu Aſt empor, ſchlug die Zweige nur aus einander; man ſah ihn lange nicht, bis er oben am Wipfel der Tanne wieder zum Vorſchein kam. Der Sturm wüthete von neuem und warf die Bäume ſauſend durch einander. Der Knabe umklammerte den ſchwanken Wipfel, der mit ihm in weiten Kreiſen herumflog. Herr Marbel zitterte, als er das ſah. Die Offiziere lachten; die Fürſtin hüpfte vor Freuden hoch auf, da ſie den Schleier in der Hand des Waghalſes ſah. „Wenn der Ungeſchickte ihn nur nicht zerreißt!“ ſagte ſie dann wieder mit neuer Aengſtlichkeit.

Glücklich brachte ihn der Knabe herab. „Gottlob!“ ſagte die Fürſtin und hüpfte ſelig davon, um ſich aus dem Sturme zu flüchten. Ihre Begleiter eilten ihr nach. Der Knabe lief mit ausgeſtreckter Hand hinter ihnen, um ein Almoſen flehend; der Kammerherr warf ihm kleine Münze zu. Der Knabe hob ſie vom Boden auf und betrachtete ihren Werth.

Herr Marbel, ſonſt nicht neugierig, war es doch diesmal. Denn der Knabe, ſeine offene Miene, ſein freundliches Weſen, ſein Muth hatten ihm gefallen. Auch er hatte ſchon die Hand in der Taſche, um ihn für das Wagſtück zu lohnen.

„Was haben ſie dir gegeben?“ fragte er. Der Knabe zeigte ihm das Geld in der offenen, vom Tannenharz beſudelten und von den Aeſten wundgeriſſenen Hand. „Fünf Kreuzer, Herr!“

„Fünf Kreuzer!“ ſeufzte Herr Marbel: „Guter Bube!“ Er nahm die Hand voll kleiner Münze, und füllte damit

Digitized by Google

beide Hände des Jungen, der, ganz erſtaunt über den Reichthum, nur mit großen Augen bald das Geld, bald den Wohlthäter anſah, und endlich fragte: „Soll ich Alles haben?“

„Alles! und was wirſt du damit machen?“

„Ich weiß ſelbſt nicht. Neue Kleider kaufen. Ich kann nun wie ein Herr leben.“

„Haſt du keinen Vater?“

„Nein, ſchon ſeit zwei Jahren nicht mehr. Der Vater war Soldat und iſt im Krieg umgekommen; die Mutter iſt geſtorben, und da wollten ſie mich nicht im Dorfe.“

„Gieb mir das Geld wieder, Bube.“

„Alles?“

„Alles.“

Traurig gab es der arme Knabe zurück, und ein paar Thränen bedeckten den Glanz ſeiner großen ſchwarzen Augen.

„Auch die fünf Kreuzer gib mir.“

„Nein, die gehören mir.“

„Du ſollſt kein Geld mehr nöthig haben. Es taugt dir nicht. Ich nehme dich mit in mein Haus. Du ſollſt mein Sohn werden, wenn du brav biſt. Willſt du das?“

„Wenn's Ihnen Ernſt iſt.“

„Haſt du noch mehr Geld?“

Der Knabe hatte noch einige Kupfermünzen und ein großes Stück Brod. Herr Marbel nahm ihm das ab und ließ ihn mit ſich kommen.

## Erziehung.

Der kleine Konrad Eck wurde umgekleidet, aber äußerſt einfach, in grobes Tuch. Er war gewohnt, in Ställen oder unter freiem Himmel zu übernachten. Der reiche Herr Marbel gab ihm zum Bett einen Strohſack, und zur Nahrung die wohlfeilſte Koſt. — Der Knabe war froh wie im Himmel, behend, dienſtfertig, immer freundlich, unverdroſſen, ergeben, zeigte viel natürlichen Ver-

Digitized by Google

ſtand, aber war in allem unwiſſend, was nicht in den Erfahrungs= und Geſchäftskreis eines Bettlers gehörte. Nach einem halben Jahr war der junge Bär ſo weit geleckt, daß man ihn doch der Welt zeigen und mit Aufträgen herumſchicken konnte. Er hatte ſich, wiewohl mühſam, an Ordnung, an Reinlichkeit gewöhnt. Sein gutes Herz machte ihn Allen im Hauſe lieb. Herr Marbel nannte ihn ſeinen Sohn, und beſchloß, aus ihm etwas Rechtes zu machen, Konrad mußte in die Stadtſchule. Er war fleißig. Es ward ihm anfangs ſauer; aber es ging. Die Freude des Wohlthäters an ſeinen Fortſchritten war ihm der höchſte Lohn; Herrn Marbels Kälte die bitterſte Strafe.

Doch ich will hier nicht die Erziehung des Betteljungen beſchreiben. Nur dies, weil es Herrn Marbels Gemüthsart bezeichnet, ſei noch geſagt. Konrad, ſobald er einige Jahre im Hauſe geweſen, ſaß an Marbels Tiſch. Er konnte von allen Leckerbiſſen genießen; aber Herr Marbel gab ihm Beifall, wenn er mit Brod, Fleiſch, Erdäpfeln und dergl. vorlieb nahm. Er konnte in weichen Betten ſchlafen; aber Herr Marbel freute ſich, wenn Konrad ſeinem Strohſack getreu blieb. Konrad bekam alle Woche einen halben Thaler Taſchengeld, aber ſich ſelbſt durfte er nichts dafür kaufen; er mußte es zum Beſten Anderer anwenden; doch ward ihm geſtattet, für ſich daran zu ſparen, damit er habe, wenn ihm Herr Marbel einmal nichts mehr zu geben habe. — „Für dich mußt du wenig bedürfen, wenig gebrauchen; Alles für Andere haben und ſein!“ Das ſagte ihm ſein Wohlthäter bei jeder Gelegenheit. Als Konrad ſechszehn Jahre alt war, gab ihm Herr Marbel zum Geburtstag vierhundert Thaler. „Jetzt, lieber Konrad,“ ſagte er, „wollen wir unſere Haushaltung trennen. Da haſt du Geld. Jetzt beköſtige und kleide dich dafür, bezahle deine Lehrer; ſchaffe dir an, was du willſt. Du kannſt bei mir im Hauſe wohnen, aber du

Digitized by Google

zahlſt mir für Zimmer, Betten, Hausgeräth alle Vierteljahr vier Thaler. Richte dich ein.“

Konrad wunderte ſich; aber es freute ihn, Herr ſo vielen Geldes zu werden. Er richtete ſeine Haushaltung ein. Monatlich mußte er von ſeinen Ausgaben Rechnung ablegen. Herr Marbel beobachtete ihn ſcharf und ließ ihn beobachten. Konrad lebte, wie es Herr Marbel erwartet hatte, dürftig wie ein Geiziger, und wo er helfen konnte, verſchwenderiſch wie ein Fürſt. An Ende des Jahrs hatte er doch noch hundert und zwanzig Thaler übrig. Er mußte ſie an Zins legen, und empfing abermals vierhundert Thaler.

So ging's bis ins zwanzigſte Jahr. Herr Marbel ſchickte den Jüngling auf eine Univerſität; er gab ihm neue Zulage an Geld. „Deinen Körper gewöhne an nichts, mein Sohn,“ ſagte er zu ihm, „aber das Anſtändige wie das Nothwendige verſag' ihm nie. Ein guter Künſtler muß braves Werkzeug haben, ohne dieſes iſt er ſelbſt ungeſchickt. Der Leib iſt das Werkzeug; der Künſtler iſt der unſterbliche Geiſt. Dieſen vollende! Das Leben iſt kurz; es iſt die Schule. Bilde Geiſt und Gemüth; wir wiſſen nicht, wozu wir's lernen müſſen. Das werden wir in der Ewigkeit wohl erfahren, wo uns der Vater an ein höheres Werk ſtellt. — Ich ſetze dir für die drei Univerſitätsjahre eine beträchtliche Summe aus. Du wirſt ſie gebrauchen. Du ſollſt und mußt in die beſten Geſellſchaften, in alle gehen, um die Leute aller Gattung kennen zu lernen; aber auch von den ſchlechten entferne dich nicht; du mußt ſie kennen lernen. Biſt du ſchwach und wirſt ſchlecht, gehſt du unter. Biſt du ſtark, ſtehſt du wohlthuend über alle. Nach drei Jahren denke daran, dein Brod ſelbſt zu verdienen. Dann geb' ich dir nichts mehr.“



Digitized by Google

## Das Loch im Aermel.

Ich bin reich — was man reich zu nennen pflegt, — fuhr Herr Marbel in ſeiner Rede fort: Der Reichthum freut mich an ſich nicht, denn ich bedarf für mich wenig. Ich könnte von Wenigerm leben, als meine Bediente. Wozu mir alſo das Geld? Aber das iſt's, was mich freut, daß ich das alles mit eigener Kraft und auf die unbeſcholtenſte Weiſe erworben habe. Da klebt kein Blut, keine Thräne daran; nur mein Schweiß allein. Dies ſind die höchſten Freuden des Geiſtes: Wirkſamkeit im Kleinen und Großen, Unſchuld. Alles andere iſt mehr oder weniger Narrheit oder Thierheit, z. B. Ehrgeiz, Weiberliebe, Gewinnſucht, Herrſchgier, Stolz, Neid, Haß, Religionsgroll und dergl. Merke dir das, Konrad: Mächtig wirken, mit Unſchuld, im Großen wie im Kleinen, das iſt das reine, wahre Geiſterweſen. Verachte das Kleine nicht, als wäre es gering. Gott hat nichts Geringes geſchaffen. Auch ſein Sandkorn und ſein Wurm ſind groß.

Ich habe dir gute Erziehung gegeben. Du warſt eine wilde, aber kräftige Pflanze. Jetzt biſt du zwanzig Jahre, das Alter, wo im Menſchen der Engel mit dem Thiere kämpft. Möge der Engel obſiegen! — Erſt wird der Menſch als Pflanze erzogen, dann als Thier, zuletzt als Engel. Viele bringen es nicht weiter, als zum wohlabgerichteten Thier.

Aber das Thier iſt nicht zu verachten. Aus dem unreinen Staube blüht die ſchneeweiße Lilie hervor. Eine Kleinigkeit gab mir die wahre Richtung. Ich lernte nähen, und dadurch ward ich zum reichen Mann.

Das wirſt du nicht glauben wollen, und doch iſt's ſo. Ich war vierzehn Jahre alt, konnte leſen, ſchreiben und rechnen. So weit war ich dreſſirt. Ich war eines armen Handwerkers Sohn. Mein Vater wußte nicht, was aus mir machen, denn es fehlte an Geld überall, und das hatte Gründe, die ich jetzt wohl einſehe.

Digitized by Google

Ich hatte einen Spielgeſellen und Jugendfreund, Namens Albrecht. Wir beide waren überall und nirgend, wie nun Knaben ſind, wild, unbändig. Unſere Kleider waren nie neu, ſondern ſchnell beſudelt und zerriſſen. Da gab's Schläge zu Hauſe; waren die einmal abgeſchüttelt, blieb's beim Alten.

Eines Tages ſaßen wir in einem öffentlichen Garten auf einer Bank, und erzählten einander, was wir werden wollten. Ich wollte Generallieutenant, Albrecht Generalſuperintendent werden.

„Aus euch beiden gibt's in Ewigkeit nichts!“ ſagte ein ſteinalter Mann, in feinen Kleidern und weißgepuderter Perrücke, der hinter unſerer Bank ſtand und die kindiſchen Entwürfe angehört hatte.

Wir erſchracken. Albrecht fragte: warum nicht?

Der Alte ſagte: „Ihr ſeid guter Leute Kinder, ich ſehe es euern Röcken an, aber ihr ſeid zu Bettlern geboren; würdet ihr ſonſt dieſe Löcher in euern Aermeln dulden?“ Dabei faßte er jedem von uns an die Ellenbogen, und bohrte mit den Fingern in die daſelbſt durchgeriſſenen Aermel hinauf. — Ich ſchämte mich; Albrecht auch. „Wenn's euch,“ ſagte der alte Herr, „zu Haus Niemand zunähet, warum lernt ihr's nicht ſelbſt? Im Anfang hättet ihr den Rock mit zwei Nadelſtichen geheilt, jetzt iſt's zu ſpät, und ihr kommet wie Bettelbuben. Wollet ihr Generallieutenant und Generalſuperintendent werden, ſo fanget an beim Kleinſten. Erſt das Loch im Aermel geheilt, ihr Bettelbuben, dann denkt an etwas anderes.“

Wir beide ſchämten uns von Herzensgrund, gingen ſchweigend davon, und hatten das Herz nicht, etwas Böſes über den böſen Alten zu ſagen. Ich aber drehte den Ellenbogen des Rockärmels ſo herum, daß das Loch einwärts kam, damit es niemand erblicken möchte. Ich lernte von meiner Mutter nähen, ſpielend, denn ich ſagte nicht, warum ich's lernen wolle. Jetzt, wo ſich an meinen Kleidern eine Naht öffnete, ein Fleckchen ſich durchſchabte,

Digitized by Google

ward's ſogleich gebeſſert. Das machte mich aufmerkſam; ich mochte an zerriſſenen Kleidern nun nicht mehr Unreinigkeiten leiden. Ich ging ſauberer, ward ſorgfältiger, freute mich, und dachte, der alte Herr in der ſchneeweißen Perrücke hat ſo Unrecht nicht. Mit zwei Nadelſtichen zu rechter Zeit rettet man einen Rock; mit einer Hand voll Kalk ein Haus; mit einem Glaſe Waſſers löſcht man eine angehende Feuersbrunſt; aus rothen Pfennigen werden Thaler; aus kleinen Samenkörnern Bäume, wer weiß, wie groß.

Albrecht nahm die Sache nicht ſo ſtreng. Es ward ſein Schade. Wir waren beide einem Krämer empfohlen; er verlangte einen im Schreiben und Rechnen geübten Lehrburſchen. Der Krämer prüfte uns; dann gab er mir den Vorzug. Meine alten Kleider waren heil und ſauber; Albrecht im Sonntagsrock ließ Nachläſſigkeiten ſehen. Das ſagte mir der Herr Prinzipal nachher. „Ich ſehe Ihm an," ſagte er, „Er hält das Seine zu Rath; aus dem andern gibt's keinen Kaufmann." Da dachte ich wieder an den alten Herrn und an das Loch im Aermel.

Ich merkte wohl, ich hatte in andern Dingen in meinen Kenntniſſen, in meinem Betragen, in meinen Neigungen noch manches Loch im Aermel. Zwei Nadelſtiche zu rechter Zeit beſſern Alles, ohne Mühe, ohne Kunſt. Man laſſe nur das Loch nicht größer werden; ſonſt braucht man für das Kleid den Schneider, für die Geſundheit den Arzt, für die moraliſchen Löcher die ſtrafende Obrigkeit. — Es gibt nichts Unbedeutendes und Gleichgültiges, weder im Guten noch im Böſen. Wer das glaubt, kennt ſich und das Leben nicht. Mein Prinzipal hatte auch ein abſcheuliches Loch im Aermel, nämlich er war habrechtig, zänkiſch, deſpotiſch, launenhaft; das brachte mir oft Verdruß. Ich widerſprach; da gab's Zank. Holla, dachte ich, es könnte ein Loch im Aermel geben, und ich Zänker und gallſüchtig und unverträglich, wie der Herr Prinzipal, werden. Von Stunde an ließ ich den Mann Recht haben; ich begnügte

Digitized by Google

mich, recht zu thun, und bewahrte meinerſeits den Frieden.

Als ich ausgelernt hatte, trat ich in andere Kondition. Gewöhnt, mit wenigen Bedürfniſſen des Lebens froh zu ſein (denn wer ihrer viel hat, iſt nie ganz froh), ſparte ich Manches. Gewöhnt, mir kein Loch im Aermel zu verzeihen, ſchonend aber über dasjenige an fremden Aermeln wegzuſehen, war alle Welt mit mir zufrieden, wie ich mit aller Welt. — So hatte ich beſtändig Freunde, beſtändig Beiſtand, Zutrauen, Geſchäfte. Gott gab Segen. Der Segen liegt im Rechtthun und Rechtdenken, wie im Nußkern der fruchttragende hohe Baum.

So wuchs mein Vermögen. Wozu denn? fragte ich; du brauchſt ja nicht den zwanzigſten Theil davon. — Prunk damit treiben vor den Leuten? — Das iſt Thorheit. Soll ich in meinen alten Tagen noch ein Loch im Aermel aufweiſen? — Hilf andern, wie dir Gott durch andere geholfen. Dabei bleibt's. Das höchſte Gut, das der Reichthum gewährt, iſt zuletzt Unabhängigkeit von den Launen der Leute, und ein großer Wirkungskreis. — Jetzt, Konrad, gehe auf die hohe Schule, lerne etwas Rechtes; denke an den Mann mit der ſchneeweißen Perrücke; hüte dich vor dem erſten kleinen Loch im Aermel; mach's nicht, wie mein Kamerad Albrecht. Er ward zuletzt Soldat und ließ ſich in Amerika todtſchießen.

---

## Der Handwerksburſche.

Konrad ging alſo nach Göttingen, ſtudirte Rechte und Kameralwiſſenſchaften, und war ſehr fleißig, ohne ſich jedoch dem Umgang der Altersgenoſſen und dem Genuß der Freuden zu entziehen. Aber er ſparte; denn er hatte einen großen Plan. Er wollte eine Reiſe durch Europa machen. Herr Marbel munterte ihn dazu auf, erklärte aber, keinen Kreuzer herzugeben. Und was Herr Marbel einmal erklärt hatte, dabei pflegte er gern zu bleiben. Zum Reiſen

Digitized by Google

aber gehört Geld. Konrad entſchloß ſich kurz. Sobald er es bis zum Doktor Juris Utriusque gebracht hatte, ging er zu einem Kunſtſchreiner in die Lehre, und lernte deſſen Handwerk: hobeln, ſchneiden, ſägen, bohren, leimen, Hölzer beizen, firniſiren u. ſ. w. Seine Uebung im Zeichnen, ſein Geſchmack, ſeine chemiſchen Kenntniſſe — Alles kam ihm zu Statten. In einem Jahre hatte er Uebung im Mechaniſchen; er kam Meiſter und Geſellen gleich. Mit zwanzig Louisd'or verkürzte er die Lehrzeit. Er ward als Geſell ausgeſchrieben.

Herr Marbel kehrte eines Abends von ſeinem gewöhnlichen Spaziergang heim, und rauchte ſein Pfeifchen wohlgemuth zum Fenſter hinaus. Da kam ein fremder Handwerksburſche, das Ränzel auf dem Rücken, grüßte, und ſprach, den Hut in der Hand, kein Wort. Herr Marbel warf ihm ein Stückchen Geld in den Hut. Der Handwerksburſche dankte, ſteckte die Gabe ein, und wünſchte Herrn Marbel allein zu ſprechen. Er ward eingelaſſen.

Der Handwerksburſche brachte freundliche Grüße vom Konrad. Herr Marbel freute ſich kindlich. Seit drei Vierteljahren hatte er nichts von ſeinem Pflegeſohn vernommen, der ihm theurer war, als er glaubte. Indem er aber dem Handwerksburſchen froh ins Geſicht ſah, ſprang er betroffen zurück. „Was? Biſt du's nicht ſelbſt, Konrad? Spielſt du Komödie mit mir? — Iſt das auch der Aufzug von einem Herrn Doktor?“

Konrad lächelte und ſprach: „Der Doktor ſteckt hier im Ränzel; auf Reiſen iſt er Schreinergeſell. Der findet mit ſeinem Handwerk wohl überall ſein Brod und darf wohlfeil leben. Hier iſt mein Doktordiplom, hier mein Lehrbrief. Jetzt mache ich die Reiſe durch fremde Länder. Ich komme nur, Sie noch einmal zu ſehen, theurer Vater, Ihnen noch einmal zu danken und Ihren Segen mit auf den Weg zu nehmen.“

Da ward Herr Marbel tief gerührt, ſein Auge feucht. Er fiel dem guten Konrad um den Hals, drückte ihn an

Digitized by Google

ſeine Bruſt und ſtammelte: „Ja, du biſt mein Sohn, ich will dein Vater ſein.“

Herr Marbel behielt ihn vier Wochen lang bei ſich. Dann ließ er ihn ziehen mit ſeinem Segen. Haſt du auch noch Geld? fragte er ihn beim Abſchied. Konrad erwiederte: „Noch fünfundzwanzig Thaler. Das iſt alles, was ich erübrigen konnte.“

„Geld genug für einen reiſenden Handwerksburſchen!“ ſagte Herr Marbel lachend: „Da haſt du noch einen Thaler auf die Reiſe, ſo haſt du ſechsundzwanzig! Gott ſei mit dir. Schreibe mir alle Vierteljahr, wie es dir geht und was du lernſt und ſiehſt. Hüte dich vor einem Loch im Aermel, ſo wird's dir wohl gehen.“

## Reiſe durch Europa.

Mit ſechsundzwanzig Thalern machte Konrad die Reiſe durch Europa; erſt durch Deutſchland über die Alpen nach Rom und Neapel. Er wollte die zerfallenden Trümmer einer herrlichen Vorwelt ſehen. Dann zur See nach Frankreich. Er arbeitete in Lyon und Paris, ſich im Handwerk vollkommener zu machen; ging nach London über, wo er faſt ein Jahr lang verweilte; trieb ſich dann in einigen holländiſchen Städten herum, ging nach Dänemark, und über Stockholm nach Petersburg, von da in die Heimath zurück.

Kam er in eine Stadt, wo es Sehenswürdiges gab, und der Mühe werth war, zu bleiben, auch nur um wieder Reiſegeld zu erwerben: ſo gab er ſich zu einem Meiſter in Arbeit. Sonntags verwandelte ſich der Schreiner in den Gelehrten. Ein paar Klaſſiker mußten ihn auf ſeinen Wanderungen immer begleiten. Hatte er erworben, zog er weiter. Gern hätten ihn die Meiſter oft länger gebunden; denn einen geſchicktern Geſellen fanden ſie nicht leicht, und über ſeine Gelehrſamkeit erſtaunten ſie. Manche hübſche Meiſtertochter hätte den wunderbaren Fremdling

Digitized by Google

gern gehalten und zum Meiſter gemacht. Denn Konrad war ein feiner Jüngling, ſein ſchwarzes Auge voll Geiſt und Feuer; ſein Anſtand wie der eines Mannes aus höhern Ständen; ſein Umgang nicht mit den Gewöhnlichen, und doch dabei gegen Seinesgleichen leutſelig, einnehmend, beſcheiden. Jeder hatte den Sonderling gern.

Zwar hie und da, einmal in Lyon, einmal in London, machte ihm ein artiges Mädchen das Herz ſchwer. Er riß ſich los; zur Leidenſchaft ließ er keine Neigung aufſteigen; das nannte er immer ein neues Loch im Aermel. Heim in ſein deutſches Vaterland wollte er, in der Nähe ſeines zweiten Vaters, Herrn Marbels, als Schreiner oder Advokat ſein Leben zubringen.

Nach mehrjähriger Wanderung ſtand er wieder vor Vater Marbels Hauſe. Seit drei Jahren hatte er von Herrn Marbel keine Zeile geſehen; er hingegen hatte ſeinem Wohlthäter regelmäßig jedes Vierteljahr geſchrieben. Nun war die Frage, ob der wackere Mann noch lebe.

Konrad ward todtenblaß, als er von fremden Perſonen begrüßt und benachrichtigt wurde, Herr Marbel habe das Haus verkauft und die Stadt verlaſſen ſchon ſeit Jahr und Tag. — Er ging traurig von einer Straße zur andern. „Hätte der Vater nicht die Liebe haben und mir wenigſtens dieſe Veränderung melden ſollen? Nun fort, und man weiß nicht einmal wohin?“

Er ging, das Ränzel auf dem Rücken, zur Schreinerherberge, um zu übernachten; folgendes Tages im Feierkleide zum Bankier Schmidt, Herr Marbels ehemaligem beſten Freund, um Erkundigungen über ſeinen Wohlthäter einzuziehen.

Der alte Bankier erkannte ihn ſogleich, und empfing ihn mit herzlicher Freude. „Gottlob, Herr Doktor,“ rief er: „daß ich Sie doch noch ſehe! Unſer alter Freund iſt nach Oſtindien, wie Sie wiſſen. Er hat bei mir für Sie zweihundert Louisd'or hinterlegt, die er Ihnen zur Aus-

Digitized by Google

ſtattung vermachen wollte, wenn Sie heimkehrten und ſich irgendwo in Ihrem Beruf anſäßig machen wollten.«

»Nach Oſtindien iſt er?« rief Konrad, und Thränen rollten ihm über die Wangen.

»Wiſſen Sie das nicht? — Er hatte hier in der Stadt allerlei Verdruß: der Fürſt wollte ihn adeln, und er, nach ſeiner Manier, ſchickte Sr. Durchlaucht den Adelsbrief zurück, in der Meinung, jeder Menſch habe einen angebornen Adel, aber geadelt von fremder Hand könne keiner werden. Das gab den erſten Stoff zu Mißdeutungen, zu Neckereien, endlich zu einer Art von Verfolgung. Man nannte den guten Marbel einen Jakobiner, hielt ihn eines Briefwechſels mit revolutionsſüchtigen Menſchen verdächtig, der ſich unter dem Pöbel Anhang machen wolle. Dann kam noch dies und das dazu. Genug, dem guten Mann ward das Leben ſauer gemacht. Nun wiſſen Sie, wie er war — allzugut, allzuleichtgläubig. Es gingen ihm beträchtliche Kapitalien verloren. Es that ihm leid, ſich einſchränken zu müſſen. Er fing neuerdings kaufmänniſche Spekulationen an. Die ſchlugen ihm um. Da trat er eines Tages zu mir, ſagte, er habe in Oſtindien noch ein bedeutendes Kapital; er wolle hin, es ſelbſt beziehen. Meine Einwendungen halfen nichts. Er verkaufte und verſchenkte, was er hatte; gab mir für Sie die Summe in Verwahrung und reiſete ab. Es ſind nun bald drei Jahre.«

Konrad ſtand betäubt. Hätte er nur gewußt, wo ihn finden in Oſtindien, er wäre ihm auf der Stelle nachgereiſet.

Herr Schmidt ließ nun nicht anders geſchehen: Konrad mußte bei ihm im Hauſe wohnen, bis er ſeinen Lebensplan gemacht haben würde. Konrad hatte faſt im Sinn, eine Schreinerwerkſtatt zu eröffnen. Herr Schmidt hielt ihn davon ab, und rieth ihm, als Advokat aufzutreten; da könne er der Welt nützlicher ſein.

Digitized by Google

## Der Gerichtshalter.

Nach einigen Wochen trat Herr Schmidt zu Konraden mit freudigem Antlitz ins Zimmer, in der Hand ein Intelligenzblatt. „Freundchen!“ rief er: „Sie müſſen mir zum Herrn Wallenroth folgen. Er verlangt einen Gerichtshalter auf ſeinen Gütern. Ihm gehört ein ganzes Dorf. Er braucht einen Mann, wie Sie. Er iſt mein Spezialfreund. Da ſchreibt er im Wochenblatt die Stelle aus. Siebenhundert Gulden Gehalt, freie Wohnung, Licht, Holz und vermuthlich reiche Sporteln daneben. Was wollen Sie mehr? Haben Sie Luſt?“

Konrad zuckte die Achſeln.

„Nichts! folgen Sie mir, Herr Doktor!“ fuhr Herr Schmidt fort: „Erlauben Sie mir, bei Ihnen Stellvertreter von Papa Marbel zu werden. Das iſt ein Platz für Sie!“

Konrad ſetzte ſich mit ihm in die Kutſche. Sie machten dem Herrn von Wallenroth den Beſuch.

Dieſer, ein ältlicher Herr, ſehr gefällig und gutherzig, ſagte zu Konraden: „Ich habe zwar nicht die Ehre, Sie zu kennen. Doch genug, mein Freund Schmidt ſchlägt Sie vor. Sie, und kein Anderer, empfangen die Stelle. Aber ich muß Ihnen darüber noch dies und das ſagen. Ich reiſe in Aufträgen meines Hofes nach Paris, bin wahrſcheinlich mehrere Jahre abweſend. Ich übergebe Ihnen meine Güter, die Erb- und Gerichtsherrſchaft zu *Alteck*. Sie ſollen nicht bloß die Stelle des Juſtitiarius dort verſehen, nein, meine eigene Perſon. Unter Ihnen ſteht der Verwalter. Sie ſollen meine verwahrloſeten Güter wieder in Aufnahme bringen, und, was mir vor allem am Herzen liegt, meine Bauern menſchlicher machen. Denn die Altecker ſind wahres Vieh, elend, roh, arm, unwiſſend. Ich habe die Herrſchaft erſt ſeit einem Jahre im Beſitz, mich aber wenig darum bekümmern können. Alles iſt in Verfall da. Ich überlaſſe es Ihnen, anzuſtellen und weg-

Digitized by Google

zujagen, wen Sie wollen. Kurz, alle meine Rechte ſollen Sie üben. Die Gelder und Rechnungen ſchicken Sie jährlich an meinen Freund Herrn Schmidt zu meinen Handen.«

Konrad wollte Entſchuldigungen vorbringen, er verſtehe von der Landwirthſchaft zu wenig. Die Beſcheidenheit half nichts. Die beiden alten Herren drangen mit Güte in ihn. Herr von Wallenroth, in der Meinung, Konrad fände die Beſoldung für ein ſo weitläufiges Geſchäft zu gering, erhöhte den Gehalt, bot immer mehr, verdoppelte zuletzt beinahe die Summe von ſiebenhundert Gulden. — Konrad war beſtürzt und froh zugleich. »Aber,« ſagte er, »wie komme ich zu dieſem übermäßigen Vertrauen?« Herr von Wallenroth deutete auf Herrn Schmidt. »Das Herz dieſes Mannes,« ſagte er, »und das meinige ſind eins.«

Die Sache ward in Richtigkeit gebracht, ſchriftlich, wie ſich's gehört. Hintennach aber trat Herr von Wallenroth noch mit einer Klauſel hervor, auf welche er viel Gewicht legte. — »Alle,« ſprach er, »ſind Ihren Befehlen unterworfen, nur eine Perſon nicht, die mir theuer iſt, deren verſtorbenem Mann ich große Verpflichtungen ſchuldig bin, wiewohl ſie mich kaum kennt. Dieſe iſt eine brave Predigerwittwe, Namens Walter. Sie iſt ohne Vermögen. Sie lebt von einer mäßigen Penſion zu Alteck, und zwar habe ich ihr lebenslänglich Wohnung und Koſt und Bedienung in meinem eigenen Hauſe zu Alteck gegeben. Sie werden alſo mit ihr unter gleichem Dache hauſen. Es iſt die bravſte Frau von der Welt. Ich hoffe und wünſche, Sie werden mit ihr in guter Harmonie bleiben.«

Konraden blieb gegen die Klauſel durchaus nichts einzuwenden, und war es gar wohl zufrieden, ſogleich eine Frau da zu finden, die ihm die kleinen Sorgen der Haushaltung abnehme.

Noch in derſelben Woche reiſete Herr von Wallenroth mit Konraden nach Alteck; führte ihn in aller Form in ſein

Digitized by Google

Amt ein, hielt ſich aber nicht länger als einen Tag auf, und ließ ihn bei Frau Walter.

## Die Geſellſchaft.

Das Herrenhaus, wie man es nannte, lag ſehr angenehm, mitten in Gärten, auf einem Hügel über dem Dorf. Stallung, Scheuern, mit großem Hofraum im Viereck nebenbei. Ueberall viel Ordnung; im Herrenhaus viel Reinlichkeit und heiteres Weſen. Die ſchönſten Zimmer, einfach aber geſchmackvoll, waren dem Herrn Gerichtshalter eingeräumt. Es fehlte nirgends. Selbſt eine kleine Bibliothek, ſelbſt ein Fortepiano war vorhanden. Nirgends ein Stäubchen; der Fußboden wie neu. Frau Walter hatte Haus, Garten, Keller aufs ſchönſte geordnet.

Frau Walter, eine lebhafte und doch ernſte Frau von vierzig und etlichen Jahren, verrieth Bildung und Lebensart. Die Bläſſe ihres Antlitzes, ihr ſtiller, hoher Blick, der ſich nur erſt im Geſpräch erheiterte, ſagten, ſie habe leidensreiche Erfahrungen im Leben gemacht. Vor ihr erſchien niemand als Fremdling. Konrad war den erſten Tag mit ihr, als hätte er ſie ſchon vor Jahren gekannt. Sie machte ihn mit Wohnung und Umgebungen, mit dem Werthe der Knechte und Mägde bekannt — genug, in alles weihte ſie ihn ein, was in ihrem Wirkungskreis lag.

„Mit der Frau läßt ſich leben!“ dachte Konrad nach einigen Tagen, der ſich, als Herr von Wallenroth mit großer Wichtigkeit von der Klauſel geſprochen, doch ein wenig zu fürchten angefangen hatte.

„Mit der Frau läßt ſich wahrhaftig leben!“ dachte er nach einigen Wochen, da er nun ſchon in Alteck etwas einheimiſch geworden war. Denn er empfand wahre Ehrfurcht für ſie; ſie war ihm Bedürfniß geworden. Er freute ſich, wenn er von ſeinen Geſchäften Morgens oder Abends zum Tiſch kam — denn ſonſt ſahen ſie ſich einander ſelten. Da war ſie und der Herr Verwalter, ein herzguter, aber

etwas zeremoniöſer Mann, daneben wackerer Landwirth, ſeine Geſellſchaft. Dann erzählte jeder ſein Beſtes, der Verwalter von der Wirthſchaft, Konrad zuweilen von ſeinen Reiſen; Anmuth und Würze verbreitete über Alles der Geiſt der Frau Walter.

Konrad ward mit ſeiner Lage ſo innig zufrieden, daß er dem Herrn Bankier Schmidt einen Brief voll des lebhafteſten Dankes ſchrieb. „Ich verlange,“ ſchrieb er, „in meinem Leben kein angenehmeres Loos. Ich bin glücklich, weil Sie mich in die Verhältniſſe brachten, viel Gutes zu thun. Und es ſoll geſchehen, ſobald ich mich mit meinem Wirkungskreiſe vertrauter gemacht habe. Hier ſind die Menſchen verwildert wie ihre Ländereien. Wie viel bleibt anzubauen! Ich hoffe Herrn von Wallenroths Zufriedenheit zu gewinnen.“

Allein das Blättchen wendete ſich ſchnell, und die Freude blieb nicht lange in Konrads Bruſt. Zwar hatte ihm Frau Walter erzählt, ſie habe eine Tochter, deren Heimkunft von einer Verwandtin in der benachbarten Stadt ſie täglich erwarte. Zwar dachte Konrad, wenn die Tochter der Mutter nachartet, wird ſie meinen Himmel in Alteck nicht verderben. Doch wie geſagt, das Blättchen wendete ſich.

Er kehrte eines Abends aus dem Walde heim, wo er Feldmeſſer hatte. Eine Kutſche begegnete ihm unterwegs, worin zwei Frauenzimmer ſaßen. Sie ſchienen, vom Herrenhauſe gekommen, nach der Stadt zurückzufahren. Als er ins Speiſezimmer eintrat, befand ſich da, nebſt der Frau Walter und dem Verwalter, ein junges Frauenzimmer, etwa ſiebenzehnjährig, braunlockig, von feinen Geſichtszügen, und einem Blick — Konrad verbeugte ſich gar ehrerbietig. Die ſchöne Fremde, etwas erröthend, erwiederte. Frau Walter ſagte: es iſt meine Tochter Joſephine.

Konrad vergaß Feldmeſſer und Waldungen, worüber er doch dem Verwalter viel zu bemerken hatte; ſogar der neuen Hausgenoſſin etwas Angenehmes zu ſagen, vergaß er, während ſie ihm ein freundliches Wort mit aller weib-

Digitized by Google

lichen Gewandtheit und Anmuth zuliſpelte. — Bei Tiſch, wo er ſonſt gern redſelig, offen und ſcherzliebend zu ſein pflegte, blieb er diesmal verſchloſſen, einſylbig, trocken. Es war, als wäre in dem Mädchen ein böſer Geiſt für ihn; als wäre er eingeſchüchtert, wenn man dies Wort gelten laſſen will.

Er wunderte ſich ſelbſt, und daß dieſe fremde Joſephine ihm ſo gewaltige Ehrfurcht auflege. Er wollte es nicht gelten laſſen, Muth faſſen, und mit ihr in Unterhaltung treten, wie mit den Andern. Aber wenn ihn das Mädchen anſah mit den dunkeln Augen, wenn es ihm antwortete mit der Stimme, die ſeine Seele beben machte — es ward ihm, als wäre er verrathen und verkauft.

Man blieb bei ziemlich langweiliger Unterhaltung ungewöhnlich lange am Abend beiſammen. Als Konrad in ſeinem Zimmer einſam war, wandelte ihm die Geſtalt der neuen Hausgenoſſin an allen Wänden herum. Er ſchüttelte den Kopf, und dachte: Mit dem Mädchen läßt ſich nicht leben! Warum ſchwieg die Klauſel davon? — Und als er ſich ins Bett ſtürzte, die Augen ſelbſt zudrückte, ſchwärmte das reizende Geſpenſt noch heller vor ihm her und hin.

Am Morgen wieder dachte er an Joſephinen eher, als an die Feldmeſſer. Er mußte auch wohl, denn er hörte eine Harfe, und Joſephinens Stimme ſingend dazu. Das Herz fing ihm an zu klopfen. Er ſchüttelte den Kopf, und dachte: mit dem Mädchen läßt ſich wahrhaftig nicht leben! und ging ins Feld, ohne zu frühſtücken.

## Der Pfarrer und die Gemeinde.

Man gewöhnt ſich wohl endlich an das Häßlichſte, warum nicht auch an das Schönſte? — Konrad konnte ſich aber auch nach Wochen an Joſephinen nicht gewöhnen, denn, ſonderbar genug, ſie war keinen Tag, wie am vorigen, ſondern ſchien jeden Tag neu zu werden. Mit Allen im Hauſe war er freundlich, vertraulich; alle waren es mit

ihm. Aber mit Joſephinen konnte er's nicht ſein. Ungeachtet ihrer Lebhaftigkeit, ihres heitern Muthwillens, denn ernſt war ſie ſelten, ſtand ſie ihm immerdar fremd, wie den erſten Abend. Er unterhielt ſich gern mit ihr; ſie war geiſtvoll, und doch natürlich, ohne Anmaßungen, ohne Ziererereien. Allein, wenn er mit ihr ſprach, kam es ihm vor, als läge zwiſchen ihnen beiden ein unendlicher, unüberſteigbarer Raum. Sie hatte mit jedem zu thun, jeden behandelte ſie auf die gleiche, freundliche Weiſe, von jedem ward dieſe friſche Roſe geliebt — aber mit ihm hatte ſie immer am wenigſten zu ſchaffen, und doch wich ſie ihm ſo wenig aus, als ſie ihm nahe zu ſein den Wunſch zeigte.

„Das gibt hier ein langweiliges Leben!“ dachte Konrad: „Ich wollte, Alteck läge hinter Kamſchatka, und ich wäre nie hergekommen.“ Aber daß Joſephine nie nach Alteck gekommen wäre, wünſchte er nicht; und er hätte keine Million dafür genommen, daß ſie wieder wegginge.

So ſehr er ſich vor der langen Weile fürchtete, hatte er ſie doch nie. Die Herrſchaft ward mit allen Gütern vermeſſen; die hieſige Landwirthſchaft mit allen Gebrechen derſelben beobachtet; ein neues Schulhaus gebaut, und ein Lehrer berufen. Gern hätte Konrad auch den Herrn Pfarrer umgeſchaffen, aber das ging nicht, und doch hatte er auf dieſen anfangs groß zur ſittlichen Verbeſſerung der Bauern gezählt. Allein dieſer Gottesmann trieb ſeinen Beruf recht und ſchlecht. Er bekümmerte ſich um die Seelen der Bauern weniger, als um ihre Speckſeiten, Eier, große und kleine Zehnten. Wenn der Herr Gerichtshalter ihm von Verbeſſerung des Jugendunterrichts, von der Rohheit der Leute und ihrer Unwiſſenheit ſprach, gab er lächelnd Beifall, unterſtützte deſſen Meinung mit vielen Beiſpielen aus der Erfahrung. Am folgenden Sonntag aber donnerte er dann gegen die Sektirer, Arianer und Sozinianer, welche die Religion zu Grunde richten wollen mit Weltverbeſſerungen. Er haßte die gottloſe Aufklärung,

die endlich den Papſt ſelbſt um die dreifache Krone und ſeinen eigenen Rauchfang um alle Speckſeiten zu bringen drohte; wollte gern ohne Arg ſein, wie die Tauben, war aber doch dabei auch ein wenig klug, wie die Schlangen.

Die Altecker Bauern hatten viel Aehnliches mit ihrem Pfarrherrn. Ihre Religion beſtand mehr in Furcht vor dem Teufel, als in Liebe zu Gott; denn ſie waren von jeher nur geſtrenger Herren gewohnt, und bewies ſich einer zu gütig, lachten ſie ihn aus. In Haus- und Feldwirthſchaft trieben ſie es wie die Alten, die, ſo ſagten ſie, auch nicht auf den Kopf gefallen geweſen wären. Armuth herrſchte bei Allen. In ihren Häuſern voller Unflath lebten ſie, neben magern Kühen und zerlumpten Kindern, von Kartoffeln und Brunnenwaſſer. Gegen Fremde ungefällig oder betrügeriſch, gegen den Pfarrer heuchleriſch, gegen die Bewohner des Herrnhauſes im Staube friechend, unter ſich ſelbſt gehäſſig, neidiſch, verleumderiſch, ſtolz und grob — das war ihre Lebensklugheit.

---

## Das Loch im Aermel.

Konrad wußte mit dieſen lieben Leuten bald den rechten Ton zu treffen. Nachdem er ihrer hinter einander ein Dutzend, wegen Vergehen, hatte einthürmen, ein anderes Dutzend abprügeln laſſen, hielten ſie ihn für einen äußerſt verſtändigen Mann.

Jetzt, da man zu ſeinem Verſtand endlich Vertrauen gefaßt, ward es ihm ein Leichtes, alles Gute zu bewirken. Er wollte die Leute zur Ordnung und zum Wohlſtand bringen — denn Alle gingen in Kleidern meiſtens, gleich Bettlern, zerriſſen einher. Da gedachte er an die Erziehung, welche ihm ſelbſt ſein ehrwürdiger Pflegevater Marbel gegeben; und an deſſen Erzählung vom Mann mit der ſchneeweißen Perrücke und dem Loch im Aermel.

Außer einer Näherin im Dorfe konnte kein Bauernweib die Nadel auf geſchickte Weiſe führen. Was die

Mütter nicht verſtanden, war noch weniger eine Kunſt der Töchter. Hatte das neue Kleid das erſte kleine Loch im Aermel, ward es ohne Mühe größer, weil man die Hülfe zu ſpät brachte. So ward der Kittel vor der Zeit alt. Das ungeheilte Loch im Aermel war Urſache an der Unreinlichkeit im häuslichen Leben; die Unreinlichkeit hatte ihre gewöhnliche Folge — Krankheiten aller Art. — Im Lumpenkleide verzeiht man ſich leichter Unanſtändigkeiten jeder Art, niedriges Betragen, rohes Laſter. Das Loch im Aermel iſt an tauſend Grobheiten, an tauſend ekelhaften Worten und Thaten ſchuldig, und leitet zu Laſtern, die durch kein Schreien von der Kanzel zum Dorf hinaus gejagt werden. Wie das weibliche Geſchlecht in höhern Ständen der Männer rauhe Sitte und Denkart mildert, muß auch in Dörfern die Veredelung von den Weibern ausgehen, ſonſt geſchieht es von nirgends her.

So dachte Konrad. Sein Erſtes war, eine Arbeitsſchule für die erwachſenen Mädchen zu ſtiften. Aber aus Brodneid weigerte ſich die Näherin, ihre Kunſt gemein zu machen. Die Frau Pfarrerin klagte über Mangel an Zeit, ſich dem Unterrichte der Töchter zu widmen, wiewohl der Herr Pfarrer den Gedanken des Gerichtshalters höchlich belobte. Nächſten Sonntag hörten die Bauern wieder eine vortreffliche Predigt gegen Arianer und Soziniane und dergleichen Leute, welche Arbeitsſchulen einführen.

## Die Arbeitsſchule.

Konrad brachte ſeine Herzensangelegenheit in dem vertrauten Tiſchkreiſe zur Sprache. Joſephine, wie immer, wenn er ſprach, horchte am aufmerkſamſten, gab den lebhafteſten Beifall. Sie bat um Erlaubniß, ſelbſt Lehrerin ſein zu dürfen. Frau Walter erwartete dies.

„Mit dem Nähen,“ ſprach Frau Walter, „iſt's nicht allein gethan. Unſere Bäuerinnen wiſſen weder zu pflanzen in ihren Gärten, noch in ihren Küchen zu kochen.

Schaffen wir unſere Köchinnen für das Geſinde ab, ſtellen wir unſere Bauernmädchen abwechſelnd in die Geſindeküche: ich will da und im Garten ihre Lehrerin werden. Die Kunſt iſt einfach. Kleine Belohnungen, ein Strohhut, eine neue Mütze werden Wetteifer erwecken und den Geſchmack an Putz und ein wenig Eitelkeit erzeugen. Aber ohne des Weibes Eitelkeit ſinkt der Mann zum Thier. Die Liebe zum Schönen iſt der erſte Keim des Menſchlich-Großen, der ſich im Wilden entfaltet und ihn menſchlicher macht. Sparſamkeit iſt gut, aber nicht Alles. Das Herz muß in Anſpruch genommen werden, und das Herz des Mannes wird am leichteſten durch des Weibes Schönheit verwandelt."

Frau Walter redete über dies und anderes mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit. Konrad ſchielte zuweilen ſchüchtern nach Joſephinen hinüber. Hätte ſie ihn angeſehen, ſie würde in ſeinen Mienen geleſen haben, wie wahr die Mutter ſpräche. Aber Joſephine, viel zu flatterhaft, ſchien von der ſchönen Predigt wenig zu hören. Sie hatte einen großen Edelkrebs zu entſchalen, und den ſteifen Herrn Verwalter zu necken. Konraden neckte ſie nie. Der Verwalter ſchien ihr faſt lieber. Bei Spaziergängen hing ſie an ſeinem Arm. Konrad mußte gewöhnlich die Mutter führen.

Näh-, Koch- und Gartenſchule wurden ſogleich eingerichtet. Die Lehrerinnen waren fleißig, und als die Dorfmädchen von rothen Bändern, Strohhüten und neuen Schürzen hörten, wollten alle in den edeln Hausmütterkünſten Meiſterinnen werden. — Der Herr Pfarrer eiferte gegen die Arianer; die Mädchen näheten; die Buben lernten! — ſo ging alles in Ordnung.

Nur mit Konraden ging nicht alles in der Ordnung. Während alle Bauern ihr Loch im Aermel ausbeſſerten, hatte er ein mächtiges, das er auf keine Weiſe zu heilen wußte. Am beſten hätte er vielleicht gethan, wäre er zu

Digitized by Google

Joſephinen in die Nähſchule gegangen, um zu lernen, was er noch nicht wußte.

Er fühlte, daß Joſephinens Daſein an ſeiner Unzufriedenheit Urſache wäre. Er prüfte ſich ſelbſt oft, und wie dem Uebel zu helfen ſei? Ihn verdroß ſeine Schwäche vor des wunderbaren Mädchens Hoheit; ihn ärgerte ihr Muthwillen und Eigenſinn, den ſie an jedem, aber nie an ihm üben mochte. Wenn er einmal in beſter Laune zum Scherz ſtimmte, ward ſie ernſt und beobachtete ihn mit einer Art Befremdung. War er ernſt, konnte ſie luſtig ſein bis zur Ausgelaſſenheit. Gelang es ihm, ſie auf Spaziergängen zur Geſellſchafterin zu haben, war ſie einſylbig im Geſpräch; mit allen andern (und oft hatte man Beſuche aus den Nachbarſchaften, die man oft erwiederte) ſchwatzhaft. Es kam auch, zumal im Winter, zu Pfänderſpielen. Natürlich ward dabei, laut uraltem Herkommen, geküßt. Konrad galt weit umher, nach dem Urtheil der Schönen, als ein hübſcher Mann, und wenn mit einem Kuſſe Erlöſung des Pfandes zu erwarten war, ward er gern zum Mithelfer erkoren. Nur Joſephine rief ihn nie.

---

## Mißhelligkeiten.

So offenbarte ſich in allen Kleinigkeiten, in allen Wichtigkeiten, Joſephinens ſeltſame Abneigung. Konrads Liebe wuchs; mit der Liebe war zugleich der Kampf gegen hoffnungsloſe Leidenſchaft. Er ſtellte ſich gleichgültiger, je weniger er es war. Man wird zuletzt, wie man ſich ſtellt, dachte er. — Der junge Mann entfernte ſich von Joſephinen, ſo gut es anging; machte ſich in Geſellſchaften ſeltener, die Bücher hatten mehr Reiz für ihn; er verdoppelte ſeine Unternehmungen zur Verbeſſerung der herrſchaftlichen Güter; führte einige Prozeſſe für die Wallenrothſchen Rechtſame, die ihn oft von Alteck abweſend hielten — genug, er that alles, ſich ins alte Gleichgewicht zurückzuſchwingen, aber er erreichte ſeinen Zweck nur halb.

Joſephine ſchien ſeine Entfernungen kaum zu bemerken. Sie blieb, die ſie immer war, freundlich=fremd. Auch ſie und ihre Mutter — ſobald der Frühling erſchien — dachten an eine Reiſe in eine entlegene Hauptſtadt. Joſephine ſprach davon mit Entzücken; Konrad mit Beifall. Es kam ein Brief an Frau Walter. Noch den Abend ward eingepackt; folgendes Morgens ging es fort.

„Und es iſt Ihnen ſo leicht, liebe Joſephine, unſer ſtilles Alteck zu verlaſſen?“ fragte ſie Konrad.

„Für mich,“ antwortete ſie lachend, „iſt überall Alteck.“

„Ich glaube es Ihnen. Sie werden es kaum der Mühe werth halten, an uns zurückzudenken.“

„Das ſagen Sie nicht im Ernſt. Meine Blumen, meine Mädchenſchule thun mir wahrlich weh; aber was ſind auch vier Wochen? Ich habe meinen Schülerinnen, die indeſſen die fleißigſten ſein werden, verſprochen, ſchöne Sachen mitzubringen.“

„Und was bringen Sie mir mit?“ fragte er. Er nahm ihre Hand in die ſeinige und ſah ihr feſten Blickes ins Auge.

Sie lächelte: „Ihnen? Ei nun, Herr Eck, wenn Sie auf meine Blumen fleißig Acht haben, eine neue Gießkanne!“ Sie ſprach's und hüpfte davon. — Konrad ſtand vernichtet. Da war's geſagt: ſie liebt dich nicht. Er nahm Abſchied von Frau Walter, von Joſephinen nicht; ging aufs Feld, und ſah ſie nur nicht einmal abreiſen.

Und weggewiſcht war aller Duft von der Natur und ihrer Frühlingspracht; alles lag geiſtlos, bedeutungslos vor ihm. Der Baum war ein grünendes Holz; die Nachtigall ein pfeifender Vogel; der umbüſchte See am abendlichen Fuß des Herrnhügels ein großes Erdbecken voll Waſſer. Es verdroß ihn die Welt zu ſehen, ſie war ohne Neuheit, ohne Friſche, wie ein veraltetes Kleid. Selbſt die Dichter waren nicht mehr fähig, ſeine Einbildungskraft zu beflügeln, ſo ſehr er es oft wünſchte; er fand die

Digitized by Google

Sänger der Natur etwas langweilig, die Sänger der Liebe etwas närriſch.

„Ach, die Schuld liegt zuletzt wohl an dir ſelbſt!“ ſeufzte er zuweilen: „Konrad, Konrad, du haſt das größte Loch von der Welt im Aermel!“ — Er verſtand ſich.

Vier Wochen gingen wie vier Jahre vorbei. Joſephine mit ihrer Mutter kam zurück. Er hatte ſich vorgenommen, ſie mit vieler Gleichgültigkeit zu empfangen, und wirklich war eine Art von Ruhe in ſein Herz eingekehrt. Aber — das heilloſe Mädchen! — es war ihm zum Trotz blühender, als je. Ihre Freude war unverhohlen, wieder in Alteck zu ſein. Sie warf Konraden einen Blick zu, aus welchem ihre Seele lachte; ſie reichte ihm flüchtig die Hand, dann — eben trat auch der Herr Verwalter aus dem Hauſe hervor zum Wagen — fiel ſie den alten, ſteifen Herrn mit ausgebreiteten Armen um den Hals.

Konrad ſcheute ſich, hinzublicken. Es floß etwas Glühendes und Aetzendes über ſein Herz hin. „Den alſo liebt ſie!“ dachte er, und ſobald es der Anſtand erlaubte, ging er in die Felder und pfiff ein Gaſſenlied.

Nun war der Hausfriede gebrochen. Harfe und Klavier verſtummten. Er redete Joſephinen ſelten an; einſylbiger als ſie, war er in ſeinen Antworten. Wenn er kam, ſchwand ihre Heiterkeit; ging er, blickte ſie ihm ſtill und ſcheu nach.

---

## Nachrichten vom Herrn Marbel.

Eines Morgens — die Familie ſaß am Frühſtück — trat ein vom Herrn Bankier Schmidt außerordentlich abgeſchickter Bote ins Zimmer. Er brachte Briefe. Konrad las ſie, und ward todtenblaß. Beſcheiden ſchwiegen die Uebrigen; aber es entging ihnen nicht, wie er ſich verfärbte. Er fertigte den Boten ab, ging auf ſein Zimmer und verſchloß ſich in demſelben. Auch zu Tiſch kam er nicht des Mittags. Frau Walter ſelbſt trug ihm das Eſſen

in ſein Zimmer, denn er verlangte es, weil er ununterbrochen arbeiten wollte. Sie ging ſchweigend, ohne ſich eine neugierige Frage zu erlauben; doch aus ihren Zügen ſprach einiges Mitleiden gegen ihn.

Er verſtand dieſe Sprache. Er ergriff die Hand der achtungswürdigen Frau und ſagte: „Ich reiſe morgen mit Tagesanbruch ab. Sie werden in Alteck einen andern Gerichtshalter bekommen. Dank haben Sie für Ihre Freundſchaft. Heute Abend ſage ich Ihnen vielleicht mehr.“

„Wie!“ rief Frau Walter entſetzt: „Sie uns verlaſſen? Doch nicht auf immer?“

„Sehr wahrſcheinlich.“

„Um Gotteswillen — und warum? Kann Herr von Wallenroth ...“

„Heute Abend erfahren Sie mehr.“

Schweigend und weinend verließ ihn Frau Walter. Konrad arbeitete weiter — ſein Entſchluß war gefaßt. Er hatte einen jungen talentvollen Rechtsgelehrten, den er in der benachbarten Stadt kannte, einſtweilen und auf Beſtätigung des Herrn von Wallenroth hin zu ſeinem Nachfolger ernannt; ihm wie dem Verwalter eine umſtändliche Inſtruktion geſchrieben, die laufenden und andern Geſchäfte betreffend, und dann mit Sonnenuntergang machte er ſich ans Einpacken der nöthigſten Bedürfniſſe, denn er hatte nichts Geringeres im Sinn, als eine Reiſe nach Oſtindien zu machen.

Herrn Schmidt hatte ihm nämlich einen Brief von Herrn Marbel geſandt, den dieſer aus Kalkutta in Bengalen geſchrieben. Herr Marbel meldete darin, daß er um all ſein Gut, worauf er die gerechteſten Anſprüche habe, betrogen ſei und in dürftigen Umſtänden lebe, daß er weder einen Advokaten beſolden könne, ihm den Prozeß zu führen, noch hinlänglich habe, um mit einigem Anſtand zu leben. Gern wäre er nach Europa zurück, aber es fehle ihm an Geld zur Reiſe; gern möchte er arbeiten, aber er ſei zu alt und ſchwach, und der engliſchen Sprache nicht

Digitized by Google

mächtig. Er bat alſo Herrn Schmidt, ſich nach dem jungen Konrad Eck, welchen er einſt erzogen, zu erkundigen, dieſem ſein Schickſal zu melden, und wie er auf ihn allein noch ſeine Hoffnung ſetze. Herr Schmidt möchte ihm ſchreiben, ihn fragen, ob er zu Herrn Marbel reiſen, ſich ſeines Prozeſſes annehmen, und die Tage des alten Mannes mit ſeiner Hände- und Kopfarbeit friſten wolle? Wenn ſich Konrad dazu entſchließen könnte, bat Herr Marbel, denſelben mit nöthigem Reiſegeld unterſtützen zu wollen, falls Konrad die zu ſeinem Etabliſſement ausgeſetzten zweihundert Louisd'or ſchon verbraucht haben ſollte.

„Kann Konrad,“ ſo ſchloß der Brief, „nicht kommen, und mir helfen, oder mich ernähren; oder wiſſen Sie ſeinen Aufenthalt nicht zu erforſchen, oder wäre er nicht mehr am Leben: ſo bitte ich, erbarmen Sie ſich meiner aus alter Bekanntſchaft, und ſchicken Sie mir etwas Geld. Ich gebrauche für die wenigen Jahre meines Lebens nicht mehr viel.“

Zu dieſem traurigen Brief hatte Herr Schmidt, in dem eigenen, allerlei Noten gemacht, ohngefähr folgenden Inhalts:

„Bleiben Sie, mein wertheſter Gerichtshalter, über das Schickſal des guten Marbel unbeſorgt; denn ich werde allerdings aus alter Freundſchaft etwas für ihn thun. Daß Sie nicht von Alteck weggehen, nach Oſtindien laufen können, um einem alten Manne, — wer weiß, ob Sie ihn nur beim Leben antreffen würden? — einen windigen Prozeß führen zu helfen, oder ihn in Ermanglung erforderlichen Vermögens mit Schreinerarbeit zu ernähren, das verſteht ſich von ſelbſt. Ich weiß nicht, wie der gute Mann auf den Einfall gerathen iſt? Er hat freilich ſchon ein- oder zweiundſechszig Jahre, und vermuthlich durch Verdruß über mißlungene Plane ſehr gealtert. — Zu dieſem wären Sie auch durch Ihren Vertrag mit meinem Freunde, Herrn von Wallenroth, allzuſehr gebunden. Sie müſſen — er iſt gegenwärtig in Regensburg, wo er

nur bis den neunundzwanzigſten laufenden Monats bleibt, dann vermuthlich geht er nach Paris zurück — die Sache erſt mit ihm abthun; denn er allein hat das Recht, Sie Ihrer Pflichten zu entlaſſen. Und wortbrüchig wird kein Ehrenmann wie Sie. — Finden Sie inzwiſchen gut, Herrn Marbel etwas Geld zukommen zu laſſen, ſo bin ich bereit, ihm dasſelbe durch ſichere Wechſel nach Kalkutta zu übermachen. In dieſem Fall bitte ich mir ſchleunig zu melden, wie viel? denn Zeit iſt nicht zu verlieren. Ich werde dabei Herrn Marbel anzeigen, daß mir bis jetzt Ihr Aufenthalt unbekannt geblieben, ſo ſind Sie bei ihm hinlänglich entſchuldigt.«

»Herr Schmidt!« rief Konrad, als er dieſe Briefe geleſen, mit zitternder Lippe, mit Thränen im Auge: »Herr Schmidt, Sie ſind ein Schurke von gutem Ton, ein niederträchtiger Menſch von beſtem Anſtand, wie unſere tugendhaften Leute heutzutage gewöhnlich ſind. — Ich bin Marbels Sohn und Hauptſchuldner, denn er hat mich zum Menſchen gemacht. Fort, Konrad, nach Oſtindien; hilf deinem Vater!«

Er richtete alles zur Abreiſe vor und packte ein.

---

## Kämpfe.

Er unterrichtete den Verwalter vom Nothwendigen, damit durch ſeinen plötzlichen Weggang nichts verſäumt werde; auch ſagte er ihm, daß er über Regensburg gehe, vom Herrn von Wallenroth ſeine Entlaſſung nehmen und dieſen bewegen werde, den vorgeſchlagenen neuen Gerichtshalter zu beſtätigen.

Frau Walter zerfloß in Thränen; Joſephine ſaß ſtumm und finſter in einem Winkel des Speiſezimmers, als Konrad hereintrat.

»Iſt's Ernſt?« fragte Frau Walter.

»Vollkommen. Ich muß fort — vielleicht auf immer. Ich gehe nach Oſtindien!«

Digitized by Google

„Nach Oſtindien!“ ſchrie Frau Walter, und in dem Augenblicke ward Joſephine bleich, wie eine Sterbende. Ihre Hände mit dem Strickzeuge ſanken entkaltet auf den Schoos nieder.

Konrad, zu ſehr mit der Vorſtellung von dem Unglück ſeines Vaters Marbel beſchäftigt, ſah nicht auf das Mädchen; ſah nicht, wie es, einer geknickten Lilie gleich, da lag im Lehnſeſſel, ohne Kraft, ohne Sprache, ohne Thränen, nur die halbgebrochenen Augen auf ihn gerichtet. Er erzählte ſeine Verhältniſſe zu Herrn Marbel, dann deſſen Unglück, dann Herrn Schmidts ſchändlichen Rath, dann was er pflichtgemäß thun wolle.

„Nicht ſo! Ich wäre ein Böſewicht, wenn ich in Alteck bleiben würde, und hätte ich hier den Himmel und ſäh' ich den Tod auf dem Meere vor!“

„Ei, ei!“ ſagte der Herr Verwalter: „Es iſt doch ein gewaltiges Stück gewagt.“

„Nein,“ rief Frau Walter und ſchluchzte heftiger, „es iſt ſchön gedacht von Ihnen, aber doch vielleicht allzuraſch gehandelt. Wenn Sie ſich einige Tage Zeit ließen; — beſſerer Rath kommt oft über Nacht. Es iſt ja ſchrecklich!“ — Dabei blickte ſie auf ihre erblaßte Joſephine.

Dieſe richtete ſich mit dem Todesgeſicht gegen die weinende Mutter und ſprach mit lauter Stimme, als zwänge ſie darin ihre letzten Kräfte zuſammen: „Mutter, liebe Mutter, mach' ihm das Herz nicht ſchwer. Er muß fort, er muß! Er darf nicht bleiben.“ — Dann ſank ſie verblichen zuſammen und verlor Odem und Seele.

Frau Walter that einen Schrei; Konrad flog zum Leichnam; der Verwalter rief einige Mägde zu Hilfe. Joſephine ward in ihr Zimmer getragen. Man brachte Quellwaſſer, ſie zu beſprengen, ſtarkriechende Mittel — eine Viertelſtunde verging, ehe ſie ſich erholte. Aber ſie ſchlug die Augen auf, und ſagte leiſe: „Was habt ihr gethan? Mir war wohl. Ich weiß nun, wie ſüß es iſt, zu ſterben.“



Digitized by Google

Frau Walter hatte Konraden entfernt. Freudig, ihre Joſephine lebend zu wiſſen, ſuchte ſie ihn auf. Er ſtand im Garten, bleich, den zitternden Arm um einen jungen Baum geſchlagen, denn die Knie wankten unter ihm. — „Kommen Sie!" rief ſie ihm zu: „ſie hat ſich erholt. Sie fragt nach Ihnen."

Mühſam ſchleppte er ſich zu Joſephinens Zimmer. Sie ſaß im Lehnſtuhl. Er wählte einen Seſſel neben ihr, ſprach kein Wort, und beobachtete nur ihre blaſſen Mienen, auf welche eine matte Röthe zurückkehrte, da er hereintrat.

„Ich habe Ihnen Schrecken verurſacht," ſagte ſie und lächelte zu ihm: „es thut mir leid. Ich konnte nicht anders. Aber mir war wohl."

„Und jetzt?" fragte Konrad zitternd.

„Sehr wohl. — Ich möchte Sie nur noch ſehen, ſo lange ich darf. Nicht ſo, das gewähren Sie? — Mutter, gieb mir ein Glas des alten Weins; auch Herrn Eck gieb. Ihm ſcheint nicht wohl zu ſein. Er hat heute viel gelitten. Er ſoll ſich ſtärken. Sein Geiſt iſt mächtiger, als ſein Körper."

Die Mutter ging.

Konrad ſtarrte Joſephinen an — es war ihm, wie Traum. So zärtliche Theilnahme hatte er nicht von dieſem Mädchen erwartet, nicht ſo tiefes Gefühl in ihr gekannt.

„Kann es Ihnen leid ſein, daß ich Alteck verlaſſe, liebe Joſephine?" fragte er endlich.

„Nein!" antwortete ſie: „Es iſt wohlgethan, daß Sie gehen. Sie dürfen, Sie können nicht anders. Gott wird mit Ihnen ſein. Ihnen geht es nicht übel; Sie folgen einer heiligen Pflicht."

„Aber, Joſephine, mit gebrochenem Herzen. Ich verlaſſe dieſen ſchönen Ort ungern."

„Sie werden ſich deſſen entwöhnen, wie Sie ſich daran gewöhnten. Haben Sie darum keinen Kummer. Der Gedanke an Ihren unglücklichen Vater muß von nun an Ihr Alles ſein, und er iſt's ja auch."

Digitized by Google

„Werden Sie meiner in der Abweſenheit gedenken?“

„Gewiß, und mit ewiger Dankbarkeit.“

„Dankbarkeit, Joſephine?“

„Ich weiß, wofür ich ſie Ihnen ſchuldig bin; aber erlaſſen Sie mir das Geſtändniß. Nein, ich will es Ihnen ſagen. Ich bin durch Ihren Umgang beſſer geworden, als ich war. Nehmen Sie dies Bewußtſein mit auf den Weg. Auf dieſer Erde begegnen wir uns ſchwerlich wieder. Da dürfen wir wohl zu guter Letzt aufrichtig ſein.“

„Sie ſetzen mich in Verwirrung, Joſephine. So gütig ſprachen Sie ſonſt nie. Wüßten Sie, wie theuer Sie mir waren! Wüßten Sie, was ich verliere, nun mich mein Loos von Ihnen nimmt!“

Sie wandte das Geſicht von ihm hinweg, als er dies ſprach. Im gleichen Augenblick trat Frau Walter mit Wein und Gläſern herein. Joſephine ward wieder heiter. Sie trank. Konrad mußte zwei Gläſer leeren. Dann ſagte ſie: „Mutter, ich weiß, du zürnſt nicht; aber erfülle meine Bitte. Gieb Herrn Eck einen Kuß für mich, daß ich's ſehe.“

Frau Walter erröthete. „Wunderliches Kind,“ ſagte ſie: „welch ein Auftrag!“

Konrad umarmte die Mutter und küßte ſie. „Sie ſind mir wohl theuer genug, daß ich Ihnen den Kuß Ihres Selbſtes willen gebe!“ ſagte er; aber dann zu Joſephinen gewandt: „Will Joſephine ...“

Er nahte ſich. Eine Feuerröthe flammte in Joſephinens Antlitz. Sie legte beide Hände vor ihr Geſicht und rief: „Nimmermehr!“ — Dann zur Mutter: „Mir iſt nicht wohl! Ich muß ruhen. Könnte ich nur ſchlafen, jahrelang ſchlafen. Ich bin kränker, Mutter, als du glaubſt.“ — Dann wieder zu Konrad: „Reiſen Sie glücklich, lieber Herr Eck! Gute Nacht! ſchreiben Sie meiner Mutter aus der Ferne — nur noch ehe Sie Europa verlaſſen haben, einmal. Morgen, wenn Sie fort ſind, wird mir wohl

ſein. Verlaſſen Sie ſich darauf. Mir fehlt nur Ruhe. Es wird mir ſehr wohl ſein. Leben Sie glücklich!«

Sie reichte ihm die Hand. Er ergriff dieſe Hand; er bedeckte ſie mit Küſſen; ſein Herz war gebrochen. Frau Walter weinte laut. Joſephine zog ihre Hand ſchnell zurück, verbarg ihre Augen, und rief: »Ich beſchwöre Sie, laſſen Sie mich.«

Er ging.

## Abreiſe.

Er verſchloß ſich auf ſein Zimmer und warf ſich aufs Bett. Da lag er die Nacht in Fiebern. Mit Tagesanbruch kam der Wagen vors Haus, und alle Bewohner des Dorfs liefen herbei, umringten den Wagen, das Haus, um ihren Wohlthäter noch einmal zu ſehen, zu ſegnen. Denn Konrad war in Jahresfriſt allen Familien des Dorfs theuer geworden; jedem war er ein Hausfreund geweſen, jedem auf andere Art. Er hatte mehr Gutes im Stillen gethan, als man glaubte. Jetzt erſt erzählte man ſich weinend, wie er hier Arznei den Kranken, dort Kleider den Nackten, dort Brod den Hungernden, dort Bürgſchaft für bedrängte Schuldner gebracht. Jeder Hausvater glaubte, Konrad habe ihm das meiſte geleiſtet, ihn und die Seinigen mehr, als alle andere, im Dorf geliebt. Von jedem hatte er Verſchwiegenheit gefordert; nun brach der allgemeine Schmerz um ſeine Abreiſe das gegebene Wort Aller.

Als Konrad in den Speiſeſaal trat, das letzte Frühſtück zu genießen, fand er den Verwalter und Joſephinens Mutter in Thränen. Man nahm das Frühſtück; Konrad ſuchte die Trauernden aufzuheitern. Dann, als alles zur Abreiſe vollendet war, ſprang er zuerſt auf, drückte ſchweigend beide an ſeine Bruſt, empfahl ſich ihrem Andenken und ging. Er hatte nicht den Muth gehabt, nach Joſephinen zu fragen; aber nun — da er ſchied, nahm er noch einmal die Hand der Frau Walter und ſagte mit

ſchmerzhaft gebrochener Stimme: „Empfehlen Sie mich Joſephinen. Sagen Sie ihr, ich habe Sie unausſprechlich geliebt — ich werde ſie auch jenſeits des Weltmeers lieben.“

Indem er zum Haus hinaus trat an den Wagen — der Verwalter und Joſephinens Mutter hingen an ſeinen Armen — war alles Volk, wie von einem Gefühl ungeheuern Schmerzes niedergebeugt, und alles weinte laut ſchluchzend. Konrad, nur ſchon zu ſehr bewegt, wollte ſeine Rührung bekämpfen, in den Wagen ſpringen, davon fliegen, da tönte eine Stimme hinter ihm, die ihn gefeſſelt hätte, wäre er auch vor den Schwellen des Paradieſes geſtanden. Er wandte ſich. Joſephine, in Morgenkleidern, blaß, mit rothgeweinten Augen voll unendlichen Leidens, ſtand da, und rief ſeinen Namen. Sie erſchrack einen Augenblick, als ſie den Wagen umringt ſah von Weinenden, oder Knienden; aber im andern Augenblick war dies alles für ſie nicht mehr in der Welt. — Sie ging ernſt zu Konrad, erhob ihre Arme gegen ihn, umfing ihn mit Beben und Innigkeit, und drückte einen Kuß auf ſeinen Mund. „Leben Sie wohl!“ ſagte ſie mit matter Stimme. „Verzeihen Sie mir, ich bin ja eine Sterbende.“ Damit ließ ſie ab, und eilte ins Haus zurück.

Konrad, ohne Bewußtſein, ward in den Wagen gehoben; der Kutſcher fuhr langſam durch die Reihen der Wehklagenden. Konrad breitete ſtumm, mit Wehmuth und Liebe ſeine Arme über ſie hin, als wollte er alle an ſein Herz nehmen — dann rollte im ſchnellſten Fluge der Wagen zum Dorf hinaus.

---

## Beſuch bei Herrn Schmidt.

„Was iſt's denn?“ dachte Konrad, aber erſt nach einigen Stunden kam er wieder zur Fähigkeit ruhigen Denkens. „Was iſt's denn? Alles Gaukelei! — Das ganze Leben Gaukelei! — Ich bin zerriſſen in den zar-

Digitized by Google

teſten und tiefſten Gefühlen meines Daſeins — es kann mir das Leben koſten. Aber was iſt's denn mehr? Gaukelei! Joſephine liebt mich. Sie liebt! — ſie kann das Opfer dieſes Schmerzes werden, auch ich. Was iſt's denn mehr? Wir verſtanden uns zu ſpät, aber früher wäre es immer zu früh geweſen. Sink' in deinen Sarg, du Engel! da iſt dir wohl. Hätte ich nicht einem Vater heilige Schulden abzutragen, ich möchte noch lieber geſtorben, als geliebt ſein. Es iſt unterm Himmel kein Bleiben, kein Ruhm, kein Glück! Hier ſind die höchſte Seligkeit und die Verzweiflung Geſchwiſter. Warum aber ſo? Gott iſt unbegreiflich. Noch iſt mein Traum nicht vollendet; was will ich ſchon klügeln? Ich thue meine Pflicht. Ich opfere die Welt, die Freundſchaft, die Liebe, Joſephinen, mich ſelbſt den Pflichten, die ich vollbringen muß — Gott will es — er ordne, er herrſche, ich ſchweige. Ach, und doch iſt er Vater!«

So ſprach Konrad zu ſich ſelber. Aber er faßte ſich, und ſah beherzt ſeinem Verhängniß entgegen. »Du ſelbſt biſt an deinem Schmerze ſchuld!« ſagte er zu ſich: »Denn du würdeſt jetzt lachend nach Oſtindien ziehen, wenn du nicht Joſephinen liebteſt. Und daß du ſie ſo liebſt, iſt Leidenſchaft, iſt Selbſtverzärtelung. Du haſt ein Loch im Aermel, würde Vater Marbel ſagen. — Ach, litte nur Joſephine nicht!«

Gegen Abend kam er zur Hauptſtadt. Sogleich eilte er zum Herrn Bankier Schmidt. Dieſer erſtaunte, doch froh, ihn zu ſehen. »Ich bringe Ihnen die Antwort auf Ihren Brief ſelbſt.«

»Und was haben Sie beſchloſſen?« fragte der Bankier.

»Nach Oſtindien zu gehen. Ich bin meinem Vater zu viel ſchuldig. Ich wäre ein Ungeheuer, wenn ich ihn alt und krank ſeinem Elend überließe; ich wäre zur Verzweiflung zu bringen, wenn ich wüßte, der ehrwürdige, tugendhafte Greis ſtreckte ſeine Arme umſonſt nach mir aus.«

Digitized by Google

„Alles vortrefflich, alles ganz ſchön, mein lieber Herr Eck; aber nichts ohne Ueberlegung gethan! Eine Reiſe nach Oſtindien iſt kein Spaziergang. Wer iſt Ihnen Bürge, ob und wann Sie dahin kommen? Finden ſich gleich Schiffe? Können Sie nicht unterwegs erkranken? Schiffbruch leiden? untergehen?“

„Sehr möglich. Aber dann that ich meine Pflicht, und die Vorſehung möge über das Andere walten.“

„Recht gut. Aber wie, wenn der gute Herr Marbel — denn alt iſt er — geſtorben wäre, ehe Sie Kalkutta erblickten? Wozu dann die Reiſe um die Welt? Wozu dann Ihre ganze gegenwärtige Laufbahn zerriſſen, Ihr Vermögen aufgeopfert?“

„Meine Laufbahn wird nie zerriſſen. Meine Bahn heißt Pflicht, in der ich laufe. Und käme ich als Bettler zurück, ei nun, ich weiß mich zu nähren. Ich bin jung. Laſſen Sie mich. Ich bitte nur um Wechſel auf London für meine geſammte Baarſchaft. Darum komme ich zu Ihnen. Wollten Sie für Herrn Marbel noch etwas beifügen, deſto beſſer. Ich will dafür Ihr perſönlicher Schuldner ſein, und mit Zins und Zinseszinſen zurückzahlen, wenn ich wieder komme, und ſollte ich wie ein Leibeigener arbeiten.“

„Schön gedacht von Ihnen. Allein laſſen Sie uns auch mit kaltem Blute über die Sache ſprechen. Herrn Marbel iſt's gewiß weniger um Ihre angenehme Perſon zu thun, als um Geld zu haben, entweder ſeinen Prozeß zu führen, oder wieder nach Europa zu kommen. Hat er Geld, ſo iſt er zufrieden, ſo findet er Mittel zu allem: ſo ſind Sie ihm ganz entbehrlich. Nun denn, ſagen Sie nur, wie viel Sie ihm beſtimmen wollen, wie viel ich aus dem Meinigen dazu legen ſoll? Wir ſchicken es ihm. Wechſel ſind heutiges Tages leichter nach England überzubringen, als Menſchen. Das hat ungemeine Schwierigkeiten. Folgen Sie meinem Rathe.“

Digitized by Google

„Nein, Herr Schmidt, das kann ich nicht. Ich bin meinem Vater Marbel nützlicher, als ihm Ihr und mein Geld werden kann. Er iſt alt und ſchwach, er bedarf eines Sohnes, der ſeiner hegt und pflegt, ihn unterſtützt und ſchirmt. Ach, in ſolchen Lagen iſt ein Freund mehr werth, denn Tonnen Goldes; ein warmes Wort des Troſtes mehr werth, als der Dienſt reichlich bezahlter Miethlinge. Reden wir nichts mehr davon. Ich reiſe morgen ab nach Regensburg. Ich gebe dem Herrn von Wallenroth Rechenſchaft, Entlaſſung und Dank. Er iſt ein wackerer Mann; er wird mir keine Hinderniſſe in den Weg legen. Wollen Sie mein und Herrn Marbels Freund ſein, ſo bitte ich Sie um eine Empfehlung für meine Sache von Ihrer Hand. Ich habe geſehen, wie viel Ihr Wort bei Herrn von Wallenroth gilt.“

Herr Schmidt ſah ihn lange ſchweigend an. Konrad ſtand entſchloſſen vor ihm, und was er ſprach, ging aus den Tiefen des Herzens hervor. Selbſt Herr Schmidt ſchien einen Augenblick gerührt zu ſein durch dieſen Ungeſtüm der Kindesliebe und Dankbarkeit — dennoch verſuchte er's mit neuen Gründen, ihn von dem Unternehmen abzuhalten.

„Es iſt umſonſt!“ rief Konrad: „Wohl andere Gründe gibt es, die mich hätten zu einer ſchändlichen Wahl bewegen können. Ich liebte ein edles Mädchen — Sie kennen Joſephine Walter — im Augenblick des Scheidens erſt erfuhr ich, daß auch ich ihre Liebe war. Und doch — Pflicht geht über Glück. Alſo, Herr Schmidt, ich bitte um Wechſel.“

Herr Schmidt hatte die Augen voller Waſſer, als Konrad ſo ſprach. „Kommen Sie an mein Herz!“ rief der Alte und küßte ihn: „Sie ſind gewiß doch ein edler Mann. Ich beneide Herrn Marbel um ſolch einen Sohn, um ſolch einen Freund. Wie wenige Väter ſind ſo glücklich, wie er! Sie ſollen die verlangten Wechſel haben, und damit Sie bei Herrn von Wallenroth keine Schwierigkeiten

Digitized by Google

finden, will ich Sie ſelbſt nach Regensburg zu ihm begleiten.«

Konrad war über die plötzliche Rührung des Herrn Schmidt etwas erſtaunt. »Es iſt doch,« dachte er bei ſich ſelbſt, »in jedem Menſchen, und wäre er im Alltagsleben hinterm Zahltiſch zur trockenen Mumie eingeſchrumpft, und wäre er zum Stein geworden, noch immer ein göttlicher Funke; der erliſcht nicht ganz. Es kommt nur auf den Hauch an, der ihn anbläſet. Das Urmenſchliche erhebt ſich immer wieder mit ſiegeriſcher Größe im Sterblichen, und läge es auch vom kaufmänniſchen Soll und Haben tief erdrückt, vom Handwerksſtaub beſudelt, von theologiſchen und pädagogiſchen Syſtemen verzerrt, von Politik und Kriegskunſt erwürgt. Und das Urmenſchliche iſt das Göttliche. Es iſt ſchön, Menſch zu ſein!«

Konrad vergaß den verſtändigen Brief des Herrn Bankiers, vergaß die verſtändigen Räthe, die er erſt mündlich von ihm gehört, verzieh ihm alle dieſe Klugheiten, welche eben ſo viele feine Hochverräthereien an der Menſchenwürde, in der Alltagswelt freilich aber gäng und gebe ſind — und umarmte ihn dafür noch einmal, daß ſich das Edlere in ihm regte, was im gemeinen Leben darum romanhaft genannt wird, weil ſich die Seelengröße, welche wir an Menſchen der Vorwelt bewundern, aus dem wirklichen Leben in die Poeſie geflüchtet hat.

---

## Beſuch in Regensburg.

So ungeduldig auch Konrad die Reiſe zum Herrn von Wallenroth betrieb, verzögerte Herr Schmidt ſie dennoch faſt acht Tage lang, »denn,« ſagte er, »ich habe nie darauf gezählt, Sie zu begleiten, und doch muß ich's jetzt. Meine Geſchäfte ſind weitläufig, ich kann aus ihnen ohne Schaden nicht hinausſpringen und ſie wochenlang fremden Händen überlaſſen. Auch verlieren Sie nichts dabei. Ich gebe Ihnen mein Wort. Herr von Wallenroth hat einen

Brief von mir. Er weiß, daß wir kommen; er erwartet uns und reiſet nicht ab.«

»Aber jeder Tag, jede Stunde, die wir verſtreichen laſſen,« ſeufzte Konrad, »vermehrt jenſeits des Ozeans Noth und Sehnſucht des ehrwürdigen, verlaſſenen Greiſes.«

Endlich kam der Abreiſetag. Man nahm Poſtpferde. Man ſetzte ſich in den Wagen. Aber der alte Herr Schmidt, der Bequemlichkeiten bedürftig, wollte nicht des Nachts reiſen, ſondern ruhen. Konrad verlor Ruhe und Geduld. Er, wenn Herr Schmidt ſchlief, erleichterte ſein Leiden dadurch, daß er ſein Tagebuch ſchrieb, eigentlich für Joſephinen, ſeine Alleingeſpräche mit ihr, die er ihr zuſenden wollte, ehe er die Ufer Europens verlaſſen würde.

Man kam nach Regensburg. — Herr von Wallenroth war den erſten Tag nicht ſichtbar. Konrad vermuthete nichts Gutes, denn er zweifelte gar nicht, daß doch der Herr von Alteck für den Bankier ſichtbar geweſen ſei; daß da allerlei abgekartet ſein könne. Zwar Herr Schmidt zeigte heitere Miene, als er ſpät Abends zurückkam; aber eben dieſe Heiterkeit war etwas verdächtig.

Folgendes Tags endlich ließ Herr von Wallenroth den beiden Fremden ſagen, er erwarte ſie zum Mittageſſen. Konrad trieb, daß ſie früher gingen. Es lag in ihm feſt beſchloſſen, daß, wenn der Beſitzer von Alteck wegen ſeiner Entlaſſung Schwierigkeiten machen würde, er noch in der Nacht davonreiſen wolle, ohne ſich um die Entlaſſung weiter zu bekümmern.

Herr von Wallenroth empfing ſie ſehr gütig. Nach den erſten Artigkeiten entwickelte Konrad mit fieberiſcher Lebhaftigkeit die Urſachen ſeiner Ankunft und die Nothwendigkeit ſeiner Entlaſſung. Er legte die Rechnungen vor, und beſchrieb im Allgemeinen, was er für Alteck gethan habe.

»Sie haben,« ſagte Herr von Wallenroth, »Allem, wozu Sie ſich anheiſchig machten, ein volles Genüge gethan, bis auf die einzige Klauſel in Betreff der Frau

Walter. Die gute Frau iſt unglücklich durch Sie geworden.“

Konrad ward feuerroth. „Durch mich?“ ſtammelte er.

„Ich habe vorgeſtern einen Brief von ihr empfangen. Sie meldet mir, wie theuer Sie dem ganzen Dorf waren, wie Alles um Ihren Verluſt trauert. Da ſei auch ein junges, liebenswürdiges Mädchen, Namens Joſephine, Tochter der Frau Walter, die ſeit dem Tage Ihrer Abreiſe wie ein Licht vergeht.“

„Schreibt Sie dies?“

„Allerdings. Mutter und Tochter denken edel genug, Ihren kühnen Entſchluß, nach Oſtindien zu reiſen, ſehr zu ehren. Aber die Mutter jammert um das Leben der Tochter; denn dieſes iſt jetzt in Gefahr.“

Konrad ward bleich.

Der Herr von Wallenroth ging und holte einen Brief. Konrad las; er war von Frau Walter. Dieſe erzählte dem Herrn von Wallenroth die plötzliche Abreiſe des Herrn Gerichtshalters; dann daß ſie ſchon ſeit geraumer Zeit nicht ohne Beſorgniß wahrgenommen, wie derſelbe auf das Gemüth ihrer Joſephine großen Eindruck gemacht habe. Seine raſche Entfernung habe Joſephinens Weſen verändert. Sie welke ſichtbar hin, die Aerzte zucken die Achſeln, rathen zu Zerſtreuungen, zu Reiſen; aber Joſephine wolle ſich nicht von Alteck trennen und ſchiene ſelbſt zu ſchwach, die Beſchwerden des Reiſens zu ertragen. Der ganze Brief athmete den Schmerz einer troſtloſen Mutter.

Konrad warf ſich auf einen Stuhl, bedeckte ſein Geſicht mit dem Schnupftuch und konnte ſich nicht enthalten, laut zu ſchluchzen. Herr von Wallenroth trat zu ihm. Konrad ermannte ſich.

„Ich leſe in Ihrer Seele!“ ſagte Herr von Wallenroth: „und Ihre Thränen rechtfertigen, was ich gethan habe. Denn ich kenne Joſephinen. Sie iſt auch mir theuer. Sie iſt eines der liebenswürdigſten Weſen ihres Geſchlechts. — Sie lieben ſie?“

Digitized by Google

„Allerdings!“ rief Konrad.

„So beruhigen Sie ſich. Joſephinens Geſundheit und die Zufriedenheit ihrer vortrefflichen Mutter waren mir ſo wichtig, daß ich in der gleichen Stunde, da ich dieſen Brief erhielt, durch einen Kurier nach Alteck ſchrieb: Herr Eck werde nicht nach Oſtindien reiſen; die Umſtände hätten ſich geändert; Herr Eck werde nach Alteck zurückkehren. Der Brief iſt ohne Zweifel ſchon jetzt in den Händen der Frau Walter, und verhütet größeres Uebel. Habe ich wohlgethan?“

„Sie haben wohlgethan!“ ſagte Konrad.

„Und Sie gehen nicht nach Oſtindien?“

„Sie haben wohlgethan, ſage ich, und es iſt wohlgethan, wenn man im Leben eine Thräne abtrocknet, wäre es auch nur mit dem Schleier der Täuſchung. Ich danke Ihnen, Herr von Wallenroth. Ich ſelbſt will von hier aus nach Alteck ſchreiben; die Hoffnung unterhalten. Zeit gewonnen, viel gewonnen. Die Zeit iſt mächtiger über den Menſchen, als die Kraft ſeiner Grundſätze. Joſephine wird durch die verzeihliche Liſt gerettet; aber ich gehe nach Oſtindien.“

„Wie, Herr Eck, wollen Sie mich zum Lügner machen?“

Konrad zuckte die Achſeln: „Wollen Sie mich, Herr von Wallenroth, zum Ungeheuer an meinem guten Vater machen, durch den ich bin, was ich bin?“

„Nein!“ rief Herr von Wallenroth: „ich fühle das Schreckliche Ihrer Wahl — dort ein Vater, oder ein Wohlthäter, der wahrlich Vaterrechte an Ihnen hat, — hier eine Geliebte.“

„Und die Rechte des Vaters ſind älter, heiliger, als die Rechte der Geliebten. Und dieſe würde aufhören müſſen, mich zu lieben, wenn ich einer Schändlichkeit fähig wäre. Joſephine müßte mich verabſcheuen.“

„Nehmen wir die Sache aus einem andern Geſichtspunkt. Sie wollen einem Greiſe zu Hülfe eilen, dem vielleicht noch kräftiger und ſchneller mit hinlänglichen

Geldſummen geholfen wäre, und ein edles, im Gram ver-ſunkenes Mädchen untergehen laſſen, dem alles Gold der Welt den verlorenen Freund nicht vergütet. Sie gehen nach Oſtindien, um das kurze Daſein eines betagten Mannes, ſeine letzten Monate vielleicht zu verſchönern; und laſſen darüber ein erſt aufblühendes Leben mit allen Hoffnungen verderben.«

»Ich habe den Grundſatz,« entgegnete Konrad, »man müſſe bei dem, was das Gewiſſen Recht und Pflicht nennt, auf nichts Rückſicht nehmen, was Zufall und Nützlichkeit heißt. Das Leben meines Vaters und das Leben Joſephinens ſtehen in der Gewalt des Himmels; die gerechte That ſteht aber in meiner Gewalt. Ich thue, was mir Pflicht gebeut; über das Andere waltet der, der alles am beſten zu ordnen weiß. Es iſt nicht meine Sache. Bin ich ſicher, durch eine Schwachheit — nein das iſt's nicht — durch eine verwerfliche Handlung Joſephinens Daſein zu verlängern?« —

»Sie haben mich nicht ausreden laſſen, Herr Eck!« verſetzte Herr von Wallenroth: »Ich ſagte Ihnen, daß ich geſchrieben habe, die Umſtände hätten ſich geändert. Und dies iſt in der That der Fall. — Ich wette, Sie reiſen nicht nach Oſtindien.«

»Wie? Wäre Herr Marbel vielleicht ſchon geſtorben? Oder wollen Sie mich es glauben machen?« rief Konrad erſchrocken: »Oder hätten Sie vielleicht zuverläßige Nachrichten, daß mein Vater auf der Rückreiſe nach Europa iſt? Ich bitte Sie, halten Sie mich nicht auf der Folter. Ich bin ohnehin elend genug.«

»Von alle dem nichts!« antwortete lächelnd Herr von Wallenroth: »Aber — vielleicht werden Sie erſtaunen — Sie ſind Eigenthümer von Alteck. Ich bin es nicht; ich war es nur eine kurze Zeit. Herr Marbel hatte die Herrſchaft durch mich angekauft; aber für Sie hatte er ſie beſtimmt. Dies ſollten Sie aber erſt erfahren ein Jahr nach Ihrer Zurückkunft von den Reiſen. Herr Schmidt

Digitized by Google

war Vollſtrecker dieſes Willens von Herrn Marbel. Sie ſollten zuvor geprüft werden. So war es beſchloſſen. Und wären Sie der, der Sie nach Herrn Marbels Wünſchen ſein ſollten: dann erſt gehörte Ihnen die Herrſchaft. Ich will Ihnen heute die Schenkungsurkunde überliefern. Sie haben in Alteck ganz im Geiſt Ihres Wohlthäters gehandelt. Die Herrſchaft gebührt Ihnen.«

Konrad war beſtürzt. Er wußte nicht, was ſagen. Endlich rief er mit zitternder Stimme, und das Auge voll Thränen gen Himmel gerichtet: »Guter Marbel, du dachteſt nur an Andere, nie an dich! Nun biſt du nicht mehr arm! — Wenn dem ſo iſt, und ich hoffe, Herr von Wallenroth, Sie ſcherzen in dieſem ernſten Augenblicke nicht mit mir: ſo biete ich Ihnen oder Herrn Schmidt ſogleich einen vortheilhaften Vertrag an. Die Herrſchaft Alteck trägt gegenwärtig den Zins von ſiebenzigtauſend Gulden. In wenigen Jahren hat ſie den Werth von hundert- und zwanzigtauſend. Ich verpfände ſie Ihnen für dreißig- oder vierzigtauſend. Wollen Sie mir den Betrag in Wechſeln auf London geben?«

»Ehe wir darüber eintreten,« ſagte Herr von Wallenroth mit ſichtbarer Unruhe, »müſſen Sie doch die Schenkungsurkunde in Händen haben.«

Er ging und holte ſie.

Herr Schmidt, ſobald Herr von Wallenroth wiederkam, mit der Urkunde in der Hand, umfaßte Konraden, drückte ihn ſchweigend an ſeine Bruſt, hatte die Augen naß, und verließ das Zimmer. — Herr von Wallenroth war nicht weniger erſchüttert. Er gab den Pergamentbrief hin, umarmte Konraden, und ging, um Thränen zu verhehlen, die er nicht unterdrücken konnte, eilig dem Herrn Schmidt nach.

## Die Urkunde.

Konrad begriff das Betragen der beiden alten Herren nicht. Er ſah ihnen lange nach. „Was haben ſie?“ dachte er: „Sie ſcheinen bewegt zu ſein. Mein Entſchluß, nach Oſtindien zu reiſen, hat offenbar ihren Beifall, warum ſträuben ſie ſich dagegen? Was haben ſie, ob ich nun gehe, oder bleibe, dabei zu gewinnen oder zu verlieren? Denn bei Männern, die im Weltleben eingeroſtet ſind, kömmts zuletzt doch auf Gewinnen oder Verlieren, Sollen oder Haben an.“

Er ſetzte ſich ans Fenſter, und ſchlug das Pergament auseinander. Als er Marbels Namen darunter las, von ſeiner eigenen Hand geſchrieben, küßte er die Stelle, auf welcher die theure Hand einſt geruht hatte. Dann las er. — Es war in der That die Abtretung der Herrſchaft an Herrn Konrad Eck, welchen er ſeinen geliebten Pflegeſohn nannte, mit allen Rechten und Freiheiten. Erſt bei der Unterſchrift erſchrack Konrad. Die ganze Urkunde ſchien falſch zu ſein. Sie war von Regensburg datirt, und das Datum erſt zwei Tage alt; aber Marbels Unterſchrift vollkommen nachgemacht, als wäre es die ſeine.

Er ſprang vom Stuhl auf, um die Herren aufzuſuchen. Haſtig trat mit froher Miene Herr von Wallenroth herein.

„Gelt, ich habe Recht, lieber Eck?“ rief er mit Augen, die von Freude leuchteten: „Nun laſſen Sie Oſtindien Oſtindien ſein, und bleiben.“

„Mit nichten,“ ſchrie Konrad empört, „die Urkunde iſt falſch!“

„Nein, das iſt ſie nicht, ſondern ächt, auf Ehre ächt!“

„Aber, ſie iſt von vorgeſtern datirt.“

„Richtig.“

„Wer hat meines Vaters Unterſchrift geſchrieben?“

„Wer denn ſonſt, als er ſelbſt? Sie ſollten doch ſeine Hand kennen.“

„Eben weil ich ſie kenne. Wann hat er das geſchrieben?“

Digitized by Google

„Mein Gott, Sie ſehens, Sie leſens ja! Vorgeſtern.“

„Vorgeſtern? Sie bringen mich zur Raſerei mit Ihrem Spaß. Was iſt denn das? Wie kann er ſchreiben? Iſt er von Kalkutta? Iſt er zurück? Iſt er von Oſtindien heimgekommen?“

„Nein, Herr Eck.“

„Nicht zurück? Das iſt Widerſpruch!“

„Nein, kein Widerſpruch, nein! er war nicht in Oſtindien!“ rief eine heilige Stimme im andern Zimmer. Da ging die Thür auf. Da trat Hand in Hand mit Herrn Schmidt der alte Herr Marbel herein. Da breitete er ſeine Arme aus gegen Konraden, und rief: „Mein Sohn!“ und umarmte den jungen Mann, der ſtarr, wie eine Bildſäule da ſtand, und nicht wußte, was ihm geſchehen war.

„Nein, du Herzensjunge, ich war ja nicht in Oſtindien. Komm doch, ſchließe mich doch an dein wackeres Herz, du biſt meines ganzen Lebens Freude. Feſter, feſter drücke mich an dich! Du biſt, der du ſein ſollſt. Gott im Himmel ſegne dich. Ich kanns nicht!“

---

## Erklärungen

Die Freude des guten alten Marbel war nicht geringer, als das Entzücken des überraſchten Konrads, der lange kein Wort finden konnte, ſeinen Zuſtand auszudrücken. Man hatte ſich ſo viel zu ſagen und ſagte ſich ſo viel, daß man ſich nach einigen Stunden noch immer nicht verſtand, und nicht wußte, wie das Alles ſei?

„Nun, Kind,“ hub Vater Marbel an, „ich will dir Alles der Reihe nach und in der Ordnung erzählen. Setz dich! — Siehſt du, es iſt wahr, Verdruß hatte ich allerdings in unſerer Hauptſtadt. Ich weiß nicht, wie der Fürſt darauf kam, mir den Haarbeutel von Adelstitel anhängen zu wollen? Ich habe für den Adel alle Hochachtung, ein Unterſchied der Stände muß ſein, wiewohl die

Wolle noch weit beſſer das Schaf vom Ziegenbock unterſcheidet, als ein Name. Wer als Beamter im Staat ſein ſogenanntes Glück machen, der Perſon des Fürſten nahe ſtehen, oder einen mächtigern Wirkungskreis für ſeine Gaben erzielen will: nun, der laſſe ſich adeln. Er thut wohl daran. Es iſt ein gutes, nützliches Erbtheil für die Kinder. Unſer einem, der keine Kinder hat, keinen Einfluß, keine Stellen verlangt, mit dem zufrieden iſt, was kein Fürſt geben kann, nämlich mit einem reinen Herzen, das des Guten ſo viel will und thut, als er kann, unſer einem, ſage ich, bringt ein Pergamentbrief nur Verlegenheiten und unbehagliche Verhältniſſe. Vielleicht aber nahm ich die unbedeutende Sache zu ernſthaft: genug, ich hatte durch meine Weigerung den bravſten Fürſten, oder vielleicht ſeine Herren links und rechts beleidigt, und das thut mir noch jetzt leid. Man fing an, mir allerlei kleine Händel zu machen. Das verdroß mich. Darum packte ich ein und verließ die Reſidenz. Es war damals, als ich dir ſchrieb, du ſollteſt mir regelmäßig ſchreiben, auch wenn du keine Antworten von mir bekämeſt, denn das Schreiben wird mir ſauer; und mögteſt deine Briefe an meinen alten Ehrenfreund Schmidt ſenden.

„Ich begab mich auf ein kleines Gut, und lebte da freudig und friedlich im Stillen. Da ſuchte mich Gott heim, auf daß ich nicht glauben ſolle, hienieden ſei der Himmel; und ich bekam ein fauligtes Gallenfieber, oder wie es die Doktoren nannten. Zu dieſer Zeit fragte man mich auch wegen meines Teſtaments, weil Sterben gar möglich wäre. Die Leute hatten Recht. Wer nicht alle Tage ſterben und heiter vor den himmliſchen Richter hintreten kann, o der hat wahrlich ein Loch im Aermel. Du verſtehſt mich wohl, Konrad.

„Aber nun hatte ich armer Mann keine Kinder; wohl entfernte Verwandte, die neugierig auf mein ſeliges Hinſcheiden warteten, aber meiſtens Leute, die mit dem Gelde nicht zu wirthſchaften wiſſen: das heißt, ſie wiſſen nur

von Zinsrechnungen, ſparen für ſich, wollen Anſehen vor den Leuten haben, führen gute Tafel, und nennen es närriſch, wenn man ſelbſt entbehrt, um deſto mehr Ueberfluß zum Beſten Anderer zu haben, denen es fehlt. Die Leute, dachte ich, haben für ſich wahrhaftig ſchon viel zu viel. — Nun hatte ich zwar manche Kinder erzogen oder erziehen laſſen, aber ob ſie wären, was ſie ſein ſollten, das wußte ich nicht. Sie hatten alle ihr Loch im Aermel. Ich machte es kurz, ſetzte jeglichem eine Summe aus, ohne Unterſchied, weil ich doch nichts mit mir nehmen konnte, und ward geſund.

„Erſt in der Krankheit, als ich da lag von Miethlingen bedient, fühlte ich tief das Bedürfniß, geliebt zu werden um meines Selbſtes willen. Da dachte ich öfters an dich. Und ich ſehnte mich nach deiner Rückkehr. Du kamſt. Jetzt wollte ich erfahren, ob du auch der Mann ſeieſt ohne Loch im Aermel. Ich hatte die Herrſchaft Alteck angekauft, ein wahres Lumpenneſt. Da kann einer ſein Probeſtückchen ablegen, dachte ich, ob er Kopf und Herz am rechten Fleck hat. Mein Freund Herr von Wallenroth war ſchon ſo gütig und lieh ſeinen Namen dazu her. Herr Schmidt ließ die Gerichtshalterſtelle in der Zeitung ausſchreiben, brachte dir das Blatt, führte dich zum Herrn von Wallenroth und das andere weißt du. Ich mochte nie zum Vorſchein kommen; denn nur kennen lernen wollte ich dich.

„Da machte mir der liebe Wallenroth eine Klauſel zu Gunſten einer armen Predigerwittwe, deren Mann ich wohl gekannt. Der Mann war einer meiner Jugendfreunde geweſen; die Frau war ein Engel in weiblicher Geſtalt; hätte ſie nicht meinen Freund Walter geliebt, ich würde ſie zu meiner Frau gemacht haben. Denn ich liebte das Mädchen im Stillen; es wußte nichts davon; es kannte mich kaum. Aber wie geſagt, es liebte Waltern; da ſtand ich ab und bekämpfte eine Neigung, die mir faſt, ich will's nicht läugnen, ein unheilbares Loch in den Aer-

mel geriſſen hätte. Nur durch Wallenroth erhielt ich von Zeit zu Zeit Nachricht über meine alte Liebſchaft, und da der edle Walter ohne Vermögen ſtarb, ließ ich die Wittwe durch Wallenroth verſorgen. Wir thaten ſie nach Alteck. Denn die Frau, ſagte ich zu Wallenroth, iſt gewiß noch ein Engel. „Und wenn ſie ein Engel iſt, ſagte er: ſo iſt ihre Tochter Joſephine gewiß ein Seraf.“ Hm, dachte ich, wenn's ſo iſt, und Konrad der rechte Mann, ſo wird's da nicht fehlen. Und Frau Walter mit ihrem Seraf blieb in Alteck, und dich pflanzten wir hin.“

„So oft du zu Herrn Schmidt in der Hauptſtadt warſt, ihm Gelder und Rechenſchaft abzulegen, reiſete ich inkognito durch Alteck. Mein Herz freute ſich deiner. Du fingſt beim Loch im Aermel an; du haſt in einem Jahre viel gethan. Da beſchloß ich, dich an Sohnesſtatt anzunehmen, und dir mein Hab und Gut zu geben. Denn, dachte ich, Konrad tritt in meine Fußtapfen. Er iſt ein guter Junge. Aber ob er mich auch lieb haben kann, wie einen Vater? — Das war bei mir noch die Frage, ach, und lieber Konrad, ſei es nun ein Loch oder keins, meinem Herzen die allerwichtigſte. Darauf ſpielten wir die kleine Komödie, in der dein Herz auch ein wenig in die Klemme genommen ward. Laß es dich nicht gereuen. Du haſt mich alten Mann glücklich gemacht und ins verlorene Paradies zurückgeführt. Nun hören die Komödien auf. Ich gehe mit dir nach Alteck; wohne bei dir, helfe dir ein wenig; in Alteck wollen wir uns den Himmel auf Erden bauen, und den Himmel über den Sternen verdienen. Im grauen Haar will ich jetzt der Frau Walter meine unverroſtete, treue Liebe bekennen, und mit dem bewußten Seraf ſchaffe du ab.“

## Der Seraf.

Nichts von dem, was nun Freude, Dankbarkeit und Liebe aus Konrad ſprachen. Ich denke, jeder wird ſich

Digitized by Google

leicht ſeine Seligkeit denken. In der erſten freien Abendſtunde, da er einſam auf ſeinem Zimmer war, ſank er auf ſeine Knie und mit Thränen der Freude und mit hocherhabenen Händen dankte er der göttlich und liebevoll waltenden Vorſehung. Dann, das Herz noch tief bewegt, ſetzte er ſich zum Schreibtiſch. Er ſchrieb der Frau Walter die Geſchichte ſeines Glücks und Joſephinen die Geſchichte ſeines Herzens, und die Wünſche deſſelben.

Herr Marbel hatte in ſeinen Angelegenheiten noch ſo vielerlei in Regensburg zu ordnen, daß drei Wochen vergingen, ehe an die Reiſe nach Alteck gedacht werden konnte. Unterdeſſen ließ ſich ſchon briefwechſeln. Frau Walter antwortete, wie eine Begeiſterte. Sie meldete, wie Joſephine vollkommen geneſen, und in ihrer verſchwiegenen Wonne mehr einer Verklärten, als einer Irdiſchen gleiche. Auch Joſephine ſchrieb. Konrad las ihre Briefe, ſo oft er einen Augenblick der Einſamkeit erhaſchen konnte; und konnte er nicht leſen, ſo betrachtete er doch, wenn auch nur verſtohlen und flüchtig, ihre Schriftzüge; und war ihm auch dies nicht vergönnt: ſo legte er wenigſtens ſeine Hand an die heiligen Blätter, welche er überall mit ſich trug, und ihm war dann, als berühre er Joſephinens Hand.

Das Mädchen blieb auch in ihren Briefen ſo ſonderbar, wie ſie im perſönlichen Umgang geweſen. „Nein,“ ſchrieb ſie, „ich liebe Sie nicht. Ich kann Sie nicht lieben. Auch verſichere ich Sie, nie iſt für Sie eine ſolche Empfindung in mein Herz gekommen. Meine Mutter liebe ich, über Alles die herrliche Mutter. Ich liebe alle Welt. Aber Sie — es drängt mich von Ihnen hinweg. Ich weiß nicht, wie ich es nennen, wie ich es beſchreiben muß. Es iſt Ehrfurcht, Andacht. Sie thun recht, mich zu lieben; mehr verdiene ich auch nicht. Es iſt ſchon zuviel, daß Sie an das unbedeutende Geſchöpf, wie ich's bin, denken wollen; daß Sie ſagen können, ohne mich wäre die Welt nichts. Aber — ich Sie lieben — das

wäre zu menſchlich. Ich fürchte mit dem gemeinen Wort meine Empfindungen zu entheiligen. Es iſt in Ihnen etwas Göttliches, was Sie mir durch Ihre Nähe mitgetheilt haben. Dadurch iſt Alles anders geworden; die ganze Natur anders. Ehe Sie in Alteck erſchienen, war das Alles nicht ſo. Ich ſah auch die Dinge, wie ſie Andere ſahen. Nun aber nicht mehr. Es iſt über Alles ein neuer Geiſt.

„Ich hätte nie den Muth gehabt, Ihnen das mündlich zu ſagen; aber fern von Ihnen hörte meine Schüchternheit auf. So glaube ich, hat der Menſch nur darum den Muth, zu Gott zu beten, weil er ihn nicht ſehen kann. Ohne Sie, wahr iſt es, ohne Sie möchte ich nicht athmen, aber ich begreife nicht, wie ich Ihnen nahe leben kann und beſtändig mit Ihnen ſein? Machen Sie mich gleichgültiger: zerſtören Sie das ſeltſame Gefühl, welches mich ſchon bei dem Gedanken an Sie durchbebt; werden Sie andern Männern ähnlicher — dann werde ich ſein können, wie mit andern, und vielleicht bin ich glücklicher, je menſchlicher ich neben Ihnen, und Sie vor mir da ſtehen.“

Herr Marbel, der Joſephinens Brief leſen mußte, und gern las, lächelte. „Konrad,“ ſagte er, „der Seraf hält dich für einen Cherub. Aber ihr Kinder Elyſiums werdet ſchon Körper bekommen. Geduld!“

---

## Beſchluß.

Angenehmer konnte Herr Marbel ſeinen Zögling nicht mehr in Regensburg überraſchen, als, da er eines Tages mit ihm zum Herrn von Wallenroth zum Mittageſſen fuhr, und ins Zimmer trat, Frau Walter und Joſephine ihm, noch in Reiſekleidern, begegneten. Konrad ward blaß von freudigem Schrecken, umarmte die Mutter mit Heftigkeit, aber ſeine Augen hingen unverwandt an Joſephinen, die bewegungslos, hochglühend, mit geſenkten Blicken da ſtand. Die angenommenen Höflichkeitsbezeugungen der ſogenann-

ten feinern Welt, ſonſt eine Plage der beſſern Menſchen, ſind ihnen oft als Nothbehelfe von unſchätzbarem Werth. Durch ſie fanden ſich auch die Liebenden zuſammen, die hinter allgemeinen, verbindlichen Worten den lauten Ruf der Herzen verheimlichten. Man lernte ſich ſehen, ohne Zittern; ſich ſprechen, ohne Verlegenheiten. Die drei alten Herren machten den muntern Scherz zum Tiſchgenoſſen, und Herr Marbel erklärte der Frau Walter, wie er als Jüngling ihr Anbeter geweſen und nun als Greis ihr erſter Freund ſein wolle. — Bald kannte man ſich wechſelſeitig; bald hatte man einander Alles geſagt.

„Aber die dort haben ſich noch lange nicht Alles geſagt, Ihre Tochter und mein Sohn!“ flüſterte Herr Marbel ſeiner Freundin zu: „Ueberlaſſen wir ihnen beiden eine Plauderſtunde im Garten.“

Man ging zum Garten. Zwiſchen Blumen und Gebüſchen fand ſich manche heimliche Stelle. Konrad und Joſephine wurden mit Abſicht von Allen verlaſſen. Herr Marbel und Frau Walter beſtimmten unterdeſſen das künftige Loos der jungen Leute.

Doch eine Stunde nach der andern verging, und Konrad und Joſephine kamen nicht wieder zum Vorſchein. Der Abend dämmerte, ſie blieben aus.

„Das Ding macht mir Sorgen,“ hub Herr Marbel an, „die ſind vielleicht vor lauter Entzücken Todes verblichen.“ Herr Marbel nahm den Arm der Mutter; man ſuchte die Verſchwundenen. Kein Laut verrieth ſie. Endlich fand man ſie im dichten Gebüſch. Da ſtanden ſie, wie zwei Bildſäulen, unter einer doppelten, ſchlanken, dicht in einander verwachſenen Buche; beide die Arme um einander geſchlungen. Und ſie hörten die Tritte der Kommenden nicht. Erſt als Vater und Mutter ſie beide mit ihren Armen umſpannten, genaſen ſie vom Rauſch und kamen in die wirkliche Welt zurück.

„Gottlob, daß ihr noch Odem habt!“ rief Herr Marbel: — „Aber das gefällt mir nicht vom Cherub und

Digitized by Google

Seraf! Fort! morgen jage ich beide aus dem Paradieſe, denn ihr habt nun von der Frucht am Baum der Erkenntniß genaſcht, und gefunden, ihr ſeid zwei ganz natürliche Menſchen. Fortan ſollet ihr, wie eure Stammältern, euer Brod im Schweiß des Angeſichts eſſen; aber verſteht ſich, miteinander. Beide habt ihr, wie ich nun wohl merke, ein allmächtiges Loch im Aermel. Niemand heilt es, als der Herr Pfarrer!"

Beſchämt gingen die jungen Leute mit den geliebten Alten zurück. Folgendes Tages ließ Herr Marbel das Paar ehelich zuſammengeben, und vom Traualtar in den Reiſewagen ſteigen. "Mein Sohn," ſagte Herr Marbel, "du taugſt hier keine Viertelſtunde länger. Wir Alle reiſen übermorgen nach Alteck, und machen da unſere Einrichtungen fürs Leben. Du gehſt jetzt nach Leipzig, kaſſirſt mir die Gelder ein, laut dieſer Inſtruktion, und kömmſt ſpäteſtens in vierzehn Tagen nach Alteck zu uns. Joſephine mag dich auf der Reiſe begleiten, damit du nicht lange Weile haſt."

Und alſo geſchah es. Schon am zwölften Tage kam Konrad mit ſeiner jungen Frau nach Alteck, wo Vater Marbel, Frau Walter und bald das ganze Dorf ihnen jauchzend entgegen flog. Joſephine blühte, wie eine Roſe. Sie verſicherte, durch ihre erſte Liebe ſei ſie verklärt worden; aber es ſei wirklich *noch göttlicher*, wenn man *etwas menſchlicher* liebe.

Digitized by Google

# Tantchen Rosmarin.

oder

# Alles verkehrt.

## Tantchen.

Eine gute halbe Stunde vom Städtchen Waiblingen hatte die verwittwete Frau Oberſteuerräthin Rosmarin das Gut Nieder-Fahren an ſich gekauft, vermuthlich ihrem Bruder zu Gefallen, der im Dorfe Ober-Fahren als Pfarrer lebte. Das kam dem Herrn Pfarrer wohl zu ſtatten, denn er war, nach löblicher Weiſe chriſtlicher Seelenhirten, mit irdiſchen Gütern nicht allzuſehr geſegnet; hingegen ſeine Frau Schweſter galt mit Recht für eine der reichſten Gutsbeſitzerinnen zehn Stunden in der Runde; ihr verſtorbener Gemahl hatte eine ſchöne Hinterlaſſenſchaft zuſammengerathen und geſteuert. Der Herr Pfarrer war daher auch, wie billig, ein beinahe täglicher Haus- und Tiſchgenoſſe bei Tantchen Rosmarin, wie er ſeine Schweſter nannte.

Er nannte ſie aber ſo aus lieber Gewohnheit, weil er ſich viel mit Erziehung einer kleinen Nichte abgab, die bei der Frau Oberſteuerräthin lebte, Suschen hieß, und einmal Erbin alles Rosmariniſchen Vermögens werden ſollte. Weil Suschen ihre Mutterſchweſter nie anders, als Tantchen nannte, adoptirte der Herr Pfarrer ganz unvermerkt den Namen auch. Und weil es der Herr Pfarrer that, erlaubte es ſich der Herr Verwalter Säblein auch, doch

Digitized by Google

nie in Gegenwart der Frau Oberſteuerräthin, ſondern nur, wenn er von ihr ſprach. Aus ähnlichem Grund gewöhnten ſich auch Knechte und Mägde zu Nieder-Fahren, und zuletzt alle Bauern in Ober-Fahren an den Namen, ſo daß die Frau Oberſteuerräthin zuletzt Allerwelt-Tantchen ward.

In der That verdiente ſie dieſen Namen, denn ſie war mütterliche Freundin, Rathgeberin und Hülfe Aller, die in ihren Wirkungskreis kamen; war die beſte, wohlthätigſte Frau; hatte Nachſicht mit jedermanns Schwächen, wenn man nur auch ihre Schwächen ehrte. So überſah ſie gern die Sonderbarkeiten ihres geiſtlichen Bruders, welche er in der Zerſtreuung beging; hatte nichts gegen den Aufwand von Klugheit des Herrn Verwalters Säblein, der, um ein Sandkörnchen aus dem Wege zu räumen, immer Hebel und Winden anwenden wollte; nichts gegen Suschens Naivetät, die oft in bitterliche Verlegenheiten ſetzte: wenn man nur die beliebte Staats-, Wirthſchafts-, Rang- und Hausordnung in allen Theilen beobachtete.

Denn auf Ordnung hielt Tantchen. Alles hatte ſeine Zeit, ſeinen Ort, ſeinen Rang, ſeinen gebührenden Namen. In den Zimmern, auf den Möbeln durfte kein Stäubchen liegen; in der Küche mußte Alles die Zierlichkeit eines Boudoirs haben; Stubenfliegen wurden mit unerbittlicher Hauspolizei, wie Gauner, auf Leben und Tod verfolgt; kothiges Wetter galt als allgemeine Landplage; Morgen-, Mittags- und Abendgrüße waren im Ritual nach jedermanns Stand vorgeſchrieben; eben ſo die Art der Knixe und Verbeugungen, die gelegentlich zu machen waren. Tantchen ordnete im Haus- und Landwirthſchaftsweſen Alles ſelbſt. Sie war die Königin von Nieder-Fahren. Sie hörte jedermanns Rath, nachher that jeder mit ehrerbietigem Gehorſam, was ſie zu beſchließen für gut fand. Sie hatte keinen erklärten Günſtling, ausgenommen Suschen. Aber Suschen war auch Günſtling von Ober- und Nieder-Fahren, und würde es für alle Welt geworden

ſein, wenn alle Welt in Ober= und Nieder=Fahren beiſammen gelebt hätte. Denn Suschen war ein liebliches Kind, und zwar ein Kind von ſiebenzehn bis achtzehn Jahren, ſchön gebaut, ſchwarzen Haars, blauen Auges — kurz, wozu bedarf es hier eines Signalements? — ungefähr ſo, wie hübſche Mädchen im Alter von achtzehn Jahren zu ſein pflegen.

Tantchen hätte nun allerdings wohl vermuthen dürfen, daß mit einem ſolchen Kinde im Hauſe die eiſenfeſteſte Hausordnung früher oder ſpäter gebrochen werden könnte; daß im Hauſe kein gefährlicherer Gaſt wohnen könnte, als ein Mädchen, welches mit unſchuldigen Augen jeden zu fragen ſcheint, ob es nicht, außer alltäglichen Hausangelegenheiten, noch irgend andere Angelegenheiten gibt? — Allein Tantchen, im blinden Vertrauen auf eigene Weisheit, dachte daran nicht, und hätte eher an Umwälzung des ganzen Weltalls, als an Störung ihrer Lebens= und Gewohnheitsordnungen geglaubt.

Aber am Ende mußte ſie doch daran glauben, wie aus folgender Erzählung der außerordentlichſten Begebenheiten erhellt, die ſich jemals zugetragen haben mögen, und daher für Welt und Nachwelt aufbewahrt zu werden verdienen.

---

## Der Brief.

Es war ein warmer Maitag, als der Herr Pfarrer ins Zimmer trat, mit ſeinem bräuchlichen Gruß: „Guten Tag Tantchen, guten Tag Suschen!“

Die Tante nickte freundlich; Suschen, das neben ihr auf dem Sofa ſaß und einen weißen Strumpf ſtrickte, machte einen kurzen vertraulichen Knix, und ſagte: „votre servante, Onkelchen.“

„Aber, lieber Himmel, in welchem Aufzuge erſcheinſt du einmal wieder, Herr Pfarrer?“ ſagte Tantchen Rosmarin.

„Wie ſo?“ fragte der Herr Pfarrer, der in allen Taſchen nach dem Schnupftuch ſuchte, um ſich den Schweiß abzutrocknen.

„Vermuthlich haſt du,“ ſagte die Tante, „die Perrücke in der Taſche, weil du das Schnupftuch über dem Kopf haſt.“

„Ueber dem Kopf?“ rief der Pfarrer verwundert und griff dahin, und fand es. „Item, Tantchen, du magſt wohl Recht haben; denn es iſt ein heißer, heißer Tag; meine Azel brannte, die Sonne brannte; ich kam aus der Stadt, da legte ich, mein Haupt zu kühlen, die Perrücke ab, das Tuch über, und mich hinter ein Kornfeld.“

Er fing von neuem an zu ſuchen, wäyrend Suschen ihm einen Platz auf dem Sofa einräumte, und hinausging, dem Onkel einen Kühltrank von Waſſer und Himbeerſyrup zu holen.

„Was ſuchſt du denn, Herr Pfarrer?“ fragte die Tante.

„Wenn mir recht iſt, habe ich für dich einen Brief aus der Stadt mitgebracht; aber wo er hingekommen, weiß ich nicht. Ich glaube, er iſt vom Herrn Bürgermeiſter. Suchet, ſo werdet ihr finden.“

„Aber, Herr Pfarrer, vor allen Dingen, ſetze die Perrücke auf — es iſt höchſt unſchicklich. Du gibſt der ganzen Gemeinde Aergerniß im Kahlkopf.“

„Ich will nicht hoffen. In dem Fall wird es noch Bären geben, die mir gehorchen, wie dem Prophet Eliſa, und die böſen Buben verſchlingen, die mich necken möchten, wie ihn. — Aber ad vocem Perrücke, Tantchen, wo haſt du ſie?“

„Wo ich ſie habe? Du haſt mir keine gegeben. Haſt du ſie unterwegs verloren?“

„Was Gott verhüte, es war meine neueſte Perrücke. Nein, du haſt Recht, Tantchen, ſie liegt noch ſauber im Graſe, neben dem Brief des Herrn Bürgermeiſters, und

Digitized by Google

zwar, wo ich ſelbſt vor einer Viertelſtunde lag, im Schatten des Korns.“

Tantchen griff zur Klingel. Die Magd erſchien; der Herr Verwalter ward herbeigerufen, und ihm befohlen, die Perrücke ſuchen zu laſſen, nebſt dem Brief — Alles ſo geſchwind als möglich. Die Tante war eben ſo ungeduldig, die Blöße des Herrn Pfarrers zu bedecken, als den Brief des Herrn Bürgermeiſters zu leſen. Nachdem Herr Säblein ſich umſtändlich die Figur der Perrücke und Format und Farbe nebſt Adreſſe des Briefs hatte beſchreiben laſſen, ſandte er ſogleich zwei Stallknechte, vier Dreſcher und einen Küher auf alle Fahr= und Fuß=, Reben= und Schleichwege, die zwiſchen Nieder=Fahren und Waiblingen anzutreffen ſind. Er ſelbſt faßte auf der Höhe des Windmühlenhügels Poſto, und rekognoszirte ſeine Leute mit dem Fernrohr. Bei ſo guten Anſtalten konnte es nicht fehlen. Binnen einer halben Stunde kamen die ſieben Boten ins Herrſchaftshaus zurück, an ihrer Spitze die Perrücke, der Brief und der Herr Verwalter.

Der Brief war richtig vom Herrn Bürgermeiſter, und noch dazu eigenhändig geſchrieben. Er enthielt nichts Geringeres, als eine förmliche vorläufige Einladung der Frau Oberſteuerräthin, ſammt Herrn Bruder, Demoiſelle Suschen und Herrn Verwalter Säblein, der Hochzeit von der älteſten Tochter des Herrn Bürgermeiſters beizuwohnen. Die Hochzeit ſollte in ſechs Wochen gefeiert und die Einladung durch das Brautpaar mündlich erneuert werden.

## Kleine Verlegenheiten.

Tantchen fand ſich durch die Aufmerkſamkeit des Herrn Bürgermeiſters ſehr geſchmeichelt, mit welchem ſie nur in entfernten Verhältniſſen ſtand. Auch die Beobachtung der ſchicklichen Formen hatte ihr das Herz gewonnen. Mit dem allen waren noch nicht geſammte Schwierigkeiten gehoben. Darüber mußte Familienrath gehalten werden.

Digitized by Google

Die Tante nämlich fand es ſehr bedenklich, Suschen auf irgend eine Weiſe mit den jungen Herren von Waiblingen in einige nähere Verbindung zu bringen. Denn erſtens war Suschen über ſiebenzehn Jahre alt, worin die Kleine zwar gar nichts Anſtößiges ſah, aber die ſorgſame Tante deſto mehr. Zweitens war Suschen ſo ſchön, wie nur jemals eine Suſanne, ſelbſt jene im alten Teſtament nicht ausgenommen, geweſen ſein mochte. Drittens hatte ſie ein beträchtliches Vermögen zu hoffen, und Tante dachte ihren Liebling nicht ſo gar wohlfeilen Kaufs dem erſten beſten hinzugeben. Viertens war Suschen im höchſten Grade unerfahren, ob es ihr gleich nicht an löblicher Neu- und Wißbegier mangelte. — Zu dieſem allen paßten die jungen Herren von Waiblingen ſehr übel, denn erſtens waren viele derſelben recht hübſch, was durchaus nichts taugt; zweitens waren ſie alle Freunde von Komödien und Romanen, ſie hatten ein eigenes Liebhabertheater, und in Waiblingen nährten ſich zwei Buchbinder mit Leih- und Leſebibliotheken — ein ſchlimmes Zeichen unſerer Zeit! Drittens hätte man ihnen wohl ihre artige Figur und ihre Romanenleſerei verzeihen können, aber die wenigſten hatten ein Vermögen, welches ſich gegen die Rosmariniſchen Güter auf die Wagſchale legen, oder einen Rang, der ſich mit dem Oberſteuerrathtitel vergleichen ließ. Denn ſelbſt ein Bürgermeiſter von Waiblingen — lieber Himmel! — wie wenig wollte das ſagen; und alle übrigen Honoratioren, kleine Kaufleute, Krämer, Rathsherren, vermögliche Handwerker, Zollinſpektoren, Sekretärs, Advokaten ſtanden noch im Range dem Herrn Bürgermeiſter nach.

So erwog es Tantchen in der Stille ihres Herzens, und dieſem zufolge hatte ſie jederzeit ihre Maßregeln gegen die elegante Welt von Waiblingen genommen. Suschen kam ſelten dahin, und ſelten kam junger Beſuch von da herüber nach Nieder-Fahren.

Nach langen Ueberlegungen ward endlich im Familienrath, dem auch der Herr Verwalter beigeordnet worden,

Digitized by Google

beſchloſſen, zwar die bürgermeiſterliche Hochzeit zu beſuchen, allein nicht ohne die größte Vorſicht ſollte es geſchehen.

Vor allen Dingen ward es der Tante überlaſſen, Suschen auf die Gefahren des Herzens aufmerkſam zu machen, und auf die Klippen hinzudeuten, an welchen die Unſchuld leicht zu ſcheitern pflegt. Denn ſoviel blieb ausgemacht, Suschen war in dem Alter, wo Schiffbruch möglich iſt; und in einem Alter, wo man nicht mehr mit der Katze und Puppe ſpielen will. Das gute Kind mußte alſo über allerlei Dinge belehrt werden, von welchen es bisher noch nichts geargwohnt hatte. Ohnehin, wenn es nicht Nonne werden ſollte, mußte es ſich in der Welt zeigen, um geſehen zu werden. Das fühlte Tantchen ſo gut wie jede Mutter, welche eine erwachſene Tochter wegzugeben hat, und endlich wegzugeben wünſchen muß.

Von der andern Seite ſollte es auch der Herr Pfarrer nicht an geiſtlichem Zuſpruch fehlen laſſen. Der Herr Verwalter, welcher in ſeinen jungen Jahren ein guter Tänzer geweſen ſein wollte, jetzt war er leider ein ſechsundfünfzigjähriger Junggeſell, verſprach Suschens Tanzlektionen zu erneuern. Bei der Hochzeit ſelbſt verhießen alle Drei ihr Beſtes zu thun, daß das Mädchen beſtändig beobachtet und gehütet werde.

---

## Vorübungen zur Hochzeit.

Daß nun Schneider, Schuſter, Putzmacherinnen u. ſ. w. in Bewegung und Nahrung geſetzt wurden, verſteht ſich von ſelbſt. Tantchen wollte unter den Waiblingern ſtandesgemäß erſcheinen, und, allerdings auch der kleine Stolz war ihr zu verzeihen, durch Suschens Schönheit glänzen.

Suschen freute ſich über die feſtlichen Zurüſtungen von Herzen — dergleichen war ihr lange nicht begegnet. Sie hielt ihren Tanzmeiſter gut in Athem, und bedauerte nur, daß ſeine ſechsundfünfzigjährigen Füße nicht ſo beweglich, wie ihre ſiebenzehnjährigen waren. Freude und Natur

Digitized by Google

lehrten ſie tanzen; Herr Säblein aber nahm das getroſt auf ſeine Rechnung. Ihm ſelbſt gefiel es gar wohl, ſich in die edle, halbvergeſſene Kunſt einzuüben, da er, laut Beſchluß des Familienraths, auf der Hochzeit ausſchließlich Suschens Tänzer ſein ſollte.

Leider ward aus dem Letztern nichts, und zwar aus folgender Urſache. Den Tag vor dem Feſt wurden alle Tänze zum letzten Mal wiederholt. Da der Herr Pfarrer und die Tante nun ſelbſt Augenzeugen von Suschens Fortſchritten ſein wollten, griff ſich Herr Säblein ſchon, ehe die Zuſchauer kamen, über die Maßen an, wenigſtens nicht ſchlechter zu tanzen, als ſeine gewandtere Schülerin. Sie ſchwebte luftig umher, wie ein Schmetterling; und machte in der Wonne manchen Satz, der nicht minder ſchön, wenn gleich außer der Regel war. Herr Säblein voller Entzücken bedachte ſich nicht lange, und — vor Zeiten konnte er Entrechats machen — wollte den Gipfel ſeiner Kunſt zeigen. Er brachte ſeinen Kreuzſprung an; der erſte mißlang halb, und der zweite ganz. Seine langen, dünngeſchnitzelten Beine, die ihm ſonſt nicht zum Vorwurf gediehen, verwirrten ſich nämlich ſo widernatürlich in einander, daß bei der fortdauernden Bewegſamkeit des Rumpfes ein unerwartetes Unglück nothwendig erfolgen mußte. Er fiel auf die untanzmeiſterlichſte Weiſe zu Boden; und, wie eine ſtürzende Tanne alles blühende Geſträuch umher, riß er auch Suschen, die ihn noch immer dabei umgaukelnde Silfide, nieder.

Da der Herr Pfarrer, welcher eben draußen im Begriff war, die Thüre zu öffnen, den Fall hörte, von welchem ſelbſt die Grundfeſten des Hauſes erbebten, trat er eilfertig herein. Theils dieſe Eilfertigkeit, theils eine dem Herrn Pfarrer angeborne Kurzſichtigkeit, an die er ſich in der Zerſtreuung nicht immer erinnerte, wurden Veranlaſſung eines zweiten Uebels. Er trat dem Tanzmeiſter aufs Bein, der es dann mit ſehr verzeihlichem Ungeſtüm ſchnell an ſich riß, und damit dem Herrn Pfarrer alle Haltung

raubte. Ehe dieſer noch um Verzeihung bitten konnte, lag er neben den Andern. Während nun ſeine weißgepuderte Perrücke durch den lebhaften Kopfſchwung weithin unter das Sofa flog, gebehrdeten ſich ſeine kurzen Beine wunderſeltſam, und kehrten die Sohlen gen Himmel, als riefen ſie deſſen Hülfe an.

Der ganze Auftritt, oder beſſer, die ganze Auflage war kurz. Der Pfarrer raffte ſich zuerſt empor, und weil er Suschens ſchneeweiße, faltenreiche Haube für ſeine entſprungene Perrücke hielt, zog er ſie ohne anders an ſich, und bedeckte damit ſchnell ſein Haupt, weil er die Frau Oberſteuerräthin an der Thür hörte. Suschen war ebenfalls auf den Beinen, ehe Tantchen eintrat. Hingegen Herr Säblein ſaß auf dem Boden und ſchnitt verzweifelte Geſichter, denn er hatte ſich die Hüfte gequetſcht.

„Ei du guter Himmel!“ rief Tantchen Rosmarin, und ſchlug die Hände zuſammen, indem ſie bald das Schmerzensgeſicht ihres Verwalters, bald den Kopf ihres Bruders in der Weiberhaube betrachtete: „Spielt Ihr Komödien? Vergeſſet Ihr allen Anſtand? Iſt das Lebensart? Und beſonders du, Herr Pfarrer . . .“

„Und warum denn ich beſonders?“ fragte er ganz ernſthaft und beinahe empfindlich, denn er liebte die Strafpredigten ſeiner Schweſter nicht ſehr.

Suschen gewann jetzt das Wort, und ſtellte ſchnell den Frieden her, indem ſie der betroffenen Tante jede Aufklärung über das Räthſel gab, und ihre Haube gegen die Perrücke lachend eintauſchte.

Dies an ſich unwichtig ſcheinende Ereigniß war der erſte Grund zu allem nachfolgenden Unglück. Denn Herr Säblein blieb viele Tage hinkend, und konnte nun an der Hochzeit nicht tanzen.

Digitized by Google

## Warnungen.

Suschen war am Hochzeitsmorgen mit der Sonne auf. Sie konnte vor Freuden nicht ſchlafen. Tantchen Rosmarin war ebenfalls mit der Sonne auf; ſie konnte vor Kummer nicht ſchlafen. Da es nun nicht zu hindern war, daß Suschen mit allen ſüßen Herren von Waiblingen tanzte, wollte ſie des Mädchens unverwahrtes Herz wenigſtens durch neue Ermahnungen gegen alle Verſuchungen der Liebe, oder wie ſie es zuweilen im chriſtlichen Eifer hieß, des Satans, ſtärken.

„Du biſt nun ſiebenzehn Jahre alt, liebes Suschen!“ ſagte ſie.

— Um Verzeihung, Tantchen, ſiebenzehn Jahre, ſieben Monat.

„Deſto ſchlimmer.“

— Wie ſo?

„Ei nun, weil du in dem Alter biſt, da du heirathen könnteſt.“

— Ach, das wäre doch kein ſo großes Uebel. Sie haben mir ja geſagt, daß Sie auch einmal verheirathet waren; und meine Mutter ſelig iſt's auch geweſen. Und wiſſen Sie nicht, es geht ja in Waiblingen und Ober-Jahren keine Woche ohne Hochzeit vorbei.

„Alles recht.“

— Und gewiß, Tantchen, gewiß, es iſt damit etwas ſehr Eigenes. Wiſſen Sie noch, wie ſich unſere Liſette darauf gefreut hat? Wie ihr jetziger Mann, der junge Förſter von Steinfelden, ihr immer nachſchlich? Wie lieb ſich die beiden hatten, wie ſie . . .

„Suschen, du biſt noch immer Kind. Höre mich. Du biſt jung, biſt nicht unanſehnlich, von guter Familie, dein Vater war Juſtizrath; du haſt Vermögen, eigenes und vielleicht ſonſt noch zu erwartendes. An Liebhabern wird's nicht fehlen. Man wird dir Artigkeiten in Menge ſagen. Man wird ſuchen, ſich in deine Gunſt einzuſchleichen, und

vielleicht der ſchlechteſte, ärmſte Schlucker kann dir, bei deiner Unerfahrenheit, am beſten gefallen. Gerade heut, an der Hochzeit in Waiblingen, wird man deinem Herzen vielleicht Netze ſtellen. Ich ermahne dich alſo, ſei vorſichtig. Traue niemandem von den jungen Herren, ſo ſchön er auch thue.«

— Und warum muß ich nicht trauen?

»Weil ſie Schmeichler, Lügner ſind, einer wie der andere, die darauf ausgehen, einem unſchuldigen Mädchen den Kopf zu verrücken.«

— Aber wie können ſie das? Mir ſoll keiner das Köpfchen verrücken, wenn ich nicht Luſt habe, mir's verrücken zu laſſen.

»Ich fürchte, du haſt nur zu große Luſt!«

— Daß ich nicht wüßte.

»Wann man dir zehnmal in einem Athem ſagt, du ſeieſt liebenswürdig, bezaubernd, und wie die heutigen Modeausdrücke ſind.«

— Die Modeausdrücke ſind wenigſtens ſehr artig. Finden Sie denn das nicht, Tantchen?«

»Wenn man dir ſchwört, man liebe dich, man könne ohne dich nicht leben.«

— Ach, das fällt keinem ein.

»Und wenn es jemandem einfiele, würdeſt du denn das glauben?«

— Wenn er's mit einem Eid beſchwören würde, Tantchen?

»Aber, Kind, es iſt Keinem Ernſt damit. Die jungen Leute ſchwören dir alles, und machen ſich hintennach über deine alberne Leichtgläubigkeit luſtig. Verlaſſe dich darauf, wer dir Schmeicheleien ſagt, hat den Vorſatz, dich auszulachen.«

— Was hätten die Narren davon, wenn ſie es thäten?

»Ihren Spaß, nichts als Spaß. So ſind ſie nun einmal!«

— Alle?

Digitized by Google

„Wie manches Mädchen iſt durch Leichtgläubigkeit ſchon unglücklich geworden! Wie manche, die ihren Schmeichler aufrichtig liebte, verlor darüber Ruhe, Ehre, Frieden — oft die Unſchuld ſogar.“

— Sogar die Unſchuld? Wie iſt das mit der Unſchuld, Tantchen?

„Mit der Unſchuld?“

— Ja!

„Du verſtehſt das noch nicht, und ſo etwas läßt ſich nicht da gleich erklären.“

— Ich begreife es wohl, die Sache muß ſchwierig ſein, denn der Onkel Pfarrer wußte vorhin auch nicht recht, was Unſchuld war, als er ſie mir erklären wollte. Zerbrechen wir uns nicht den Kopf damit.

„Vor allen Dingen, Suschen, folge mir mit Gehorſam. Hüte dich vor Schmeicheleien der Männer — hüte dich, einem von ihnen den Vorzug zu geben; halte alle von dir in ehrfurchtsvoller Entfernung; und wagt es einer von ihnen, dir das leiſeſte Wort von Anbetung, Liebe oder dergleichen Larifari zu ſagen, auf der Stelle wende ihm verächtlich den Rücken. Du biſt viel zu gut für einen Waiblinger.“

— Aber, Tantchen, wenn es kein Waiblinger wäre...

„Wenn es Zeit iſt, werde ich dir ſchon einen Mann geben. Ich werde ihn ſo wählen, daß du mich noch einſt über meinem Grabe ſegnen ſollſt. Darauf verlaſſe dich. Verſprichſt du mir dagegen, gehorſam zu ſein?“

— Ach, Tantchen, Sie wiſſen es ja, ich bin es immer, ohne Verſprechen.

„Nun denn, ich werde dein Betragen auf der Hochzeit ſcharf beobachten.“

## Die Hochzeit.

Tantchen Rosmarin glaubte alles wohlgethan zu haben, und beruhigte ſich. Wie täuſchen ſich doch die Menſchen

Digitized by Google

gern! Tantchen wußte aus alten Erfahrungen ſehr gut, daß Natur und Liebe ihre Rechte fordern, allen Warnungen und Lehren zum Trotz, und doch bildete es ſich ein, mit Suschen müſſe es anders ſein, als mit den übrigen Mädchen; nicht weil Suschen aus anderm Teig gemacht, ſondern weil es von Tantchen Rosmarin erzogen und gebildet worden wäre.

Man ſetzte ſich alſo in den Wagen, und fuhr, Jäger und Gärtner in neuen Livreen hinten auf, ſtattlich geſchmückt'gen Waiblingen zur Hochzeit.

Die Frau Oberſteuerräthin ward mit großem Zeremoniel empfangen, und alle ihre Angehörigen mit ſo vielen Höflichkeiten überhäuft, daß ſie im höchſten Vergnügen ſchwamm, und ſelbſt ihrem Vorſatz treulos ward, beſtändig an Suschen Seite zu ſein. Der Herr Pfarrer fand einige geſprächige Kollegen, und Herr Säblein hinkte mit den Rathsherren herum. Suschen, anfangs gar blöde, ward in dem Kreiſe blühender Jungfrauen, der ſie umringte, bald munterer und zuletzt ſo vertraulich, als hätte ſie die Bekanntſchaft ſeit Jahren gemacht.

Als man endlich, nach glücklich überſtandener Mahlzeit, zum Tanz kam, und Suschen nun bald in die Arme dieſes, bald jenes Jünglings flog, und mit ihm in den Wellen der Töne durch die glänzenden Reihen der Tanzenden hinſchwamm, da löſete ſich ihr ganzes Leben in Seligkeit auf. Suschen war ſchön; das Entzücken machte ſie noch ſchöner. Die beſten Tänzer drängten ſich um ſie, und dieſe Aufmerkſamkeit war ihr ſchmeichelhafter, als alles Süße, was ihr die begeiſterten Herren vorſagten. Sie lebte nur für Tanz und Freude; o wie anders war's im Arm dieſer Jünglinge, als an den Händen des zimperlichen Herrn Verwalters. Das nenne ich mir doch Tanz! ſagte ſie ſich ſelbſt leiſe, ſo oft ſie erſchöpft zu ihrem Sitz zurückgeführt ward.

So kam die Nacht. Tantchen Rosmarin hatte ſich zwar feſt vorgenommen, noch vor völliger Dunkelheit nach

Digitized by Google

Nieder-Fahren zurückzukehren; aber ſie vergaß es über dem Weihrauch, der ihr von allen Seiten, theils wegen ihrer eigenen werthen Perſon, theils wegen Suschens Liebenswürdigkeit, geopfert ward. Mit der Süßigkeit des Weihrauchs vereinten ſich noch die Schrecken eines ſchweren Gewitters, welches von Weſten flammend daherzog. Tantchen Rosmarin konnte von Hauſe aus die Gewitter nicht leiden, und der Sommer war ihr, nur dieſes Krachens wegen, die unangenehmſte Jahreszeit.

Sie blieb alſo, wiewohl des Wetters willen mit einiger Unruhe, am Spieltiſch, wo der Herr Verwalter und der Herr Pfarrer mit ihr Parthie machten, nebſt dem Herrn Bürgermeiſter. Und das war ſchlimm!

## Erſtes Unglück.

Suschen war mit dem Gewitter herzlich zufrieden. Sie wünſchte, es möchten ſich alle Gewitter der Welt um Waiblingen verſammeln, und die ganze Nacht zum Tanz donnern; deſto ſicherer war ſie, den Becher des ihr ſelten gewährten Vergnügens bis auf die Hefen leeren zu können.

Wein, Muſik, Tanz und Freude hatten ihr ganzes Weſen verwandelt. Ihre Wangen glühten, ihre dunkeln Augen glänzten ſtrahlend, ihr Buſen flog mit Ungeſtüm. Und hätte ein junger Herr von Waiblingen ihr auch Liebe geſchworen — das einzige, wovor ſie ſich, wegen Tantchens Warnungen, am meiſten fürchtete —, ſie hätte es in dem Himmel, worin ſie jetzt athmete, verziehen. Zum Glück ſagte ihr kein Menſch etwas von Liebe; aber keiner tanzte mit ihr, der ihr nicht getreulich meldete, daß ſie ein Engel, eine Göttin ſei, was ſie denn freilich nicht glauben wollte, aber doch nicht übel nahm. Zwiſchen Anglaiſen und Allemanden fehlte es nicht an zärtlichen Händedrücken; in den Menuetten nicht an Seufzern und vielſagenden ſchmachtenden Blicken, die ihrer Schönheit huldigten; und in den Walzern drückte ſie mancher Arm kräf-

Digitized by Google

tiger an eine hochſchlagende Bruſt, als ſonſt wohl des Herrn Verwalters Arm zu thun pflegte.

Unglücklicher Weiſe, da ſie Durſt fühlte, präſentirte man ihr Punſch. Sie nahm davon und tanzte fort. Aber nun fing ſich alles an mit ihr zu drehen. Sie glaubte ſich ſchwindlicht, und lachte darüber. Allein bald ward ihr bei den heftigen Wallungen des Geblüts nicht wohl. Sie klagte es ihrem Tänzer, einem jungen Mann, der ſie mit der größten Artigkeit an ſeinem Arm vom Saal hinwegführte, um ſie friſche Luft ſchöpfen zu laſſen. Aus Furcht, daß ſie ſich nicht erkälte, denn ſie war zu ſehr erhitzt, brachte er ſie in das erſte beſte Zimmer, welches er offen fand, und wo eine vergeſſene Kerze trübe zur Neige niederbrannte.

Suschen ſank erſchöpft und halb ohnmächtig auf ein altes Ruhebett, und hatte kaum Luft. Ihr Begleiter, in größter Verlegenheit, beſchwor ſie, ſich aufzuſchnüren, während er nach einem Glaſe friſchen Waſſers eilen wolle. In der Angſt vergaß er aber das Waſſer, und verließ ſeine erſchöpfte Tänzerin nicht, die ſich bei ihrer Ermattung nicht allein zu helfen vermochte.

Der Himmel donnerte; vom Tanzſaal herüber ſcholl die rauſchende Muſik dazwiſchen. Suschen und ihr Arzt merkten weder auf himmliſche noch irdiſche Muſik. Niemand vermißte die beiden, denn Alles ſchwärmte ſeinen Freuden nach. Erſt nach einer vollen Stunde hielten ſie für rathſam, ſich zu den Tänzern zurück zu begeben.

Suschen war geheilt von der Unpäßlichkeit; ſie miſchte ſich wieder unter die Fröhlichen. Ihr ganzes Weſen war Gluth und Verklärung. Ein Tänzer nahm ſie dem andern ab. Ihr Arzt verlor ſich in der Menge der Andern; ſie konnte ihm nur nicht einmal danken für die gehabte Mühe.

Endlich fiel ihr doch ein, auch nach Tantchen Rosmarin zu ſehen. Sie ging ermattet vom Tanzſaal in die Spielzimmer, und kam eben dazu, als hier ſich um Tantchens Tiſch ein Lärmen der ungewöhnlichſten Art erhob.

Digitized by Google

## Zweites Unglück.

Tantchen Rosmarin war bisher im Spiel ſehr glücklich, hingegen der Herr Bürgermeiſter ſehr unglücklich geweſen, Aber Fortuna wandte ſich plötzlich von ihr. Deſto eifriger ſuchte ſie die allzuweibliche Göttin zurückzuführen. Darüber ward denn Suschen vergeſſen. Der Herzbube in den Karten ſtiftete alles mögliche Unheil; hätte Suschen die Nacht durch mit ganz Waiblingeu getanzt, Tantchen würde nicht darauf geachtet haben. Und das war ſchlimm!

Das Schlimmſte für den Augenblick kam noch. Tantchen meinte den Herzbuben zu haben und auszuſpielen; der Herr Pfarrer behauptete hingegen, er ſei aus ſeiner Hand gekommen. In der Hitze des Wortwechſels bemerkte er nicht, daß er mit dem hochgewölbten Toupé ſeiner Perrücke erſt dem Lichte, dann mit dem Brande auf dem Kopf der prächtigen, neuen Staatshaube der Frau Oberſteuerräthin viel zu nahe gerieth. — Urplötzlich ſchwebten feurige Zungen über Beider Häupter.

Einen Augenblick lang war Alles ſtarr vor Schrecken, und man ließ lodern, was lodern wollte. Dann aber griff Tantchen Rosmarin verzweiflungsvoll in die Haube, riß ſie ab, und ſchleuderte ſie unvorſichtig ſeitwärts. Ein abbrennendes Band fiel in die Wolkenperrücke des Herrn Bürgermeiſters und verbreitete die Feuersbrunſt auf eine entſetzliche Weiſe. Da Herr Säblein, als vierter Mann am Tiſch, drei Köpfe brennen ſah, ſtand er klüglich auf, faltete die Hände über ſeinen Kopf, um ihn vor gleichem Schickſal zu bewahren, und hinkte mit großer Eile davon. Der Herr Pfarrer bemerkte das eigene Unglück nicht eher, bis ihm die feurigen Haarlocken dampfend auf die Karten fielen. Er betrachtete ſie verwunderungsvoll wie eine unerhörte Naturerſcheinung, und ſah nach der Zimmerdecke, um den Urſprung des Feuerregens zu ſuchen. — Unterdeſſen war man mit Entſetzen von allen andern Spieltiſchen aufgeſprungen, den Brandbeſchädigten

Digitized by Google

zu Hülfe zu eilen, oder zuzuſchauen. Keiner konnte das Räthſel löſen, wie drei Menſchenköpfe gleiches Augenblicks in ſolchem Grade entzündet werden konnten.

Unter dieſem Lärmen war auch Suschen herbeigekommen. Sie fand nur noch Ruinen von einer zierlichen Staatshaube und zwei geweſenen Perrücken. Jeder klagte über ſeinen Schaden; Suschen klagte am wenigſten, und ſie hatte doch den größten Schaden erlitten.

---

## Nachwehen.

Als man folgendes Tags in Nieder-Fahren Freuden und Leiden ausgeſchlafen hatte, bemerkte Tantchen, man möchte faſt die großen Geſellſchaften verwünſchen, denn ſelten ſei ſie in einer geweſen, worin nicht irgend etwas Unſchickliches begegnet wäre. Suschen hingegen läugnete gar nicht, ſie ſei himmliſch vergnügt geweſen, und möchte alle Tage zur Hochzeit gehen.

Nach einigen Wocheen hatte man in Nieder-Fahren die Hochzeit vergeſſen; nur Suschen träumte noch ſchlafend und wachend davon. Sie war ſo heiter, wie ſonſt, aber doch, ſeit der Hochzeit, verſank ſie oft plötzlich in ſtille Träumerei bei ihrer Arbeit, dann ließ ſie das Strickzeug vor ſich auf den Schoos hinſinken, und dachte — wer weiß, an was?

Tantchen Rosmarin hatte ein ſcharfes Auge; das ſtille Sinnen ihrer Nichte war ihr fremd. Argwöhniſch beobachtete ſie ſie erſt manchen Tag; dann brachte ſie das Geſpräch auf dieſen und jenen jungen Herrn von Waiblingen, auf dieſen und jenen Tänzer; Suschen antwortete mit unbefangener Heiterkeit. Die Tante erfuhr endlich, daß Suschen an allen Tänzern Wohlgefallen gefunden, aber an keinem ein beſonderes. Damit war Tantchen ſchon zufrieden, denn ſie wußte, Suschen konnte ſich nicht verſtellen.

Digitized by Google

Allein nach einigen Monaten fing Suschen an zu kränkeln; da waren Uebelkeiten und Zahnweh, und das arme Kind war ſo traurig bis zum lauten Weinen, und es wußte doch nicht worüber.

Tantchen Rosmarin ſuchte ihren Liebling durch allerlei ergötzliche Geſpräche aufzuheitern, und da kam denn natürlich auch die Rede zuweilen auf Suschens künftigen Brautſtand. Es ſcheint, der Gedanke daran habe für junge Mädchen etwas Ergötzliches.

Suschen hörte gern und andächtig zu, wenn Tantchen Rosmarin mit vieler Beredſamkeit den Himmel des ehelichen Lebens pries. Erſt den Brautſtand, dann die Flitterwochen der Ehe, dann die Freuden und Leiden an einer Wiege, zuletzt die Hoheit der ſchwiegermütterlichen Würde, endlich das großmütterliche Leben in den Tändeleien der Enkel und Enkelinnen.

„O Tantchen,“ rief die Kleine, „am meiſten freut mich Leiden und Freuden an der Wiege. Wie ſchön iſt's, Mutter ſein, und ſo ein liebes Weſen, einen Engel ohne Flügel, auf dem Arm zu haben. Hätte ich's auch ſchon!“

„Behüte, alles in Ordnung!“ rief die Tante: „Erſt Verlobung, dann Hochzeit, dann erſt Kindtaufe — es geht bis dahin noch manches Jahr!“

„Noch manches Jahr!“ ſeufzte Suschen ſtill, und ſenkte das Köpfchen tief aufs Buſentuch hinab.

„Erſt muß dein Bräutigam vorhanden ſein.“

„Aber, Tantchen, Sie wollen mir ihn ja verſchaffen. Sie haben mir's verſprochen. Halten Sie nun bald Wort.“

„Alſo haſt du noch nicht gewählt, Suschen? Gefiel dir denn Niemand vorzüglich in Waiblingen?“

„Das haben Sie ſchon ſo oft gefragt. Geben Sie mir, wen Sie wollen; nur — hübſch muß er doch ſein.“

„Wir wollen dafür ſchon ſorgen, Suschen. Dir kann's nicht fehlen.“

Die Tante gefiel ſich in ſolchen Geſprächen ſelbſt viel zu wohl, als daß ſie dieſelben nicht oft hätte erneuern

ſollen. Für ihre Geſchäftigkeit öffnete ſich da ein neues, unabſehbares Feld, auf dem ſie eine wichtigere Rolle, als die wegzugebende Braut ſelbſt ſpielen konnte. Sie ſann alſo im vollem Ernſt herum, wer der Würdigſte für Suschen und der Behaglichſte für Tantchen ſein könnte. Aber ehe noch die Wahl ins Reine kam — denn dazu mußten durch weitläufigen Briefwechſel vielerlei Erkundigungen eingezogen werden — änderte ſich plötzlich Alles. Suschen war auf dem Wege, Mutter ohne Bräutigam zu werden.

## Alles verkehrt.

Man hatte nämlich doch für gut gehalten, den Arzt aus der Stadt kommen zu laſſen, weil Suschens Geſundheitsumſtände immer bedenklicher zu werden ſchienen. Das Geſicht des lieben Mädchens hatte das ſchöne Roſenroth faſt ganz verloren.

Der Herr Doktor von Waiblingen rieth lange hin und her, und konnte die Krankheit nicht errathen. Nach einigen Monaten aber trat er mit zuverſichtlicher Miene zu Tantchen Rosmarin, und ſagte: „Es iſt bei mir außer Zweifel, Mademoiſelle befinden ſich in guter Hoffnung der Mutterfreuden.“

Tante Rosmarin gerieth bei dieſer Erklärung ſo außer ſich, daß ſie im erſten Augenblick nicht wußte, ob in Ohnmacht fallen, oder dem Doktor für ſeine Unverſchämtheit eine Maulſchelle geben, oder über ſeine Albernheit laut auf lachen. Es geſchah von allen dreien nichts. Sie blieb mit erhobener Hand, mit offenem Mund und ſtarrem Auge vor dem wunderlichen Manne ſtehen — faßte ſich dann kurz, und verabſchiedete ihn ein- für allemal mit der höflichſten Grobheit.

Der Doktor, ein wackerer, geſetzter Mann, der wohl wußte, man müſſe bei einer Frau auf ein Wort zuviel nicht zu vielen Werth legen, bat ſie, ehe ſie ihn verdamme,

vorher mit Mademoiſelle Suschen ein ernſtes Wort zu reden; er wolle folgenden Tags wieder vorfahren.

Das ernſte Wort mußte alſo geſprochen werden.

„Weißt du, was der närriſche Doktor von dir behauptet?“ fragte ſie in der einſamen Abendſtunde ihre Nichte.

„Kein Wort!“ erwiederte Suschen.

„Du werdeſt Mutter werden.“

„Wirklich?“

„Nicht ſo, Suschen, der Menſch iſt ein Narr?“

„Ei nun, Tantchen, es iſt mir doch beinahe ſelbſt ſo vorgekommen. Doch wußte ich's nicht gewiß. Wenn er es aber ſagt — —“

„Poſſen! ich würde mir eher träumen laſſen, der Himmel falle ein. Wie ſollteſt du dazu kommen?“

„Das weiß ich zwar nicht, Tantchen, aber ich denke, Sie verſtehen es beſſer.“

„Du haſt keinen Liebhaber?“

„Nein.“

„Keinen vertrauten Umgang mit Männern?“

„Gewiß nicht.“

„Alſo, ich vermuthe, du haſt dich an der verwünſchten Hochzeit beim Tanzen verdorben. Ich wollte, wir hätten nie von der Hochzeit gehört, ſo hätte ich nie das Scandal mit meiner Haube erlebt.“

„Ich vermuthe es auch. Sie wiſſen, ich hab's Ihnen geſagt, Tantchen, ſchon auf der Hochzeit ward mir ſchwindlicht, daß ich auf die Seite gehen mußte. Einer von den Herren begleitete mich in das nächſte Zimmer.“

„Du warſt ohne Zweifel ſehr erhitzt — gab er dir vielleicht einen Trunk kalten Waſſers?“

„Nein, er ſprach wohl davon, aber that es doch nicht.“

„Oder führte er dich an die kühle Nachtluft — an ein offenes Fenſter — in den Durchzug der Luft?“

„Nein,“ ſagte Suschen, und erklärte dunkel und einſylbig, wie ſich der junge Herr für ſie bemüht habe. Tantchen Rosmarin forſchte weiter und weiter... plötzlich

ſchlug ſie mit kläglichem Seufzer die Hände zuſammen und ſchrie: „Unglückliche, ſo war meine Warnung vergebens!“

„Aber, Tantchen, Sie ſind ganz außer ſich.“

„Das glaube ich!“

„O Tantchen, beruhigen Sie ſich doch. Das Unglück iſt gewiß nicht groß!“

„Nicht groß, Unglückliche, nicht groß!“

Tante Rosmarin war in wirklicher Verzweiflung und untröſtlich. Sie ſprach von Schande, vom Verſtoßen, von — der Himmel weiß, was? und doch konnte ſie ſich dabei nicht verhehlen, ſie ſelbſt ſei an dem ganzen Unglück ſchuld, indem ſie Suschen in allzublinder Unwiſſenheit aufwachſen ließ. Das gute Kind war verführt, ohne die Verführung zu kennen.

Nach einigen Tagen mußte ſich Tantchen wieder beruhigen — denn alles Weinen und Jammern war vergebens, und beſſerte das Unglück nicht wieder aus; und nebenbei mußte jeder geſtehen, Suschen ſei noch ſo unſchuldig, wie ſie es vor dem Sündenfall geweſen. Dem Herrn Doktor ward Abbitte gethan, und ihm das Geheimniß eröffnet, das er errathen. Er ſollte weiter helfen.

„Daß mir das begegnete! mir, in meinem Hauſe, in meiner Familie!“ rief Tantchen: „Alle Ordnung zerriſſen und verkehrt! Noch nicht Braut und ſchon Kindbetterin! — das bringt mich ins Grab.“

Sie kam aber darum nicht ſo bald ins Grab; Tantchen Rosmarin hatte eine kernfeſte Geſundheit.

## Prozeß.

Das größte Räthſel aber war noch nicht gelöſet. Suschen wußte nämlich durchaus nicht zu ſagen, wer ihr Verführer geweſen? Nach allen Beſchreibungen war er ein junger Mann von zwanzig und etlichen Jahren, ein vortrefflicher Tänzer, und hatte ein blaues oder grünes Kleid, weiße Unterkleider getragen u. ſ. w.

Tantchen machte ihrer Nichte auch ſelbſt über dieſe Unachtſamkeit die bitterſten Vorwürfe: „Das geht, das läuft, ohne ſich weiter zu bekümmern, wie die Thiere des Feldes!“

„Daran iſt deine Erziehungsmethode ſchuld, Tantchen!“ rief der Herr Pfarrer, der mitleidig und aus Rechtsgefühl Suschens Partei nahm: „Ich bin zwar ein Freund der Unſchuld, aber alles hat Maß und Ziel. Eva im Paradies war gewarnt, und der Baum der Erkennntniß ihr beſchrieben, ja ſogar mit Fingern gewieſen. Das haſt du verſäumt. Du haſt die Schuld, und Suschen den Schaden. Hilf ihr den Schaden tragen, ſie erleichtert dir ja gutmüthig genug deine Schuld. — Glaube mir, Tantchen, es giebt eine Art Unſchuld, die nur eine unreife Anlage zur Sünde, und es giebt hinwieder manche Sünde, welche ein ſonnenheller Zeuge der wahren Unſchuld iſt.“

Tantchen Rosmarin konnte ihrem Bruder zwar nicht das letzte Wort laſſen, aber doch war ihr, indem ſie ſeine Predigt auf das bündigſte widerlegte, ſelbſt dabei zu Muthe, als wenn er vollkommen Recht hätte. Sie ward von Tag zu Tag in ihr Schickſal ergebener; ſie hielt dieſe edle Gelaſſenheit für Frucht religiöſer Grundſätze, was am Ende nur Macht der Gewohnheit war, wie denn die Gewöhnung auch wohl bei andern Leuten oft die Stelle der Philoſophie, des Edelmuths, der Seelengröße einnimmt, aber nie den wahren Namen führen darf. Suschen ward ſchonender behandelt, endlich wieder zärtlicher, und Tantchens ganzer Zorn richtete ſeine Flammen gegen den unbekannten Heilkünſtler auf der Hochzeit zu Waiblingen.

Der Herr Pfarrer, wie Herr Säblein, waren nun eins ums andere täglich in der Stadt, den Namen des Friedensſtörers auszuſpähen. Allein der Seelenhirt von Ober- und Nieder-Fahren kam jedesmal unverrichteter Sache heim, denn er vergaß gewöhnlich in der Stadt entweder, warum er dahin gekommen, oder das Signalement des Beklagten. Deſto glücklicher war Herr Säblein, aber

Digitized by Google

dafür auch mit dem kleinlichſten Kleinigkeitsgeiſt ausgerüſtet! — Von Suschen hatte er ſo viel Einzelnheiten, ihren Verführer betreffend, ausgefragt — ein Grübchen im Kinn, die Farbe des Haares, der Augen, vier Ringe mit Steinen an den Fingern, den Backenbart u. ſ. w., daß es nicht fehlen konnte. Er muſterte Mann für Mann von allen Waiblinger Hochzeitgäſten; in Waiblingen war keiner der Beſchreibung gleich — er mußte alſo außer Waiblingen ſein. Von auswärtigen Gäſten aber war niemand, als ein alter Herr Acciſeeinnehmer der benachbarten Grenzſtadt, und der Sohn des Herrn Baron von Malzen gegenwärtig geweſen, etwa achtundzwanzig Jahre alt. Da nun der Herr Baron von Malzen nur drei Meilen von Waiblingen auf ſeinen Gütern wohnte, und alle Frauenzimmer, die mit ihm getanzt oder nicht getanzt hatten, ſich ſehr genau des Backenbarts, des Grübchens im Kinne u. ſ. w. erinnerten, bis auf die glänzenden Fingerringe, von denen einige behaupteten, er habe ſieben, andere, er habe drei gehabt: ſo war die Sache klar, und noch mehr, als ganz zufällig eine kleine bucklichte Apothekerstochter, die eben als Nichttänzerin den andern zugeſehen hatte, erwähnte, Suschen ſei mitten aus einer Anglaiſe in Geſellſchaft des jungen Herrn Barons aus dem Saal gegangen.

Tantchen Rosmarin war entzückt über die Entdeckung, und nebenbei auch darüber, daß es ein Herr Baron war, der das Unglück geſtiftet hatte. Auf der Stelle ward nach gehaltenem Familienrath ein Brief nach Malzendorf geſandt, und der junge Herr Baron Pompejus von Malzen höflich eingeladen, ſich auf Nieder-Fahren begeben zu wollen, wo man in dringenden Angelegenheiten mit ihm zu reden hätte. — Der Bote ging; er kam zurück. Vierzehn Tage verfloſſen. Keine Antwort, kein Baron.

Tantchen, welches ſich ſchon viel Behagliches von der Lage geträumt hatte, einen Baron zum Neffen zu haben, empfand dieſe Verzögerung ſehr übel. Man hielt neuen

Digitized by Google

Familienrath, und Herr Säblein ward zum außerordentlichen Geſandten nach Malzendorf ernannt, um, falls der Baron Umſtände mache, die Angelegenheit dem Vater deſſelben vorzutragen. Nebenbei erhielt er Vollmacht, den anſehnlichen Vermögensetat der Frau Oberſteuerräthin blicken zu laſſen, mit der Verſicherung, daß Suschen Univerſalerbin ſei. In jedem Falle ſolle er aber die Heirath und zwar die ſchleunigſte unterhandeln.

Der Herr Verwalter warf ſich bequem in die Chaiſe der Frau Oberſteuerräthin, und fuhr, von zwei Schweißfüchſen gezogen, den Oberknecht zum Kutſcher verwandelt, nach Malzendorf.

Mit zitternder Ungeduld erwartete man ſeine Wiederkehr. Man hatte auf die Beredſamkeit des Herrn Säblein ſoviel Vertrauen, daß niemand zweifelte, er werde den backenbärtigen Pompejus gefangen mitbringen und zu Suschens Füßen legen.

Endlich kam er, aber allein. Er brachte die Antwort, aber die ſchlimmſte von allen, welche man erwarten konnte. Der junge Herr Baron war nämlich, ſtatt zu Malzendorf, zu Venedig. Der alte Herr Baron hatte das Podagra, und war über die Miſſion des Herrn Verwalters ſo ungehalten, daß er gedroht hatte, wenn ſich derſelbe noch einmal mit ſolchen Angelegenheiten im Schloſſe Malzen zeigen würde, er ihn mit Hunden hinaushetzen laſſen wolle. Als der Herr Verwalter auch die rauhe Seite herausgekehrt, und allerdemüthigſt mit einem ſchweren Prozeß gedroht hatte, gab ihm der Podagriſt die beſtimmte Schlußerklärung, erſtlich, er wolle ſeinem Sohn die Sache ſchreiben, und falls derſelbe den Fehltritt eingeſtände, ſich mit einem bürgerlichen Mädchen vergeſſen, oder wohl gar in Eheverſprechen eingelaſſen zu haben, werde man nicht anſtehen, die Entſchädigungs- und Alimentationsgebühren, wie in ſolchen Fällen Rechtens, zu leiſten; zweitens, von Vermählung und dergleichen Albernheiten ſei keine Rede;

drittens, damit ſolle ſich der Herr Verwalter zum Teufel packen u. ſ. w.

Suschen hörte das, und ſchwieg. Der Herr Pfarrer wußte keinen Rath, und ſchlug vor, die Sache in Erwägung zu nehmen. Tantchen Rosmarin zerfloß in Thränen; ſie ſagte nichts, aus Mitleiden für Suschen, im Grunde aber aus empörtem Stolz wegen des ſtolzen Barons, dem ſie eine Reihe wohlverdienter Verwünſchungen zuſandte. Herr Säblein machte den Antrag, die Sache ſogleich einem Advokaten zu übergeben, und den Prozeß anzufangen; tröſtete übrigens die Tante damit, daß Alles eine göttliche Schickung ſei. Das Alles wäre nie begegnet, ſagte er, hätte ich mir nicht bei der Tanzprobe die Hüfte gequetſcht.

Folgendes Tages kam der Advokat Kurzbein von Waiblingen, einer der gewaltigſten Rabuliſten, der weiß ſchwarz, und ſchwarz weiß machen konnte, und ohnehin perſönlichen Groll gegen das freiherrliche Haus Malzen nährte, weil er vor mehrern Jahren dort vergebens um die Stelle eines Juſtitiarius angehalten, die, ſtatt ſeiner, einem ſeiner ärgſten Feinde gegeben worden war.

„Erlauben Sie mir zu bemerken," ſagte er zu Tantchen, „wenn Ihre Demoiſelle Nichte in Jahresfriſt nicht Baroneſſe von Malzen iſt, zahle ich die Prozeßkoſten aus meinem eigenen Vermögen."

Die zuverſichtliche Miene, mit der er ſprach, flößte der Tante wieder guten Muth ein, und der Prozeß wurde auf der Stelle anhängig gemacht und mit Eifer betrieben.

## Pompejus der Kleine.

Doch ungeachtet dieſes Eifers ging der Prozeß ſehr langſamen Schritt, weil der Beklagte in Venedig und Rom ſpazieren ging, und man nothwendig doch ſeine Erklärung über die ihm gemachten Anſchuldigungen erwarten mußte.

Unterdeſſen vermehrte ſich die Familie zu Nieder-Fahren mit einem kleinen Liebesgott, der vorher nie da geweſen war, ein Grübchen im Kinn hatte, wie ein gewiſſer Spaziergänger, und dieſem, nach Ausſage der Kenner, bis auf die vier, fünf oder ſieben Fingerringe und den Backenbart, vollkommen ähnlich ſah. Suschen war eine liebliche Mutter, nnd ſchwamm beim Anblick ihres Kindes in tiefer Seligkeit. Ihr höchſter Wunſch war erfüllt. Sie hatte ſich noch nie ſo ſehr nach einem Manne, als nach Mutterfreuden geſehnt. Die nun zur Großtante emporgeſteigerte Tante Rosmarin fand das freilich außer aller Ordnung; auch konnte ſie nicht umhin, bei dem Gedanken an ihre Großtantenſchaft zuweilen die Miene gar bitterlich zu verziehen — allein es war nun einmal ſo, und mit der Zeit gewöhnte ſie ſich auch daran, oder, wie ſie es nannte, ſiegte die Kraft ihrer Grundſätze.

Der Pfarrer Großonkel taufte den Großneffen. Man beſchloß, ihn in dem heiligen Sakrament, nach dem Taufnamen ſeines Vaters, kurzweg Pompejus zu heißen, und den Geſchlechtsnamen einsweilen ſo lange zu vertagen, bis der Pozeß, und mit ihm zugleich entſchieden ſein würde, ob es ein Pompejus von Malzen oder Nieder-Fahren ſei?

Während nun Pompejus der Kleine täglich an Weisheit und Verſtand zunahm, erſchien auch Antwort aus Rom von Pompejus dem Großen. Sein Brief war zwar nicht im Geſchmack des alten Herrn Baron, aber noch weniger im Geſchmack der Tante Rosmarin. Doch ward er, vielleicht eben deswegen, ad acta gelegt, und Advokat Kurzbein wie der Juſtitiarius von Malzendorf, ſein Todfeind, fanden darin Wolle genug zu zupfen, um den Prozeß in beliebige Länge zu ſpinnen.

Der junge Baron in Rom erklärte nämlich ganz freimüthig und wiederholt, und das war nicht im Geſchmack des alten Herrn und ſeines Juſtitiarius, er erinnere ſich gar wohl, ſich mit einem Mädchen auf einer Hochzeit zu Waiblingen vergangen zu haben; geſtehe aber, daß er eher

der Verführte, als der Verführer geweſen ſei; daß er die Perſon weder vorher noch nachher weiter geſehen habe; daß die gleiche Perſon ihm wegen ihrer blöden Tugend ſehr verdächtig geworden ſei; daß ihm noch nicht bewieſen ſei, er und kein anderer wäre der Vater; endlich aber, daß er ſich dieſes Vorfalls von Herzen ſchäme, und wünſche, man möge die Perſon, je eher je lieber, mit einem Stück Geldes abfinden, um kein Aufſehen zu erregen.

Auf dieſen Brief hin, der die Hauptſache eingeſtand, ward nun der Prozeß mit ungemeiner Erbitterung fortgeſetzt. Tante Rosmarin entfaltete dabei ihren ganzen Stolz. Sie ließ dem alten Herrn Baron, der mehrmals gütliche Vorſchläge machen wollte, ſagen: es ſei ihr nicht darum zu thun, ſich in die Familie des Herrn Barons einzudrängen, aber ſie wolle ihre Nichte vor der Welt wieder zu Ehren und ihren Großneffen zu einem anſtändigen Namen bringen, und ſollte es mehrere tauſend Dukaten koſten. Sie wäre gar nicht geſonnen, dem Herrn Baron, der außer ſeinem papierenen Stammbaum mehr Schulden als Güter hätte, ihre Nichte zur Gemahlin zu geben. Sie betrachte dies für ihr Haus als wahre Mesalliance, und er wäre nicht der erſte Edelmann, welcher vielleicht Luſt haben könnte, mit ſeinen ſechszehn Ahnen nach den vollen Geldkiſten einer reichen und ſchönen Bürgerin zu angeln. Man wiſſe heutzutage ſehr gut, was armer Adel werth ſei; man borge auf ein pergamentenes Geſchlechtsregiſter, das bis zu Adam und Eva hinaufreiche, keinen halben Gulden, da man hingegen um ein paar hundert elende Goldſtücke das Adelsdiplom überall einkaufen, und den dickſten Stammbaum malen laſſen könne. Aus dieſen und andern Gründen beharre ſie darauf, Herr Pompejus Baron von Malzen müſſe ſchlechterdings in aller Form ihrer Nichte feierlich angetraut, und drei Tage nachher wieder in aller Form richterlich von ihr geſchieden werden, ſo daß ſich jeder Theil, wann es ihm beliebte, anderweitig vermählen könne.

Digitized by Google

Dieſer hohe Ton, den Tantchen Rosmarin anſtimmte, brachte den alten Herrn faſt zum Raſen, und um ſo mehr, da er wohl bemerkte, daß dieſe Frau, von der er ehemals in ſeinem Schloſſe nie Kunde genommen, vermöge ihres Reichthums größern Einfluß im Gericht, als er, bei ſeinem Haushaltungsſtand, hatte. Er würde, da er ſich über die Eigenthümerin von Nieder-Fahren beſſere Nachrichten erworben, vielleicht zum böſen Spiel luſtige Miene gemacht, und wohl gar — denn Malzendorf war in der That ſchwer verſchuldet — in eine Mesalliance mit der begüterten Bürgertochter gewilligt haben. Aber die Botſchaft, wie Tantchen ſie ihm ſandte, das Biſſige, Giftige ihrer Anſpielungen, und dann der bürgerſtolze Zuſatz, daß ſie eine ſolche Heirath für Mißheirath halte, und daher drei Tage nach der Hochzeit Scheidung begehre — das war ihm des Trotzes zu viel.

Er bot nun Himmel und Hölle auf, die Abſichten ſeiner Gegnerin zu Schanden zu machen. Er ſpendete Geld links und rechts; Tantchen aber immer die Hälfte mehr, als er. Bei der Wichtigkeit ihrer Gründe entſchied ſich nach Verlauf eines Jahrs in zwei Inſtanzen die Sache zu ihren Gunſten. Der Prozeß ward zur dritten Inſtanz gebracht. Herr Advokat Kurzbein lächelte höhniſch dem Juſtitiarius Spott zu.

---

## Sieg über Pompejus den Großen.

Nachdem der alte Herr Baron den Prozeß in zwei Inſtanzen verloren hatte, war bei ihm kein Aushaltens mehr. Er peitſchte täglich Hunde und Bedienten zuſammen, daß kein Hund und Bedienter bei ihm bleiben wollte. Er drohte dem Juſtitiarius die Kugel durch den Kopf zu jagen, wenn er ſich unterſtände, den heilloſen Rechtshandel auch in dritter Inſtanz zu verlieren, und ſeinem Sohne ſchickte er gebieteriſche Briefe auf Briefe, voller Donner

und Bliz, mit Extrapoſt von Rom nach Malzendorf zurückzukommen.

Pompejus der Große hatte, während er unter den Alterthümern Italiens die Geſchichte der Vorwelt ſtudierte, und leidenſchaftlich den Meiſterwerken der Kunſt nachging, ſich wenig um die Geſchichte von Malzendorf, Waiblingen und Nieder-Fahren bekümmert. Er runzelte freilich die Stirn, als man ihm meldete, „bewußte, freche Perſon habe ſich unterfangen, ihrem Sohne den Namen Pompejus beizulegen,“ doch beruhigte er ſich bald über die Anmaßung; denn ein Pompejus war ja noch kein Malzen, und Taufnamen ſind ein Gemeingut in der ganzen Chriſtenheit, aber nicht Baronien. Da er aber vom Verluſt des Prozeſſes in zwei Inſtanzen vernahm, und fürchtete, „die Perſon mit ihrem Baſtard“ möchte ihm angehängt werden, wüthete er bei dem Grabmahl des Ceſtius und der Säule Trajans gegen die himmelſchreiende Verblendung und Ungerechtigkeit der Richter, ſchrieb ellenlange Briefe, worin er die species facti auf's Genaueſte erläuterte, um ſeine Unſchuld zu beweiſen. Suschens Tugend kam dabei ſchlimm weg; denn ihre Unwiſſenheit galt für Koketterie, ihre Naivetät für Buhlſchweſterei. Schon mehrmals hatte er im Sinn, ſelbſt nach Deutſchland zu eilen, in der Hoffnung, durch perſönliches Erſcheinen die ganze Sache zu ſeinem Vortheil zu wenden. Da ihn nun ſein Vater ſelbſt aufforderte, reiſete er ſogleich andern Tags nach Rom ab.

Eine Reiſe von Rom nach Malzendorf iſt aber etwas langwierig; zudem erlaubte dem Herrn Baron der beſcheidene Zuſtand ſeiner Börſe nicht den Flug mit Extrapoſt. Unterdeſſen ging der Prozeß ſeinen Gang, und diesmal vor dritter Inſtanz wirklich mit Extrapoſt, wenigſtens für den alten Herrn Baron. Die Sentenz erſchien. Der Spruch der erſten Inſtanz ward beſtätigt; Herr Baron Pompejus von Malzen verurtheilt, die Ehre beſagten Frauenzimmers durch eine Vermählung in aller Form her-

zuſtellen, doch ſei beiden Parteien geſtattet, nach vollzogener Trauung die eheliche Verbindung alſogleich wieder in gewohnten, rechtsüblichen Formen aufzulöſen.

Der pfiffige Juſtitiarius von Malzendorf, der die angedrohte Kugel noch nicht vergeſſen hatte, hütete ſich wohl, dieſe Hiobspoſt in eigener Perſon zu überbringen, ſondern meldete ſie dem alten Herrn ſchriftlich, und bat zugleich um Entlaſſung von ſeinem Juſtitiariat. Der alte Baron las das ſchreckliche Sendſchreiben; er blieb ſtumm vor Entſetzen, und ſprach in ſeinem Leben kein Wort mehr dagegen, denn der Schlag rührte ihn auf der Stelle, und todt ſank er mit dem Briefe nieder.

Als Pompejus der Große in dem Schloſſe Malzen ankam, fand er ſeinen Vater begraben.

## Die Trauung.

Der junge Herr von Malzen war ein rechtlicher Mann, von Kenntniß und Talenten. Der Tod ſeines Vaters beugte ihn tief; der Spruch der Gerichte noch mehr. Er war für Niemanden ſichtbar, und lebte in dem Schloſſe ſeiner Väter wie ein Einſiedler, bloß mit Verbeſſerung der Finanzen beſchäftigt, die durch den altadelichen Aufwand ſeines Vaters, durch die Reiſen nach Italien, und endlich durch den koſtſpieligen Prozeß nicht wenig zerrüttet waren. Den Aufwand ſchaffte er ab, die Reiſen fielen weg, und der Prozeß hatte glücklicher- oder unglücklicherweiſe ſein Ende. Neben dem Erſparen ſann er durch zweckmäßigen Anbau der Güter und durch höhere Benutzung der weitläufigen Waldungen den Verluſt wieder einzubringen, und die Schulden zu tilgen. Er fühlte wohl, ein armer Baron ſei in der That — ein armer Baron, und das wollte er nicht ſein. Er hatte Kopf genug, die Mängel der bisherigen Verwaltung einzuſehen; er entwarf ſeine Plane; ſchon nach einem halben Jahre konnte er durch vortheilhafte Holzverkäufe einen beträcht-

lichen Theil der Schulden tilgen, und damit vereitelte er Tantchens boshafte Spekulationen. Denn Tantchen zweifelte gar nicht, Malzen mit Schloß und Gütern werde und müſſe vom Erben verkauft werden, dann wolle ſie die Baronie für ſich und Suschen, aus beider Vermögen, einhandeln, und triumphirend mit der angetrauten und abgeſchiedenen Frau Baronin von Malzen im Stammgute der Malzen wohnen.

Da nun aus dieſem nichts ward, und der Parforce-Bräutigam auch ein halbes Jahr verſtreichen ließ, ohne an Vollziehung der richterlichen Sentenz zu denken, hielt es Tantchen Rosmarin für billig, dem ſchlechten Gedächtniß des jungen Herrn Baron zu Hülfe zu kommen. Herr Verwalter Säblein mußte alſo einen Mahnungsbrief abfaſſen; weil ihr derſelbe aber nie beißend genug war, mußte er wohl ſechs Mal abgeändert werden, ehe ſie ihn unterzeichnete. Es ward dem Bräutigam der wohlbekannte Richterſpruch in Erinnerung gebracht, nicht eben, hieß es in dem Schreiben, weil man ſich ſehr nach der Verbindung mit dem Herrn Baron ſehne, ſondern weil man den glücklichen Augenblick der darauf folgenden Eheſcheidung mit Ungeduld erwarte.

Zur Antwort kamen bloß die Zeilen: „Madame, ich habe zwar nie Anlaß gehabt, auf Ihr Zartgefühl Rechnung zu machen; inzwiſchen bitte ich Sie, das verhaßte Zeremoniel wenigſtens des Anſtandes wegen, wenn Sie anders Sinn für ſo etwas haben, aufzuſchieben, bis ein unglücklicher Sohn die Trauerkleider abgelegt hat, die er für einen Vater trägt, deſſen Tod Ihr Eigenſinn befördert hat.“

Tantchen Rosmarin, und wäre der Prozeß verloren gegangen, hätte nicht ſchmerzlicher gedemüthigt werden können, als durch dieſe wenigen Worte. Denn erſtlich hatte der Baron nicht ganz Unrecht, und das war eben das Verdrießlichſte, zweitens ſetzte er ihr Zartgefühl in Zweifel, und drittens, was das Aergſte war, mußte ein

Baron ſie an die Regeln des Anſtandes erinnern. Sie zerriß das Briefchen in tauſend kleine Stücke, damit zu keinen Zeiten ein lebendiger Menſch auch nur aus einem Buchſtaben den Inhalt errathen könne; dann trug ſie die Papierſtückchen ſchamroth ſelbſt in die Küche, warf ſie eigenhändig ins Feuer und wartete, bis das Letzte davon in Aſche verwandelt war.

Sie nahm darauf mit funkelnden Augen eine gelaſſene Miene an, und ſagte ihren Hausgenoſſen, mit hingeworfenem Tone, der Baron bitte ſo dringend, wegen ſeiner vielen Geſchäfte, noch um einigen Aufſchub, daß ſie, um nicht pöbelhaft zudringlich zu ſcheinen, ihm ſolchen zu gewähren nicht abgeneigt ſei. Aber ſo ruhig ſie das ſagte, ſo gewaltig gährte es in ihrem Herzen. Ein unauslöſchlicher Groll entſtand gegen den Baron, dem ſie dieſen Brief in ihrem ganzen Leben nicht zu vergeſſen ſchwor.

Nach einem Vierteljahr meldete der Baron, er ſei bereit, die Trauung vornehmen zu laſſen, und, wie er ſich ſehr unartig ausdrückte, die Folter auszuſtehen. Er ſchlug den Tag vor, und man kam überein, das Zeremoniel in der Pfarrkirche zu Altenſteig vollziehen zu laſſen, einem Dorfe, welches genau Mitte Wegs zwiſchen Nieder-Fahren und Malzen gelegen war.

Am beſtimmten Tage fuhr Suschen, begleitet von der Tante und dem Herrn Verwalter, dahin; alles im größten Putz; der Kutſcher in reicher Livree; Gärtner und Jäger hintenauf, nicht minder koſtbar gekleidet. Tantchen legte es darauf an, an dieſem Tag vor dem Baron zu glänzen, und wo möglich ihn empfindlich zu demüthigen. Suschen, ſchön wie ein Engel, noch mehr durch die milde Schwermuth in ihren Mienen, als durch den köſtlichen, obgleich einfachen Brautputz, ſaß ſchweigend im Wagen neben der vielberedten Tante, und erwiederte deren Fragen mit halberſtickten Seufzern. Heut lebendiger, als jemals, ſtand ihr ſonderbares Schickſal vor ihrer Seele, wie ſie, Braut und Wittwe zugleich, einem Unbekannten die Hand zu

Digitized by Google

reichen eile, den ſie verachtete, und dem ſie ſich bloß deswegen vermählen ſollte, um deſto eher von ihm getrennt werden zu können.

Man kam zum Wirthshauſe in Altenſteig. Noch hatte ſich kein Bräutigam gezeigt. Im ganzen Dorfe war kein anderes Wirthshaus. Die Tante fand das ſehr ärgerlich; und da eine Viertelſtunde um die andere verging, und der Bräutigam nicht erſchien, und der Pfarrer des Orts den gewöhnlichen, ſonntäglichen Gottesdienſt nicht länger verzögern konnte, ſtieg die Unruhe der Tante faſt bis zur Verzweiflung. „Ein neuer Affront! Der Menſch läßt uns boshafter Weiſe ſitzen!“ rief ſie in jeder Minute zehn Male, und lief jeden Augenblick zum Fenſter. Suschen ſaß in einem Winkel und weinte ſtill.

Die Glocken läuteten. Da ſprengte des Wegs durchs Dorf heran ein Reiter, ſtieg beim Wirthshaus ab, und trat hinein. Es war ein ſchöner junger Mann, blond von Haar und Farbe, blauen Auges, in ſeinen Bewegungen voll edeln Anſtandes. Er trug einen ſchlichten, aſchgrauen Frack, runden Hut. Es war nicht nöthig, daß er ſagte, er ſei der Baron von Malzen: der Backenbart und das Grübchen im Kinn überhoben ihn ſchon der Mühe. Suschen ward blutroth. Sie ſchmiegte ſich tiefer in den Winkel des Zimmers hinein, in welchem ſie da ſaß. Ach, hätte ſie ſich verbergen können vor aller Welt!

Der Baron, nach höflicher Verbeugung, fragte in einem faſt allzunachläßigen Tone: „Welche von Ihnen, meine Damen, ſoll oder will für den Augenblick meine Braut ſein?“

Mit Empfindlichkeit im Blick, doch ſtumm, deutete Tantchen auf die Einſame im Winkel, die ihre Augen ſchamvoll zur Erde geſenkt hielt. Der Baron trat ohne anders zu Suschen, und da er bemerkte, daß ihr ein paar Thränen über die Wangen fielen, hatte er auf den Lippen zu ſagen: „Sie weinen Waſſer, ich habe ſchon Blut geweint!“ aber der Vorwurf erſtarb ihm unter Erſtaunen im Munde. Alles was er ſich ſchon unterwegs ausgedacht hatte, Krän-

Digitized by Google

kendes und Verächtliches vorzubringen, um die Manen ſeines Vaters wo möglich auch an dieſem Tage durch kleine Rache zu verſöhnen, war ihm aus dem Gedächtniß gewichen. Zwar hatte er, nach mancher eingezogenen Erkundigung, wohl gehört, Suschen ſei nicht nur ein reiches, ſondern auch ein recht hübſches Mädchen; ſei nichts weniger, als Kokette oder verdorbene Dirne, wie er ſie ſich immer gedacht; ſie habe bei ihrer Tante von jeher in einer faſt klöſterlichen Einſamkeit gelebt, und wäre daher an Verſtand, wie ſich die Waiblingerinnen in ihrem chriſtlichen Urtheil ausdrückten, „ein pures Gänschen.“ — Allein Suschen ſo zu finden, wie er es nun fand, das war ihm Feerei. Dieſe edle Geſtalt, voll Milde und Würde; dieſes reizende, ovale Antlitz einer leidenden Magdalene; dieſer ſeelenvolle Blick der Unſchuld, der ſich durch Thränen zu ihm ſtahl; dieſe heilige Gluth des Erröthens — — das alles hatte er nicht erwartet.

„Mein Gott, welch ein Mädchen!“ dachte er, und weiter konnte er auch nichts denken; in ſolcher Verwirrung war ſein Gemüth.

„Herr Baron, iſt's gefällig?“ ſagte die Tante, und wies auf die Thür, welche der Verwalter öffnete: „Man erwartet uns in der Kirche.“

Der Baron bot ſeiner Braut den Arm. Suschen ſchien anfangs verlegen, ihn annehmen zu wollen, und nahm ihn endlich doch, um keine Weitläuftigkeiten zu veranlaſſen. Tantchen Rosmarin folgte dem ſtummen Brautpaar; folgte mit zornglühendem Geſicht; denn ſie konnte ſich's wohl erklären, warum der Baron ſeine Braut am Arm führte. Lächerlich, nichts als lächerlich machen wollte er die feſtlich geſchmückte Unglückliche, neben welcher er in beſtäubten Stiefeln und Spornen, grauem Frack und rundem Hut einherging, einem Bedienten ähnlicher, als einem Baron.

Ach, der gute Pompejus dachte auf dem Kirchgang weder an Hut noch Spornen. Er ſah zitternd und ver-

Digitized by Google

ſtohlen auf die Stillweinende, und konnte es ſich nicht verhehlen, er führe die ſchönſte Braut im Lande am Arm.

Er machte immer langſamere, immer kleinere Schritte, um das Vergnügen, auf welches er nie gezählt hatte, einige Augenblicke länger zu genießen. Und wenn er von Zeit zu Zeit ſeitwärts auf ſie hinblickte, und er that es oft — die ſchöne, junge Dulderin, mit ihrer Unſchulds⸗miene, ſah aber unverwandt, demüthig in den Staub vor ſich nieder — dann war's, als wenn ſich ſein Gewiſſen regen und ſagen wollte: „Dieſe heilige Lilie haſt du gebrochen.“

Hier eine kleine Buße zu thun, ſchien ihm das Wenigſte, was er, als gefühlvoller Mann, thun konnte. Er berührte mit ſeiner rechten Hand ſanft die ihrige, welche wie eine ſchwebende Feder auf ſeinem linken Arm ruhte, und flüſterte: „Mein Fräulein, ich bin ſehr unglücklich, daß ich vor Ihnen als Böſewicht erſcheinen muß, den Sie zu verabſcheuen gezwungen ſind. Ich bin gewiß ſehr unglücklich.“

„Wohl mir, daß Sie es nicht durch mich ſind!“ flüſterte Suschen zurück mit freundlichem Ernſt unter Thränen. Denn auch in der Traurigkeit umſchwebte ein gütiges, leiſes Lächeln ihren Mund, wenn ſie ſprach.

Dieſe Antwort war aber für den Baron ein Dolchſtich; ſie machte ihm die Größe ſeiner Schuld und ſeines Verluſtes plötzlich hell. Und es war nicht der Silberklang ihrer Stimme, es war der ſchwere, vielbedeutende Sinn ihrer wenigen Worte, was ihn erſchütterte. Der gewandte Weltmann war durch die Erwiederung des einfachen Mädchens ſo außer Faſſung, daß er keine zweite Rede finden konnte. Man trat in die Kirche, und bald nachher zum Altar.

Tantchen Rosmarin hätte bei dieſem Anblick, nach welchem ſich ihre Rache ſchon ſo lange geſehnt hatte, mit lauter Stimme ein feierliches „Herr Gott dich loben wir!“ anſtimmen mögen; Suschen weinte ſtill. Der Baron war

Digitized by Google

in ſeltſamer Gemüthsbewegung; ſeine Hand zitterte in der Hand der ſchönen Braut. Leiſe flüſterte ſie dem Pfarrer das Jawort zu; der Baron, als könnte ſich ſein bedrängtes Herz durch den einzigen Ton Ruhe geben, ließ es laut durch die Kirche hallen; dann, beim Wechſel der Ringe, ſuchte er den koſtbarſten an ſeinen Fingern hervor, ihn der feindlichen Schönen zu reichen, die durch ein wunderliches Geſchick ihm an eben der Stelle auf ewig entriſſen werden ſollte, wo man ſich ſonſt auf ewig zu verbinden pflegte.

---

## Wenig Andacht.

Nach vollzogener Trauung wohnte man dem Gottesdienſte in gebührender Ordnung bei. Der Pfarrer hielt ohne Zweifel eine vortreffliche Predigt, denn er ſelbſt ſchwamm mehrmals in Thränen, während viele Bauern ihre tiefe Rührung hinter einem ſanften Schlaf verbargen — aber der Baron hörte und ſah von allem nichts, weil er nur Suschen ſah, das zehn Schritte ihm gegenüber ſaß.

Er hatte Zeit genug, ihre Geſichtszüge zu betrachten. Ja, Raphaels Engel und Madonnen waren ihm verzerrte Bambocciaden neben dieſem Antlitz, in welchem Schwermuth und Güte, weibliche Würde und Demuth wundervoll gepaart waren. Er warf ſich auf ſeinem Sitz unruhig her und hin; Scham, Selbſtverachtung, Liebe, Aerger, Hoffnung und hundert Entwürfe bewegten ihn.

Während der Geiſtliche vom Reiche Gottes und vom Tode des Sünders ſprach, hielt der Baron ſich Strafpredigten anderer Art. Er verſuchte ſeiner Gefühle Meiſter zu werden; er erinnerte ſich an den Tod ſeines Vaters, an die Lächerlichkeit, ein Mädchen hintennach liebenswürdig zu finden, gegen welches er anderthalbjährigen Prozeß geführt hatte. Umſonſt, wenn er die Augen auf Suschen wandte, verſchwanden Vater, Prozeß und Lächerlichkeiten.

Digitized by Google

„Aber, Baron, hat dich die Hölle geblendet?“ ſprach er bei ſich ſelbſt (er pflegte anſtändiger zu reden, als zu denken): „Es iſt übrigens ein Engel Gottes, du aber biſt ein Teufel, der dieſen Engel ſtürzte, dann Jahre lang auf die ſchamloſeſte Weiſe behandelte. Daß du ſie verkannteſt, ehe du ſie kannteſt — nun, das verzeihe ich dir. Daß du Materialien zum Prozeß wider ſie gabſt, auch das verzeihe ich dir, denn dein Vater und der verdammte Juſtitiarius ſchilderten ja die heilige Seele, wie ein gemeines Mädchen. Aber daß du nicht glauben, nicht ſehen wollteſt, als du ins Land zurück kamſt, und ihr Lob von allen parteiloſen Lippen widerhallen hörteſt, daß du ihre Herrlichkeit nicht begriffeſt, welche ihr die kleinen, albernen Mädchen von Waiblingen mit dem Ausdruck zollten: „ſie ſei ein Gänschen“ — daß du nicht hinüberritteſt nach Nieder-Fahren, ſie ſelber ſaheſt, dich des Beſſern überzeugteſt — das verzeihe dir der Himmel, und du verdienſt in der Hölle deiner Empfindungen zu verſchmachten.“

Tantchen las mit dem behaglichen Wohlgefallen der Schadenfreude in den Mienen des armen Pompejus Unruhe und Aerger. Aber ſie legte ſeinen Verdruß ganz anders aus. Sie bildete ſich ein, er wolle vor Unmuth zerſpringen, daß ſie Siegerin geworden. Hätte Tantchen gewußt, wovon eigentlich im Herzen des Barons Rede geweſen, ſie hätte ſich nicht gefreut, oder vielleicht noch mehr gefreut, denn ſie haßte ihn, wie ſie noch keinen Menſchen gehaßt hatte.

Suschen war nicht in geringerer Unruhe. Erſt jetzt ſchien ſie dem öffentlichen Hohn feierlich preis gegeben zu ſein, und meinte, die Augen aller Welt ſeien auf ſie, als Entehrte, gerichtet, die man vermittelſt der Kunſt wieder zu Ehren bringen wolle. Sie hörte kein Wort von allem, was der Pfarrer ſagte, und doch glaubte ſie, er rede nur von ihr und ihrer Schande. Dann dachte ſie mit Mutterzärtlichkeit an ihren zweijährigen Pompejus heim, an das

liebenswürdige vaterloſe Kind. Dann überfiel die dunkelſte Schwermuth ihre Seele. Sie betete für ihren Sohn.

Und — verzeihlich war doch wohl die Neugier — von Zeit zu Zeit ließ ſie auch das Auge auf ihren Anvermählten fallen, von welchem ſie kaum ein dunkles Bild im Gedächtniß behalten hatte. Ein hübſcher Mann war er — läugnen ließ ſich das nicht — und er ſah dem kleinen Pompejus viel zu ähnlich, als daß man nicht ſolche Geſichtszüge recht angenehm hätte finden ſollen. Dann gedachte ſie der Worte, die er auf dem Kirchgang geſprochen. „Wie er nur das auch gemeint hat?“ dachte ſie, und ſah wieder zu ihm hinüber, als wollte ſie aus ſeinem Geſicht errathen, wie er das wohl hätte meinen können? Dann, wenn ſein dunkles, brennendes Auge dem ihrigen begegnete, ward ihr, als müßte ſie ſich in den Mittelpunkt der Erde verbergen.

Genug, Suschen hatte wenig Andacht, auch der prächtige Brillantring, den ſie von ihm empfangen, machte ihr viel Zerſtreuung. Es war ihr ſonderbar, einen Ring zu tragen, den ſeine Hand getragen hatte. Nach ſolchen Gedanken zitterte ein Seufzer aus der tiefſten Tiefe ihres Buſens herauf.

Ungeachtet der Prediger eine der längſten Predigten im ganzen Jahr gehalten hatte, war doch allen die Zeit dabei ſehr kurz geworden, ausgenommen den wirklichen Zuhörern.

---

## Trennung.

Tantchen Rosmarin winkte an der Kirchthür dem Herrn Verwalter Säblein mit Augen und Händen, Suschens Arm zu nehmen. Aber plötzlich ſtand der Baron da, und ſchob den Herrn Verwalter höflichſt auf die Seite mit den Worten: „Erlauben Sie, daß ich meine Gemahlin zum Wirthshaus begleite.“

„Das iſt doch impertinent von dem Menſchen!“ ſagte die Tante zum Verwalter. „Warum ließen Sie ſich wegdrängen? Er thut's mir nur zum Aerger, um den Leuten zu zeigen, daß er ſich gar nicht über meinen Triumph grämen könne. Aber er irrt ſich. Ich hab's ihm in der Kirche deutlich genug angeſehen. Mich betrügt er wahrhaftig nicht. Gift und Galle tödten ihn faſt.“

Aber der Baron war an Suschens Seite nichts weniger als todt. „Darf ich mich unterſtehen,“ flüſterte er, „die Hand meiner liebenswürdigen Gemahlin zu nehmen, die ich nur für wenige Tage mein nennen ſoll?“ Er nahm ſie, ohne Erlaubniß abzuwarten, und wollte noch vieles ſagen; allein man ſtand vor dem Wirthshaus, ehe man wußte, wie man aus der Kirche gekommen ſei.

Die Tante ließ ſogleich zur Abreiſe anſpannen; der Baron, um Friſt zu gewinnen, ließ für die Damen Erfriſchungen anordnen; allein im elenden Wirthshauſe konnte man nichts, als ſaures Bier, ſchlechten Branntwein und gutes Brunnenwaſſer anbieten, und Tantchen Rosmarin verbat ohnehin mit tiefem Knix und hoher Miene jede Bemühung der Art.

„Er denkt,“ ſagte ſie mit lächelndem Zorn zum Verwalter in einer Ecke des Zimmers, „er denkt ſicherlich, mit ſeinen linkiſchen Höflichkeiten mich umzubringen. In einer ſolchen Dorfkneipe Erfriſchungen befehlen; als wenn er nicht recht gut vorher gewußt hätte, daß hier kaum Haber für die Roſſe wäre. Aber er irrt ſich abermals. Ich muß nur ſeiner Plattheit lachen.“

Suschen hatte wieder ihren erſten Winkel eingenommen, und war ſtumm und ſtill trauernd. Die Augenblicke wurden ihr zu Ewigkeiten, ehe ſie in den Wagen ſteigen konnte. Tantchen nahm Miene an, als bekümmere man ſich wenig um einen anweſenden Freiherrn von Malzen, und fädelte gleichgültige Geſpräche mit dem Verwalter und ihrer Nichte an.

Digitized by Google

Pompejus aber ſtand mit vor ſich niedergefaltenen Händen an der Wand, in düſterer Betrachtung ſeine Blicke auf Suschen geheftet. Endlich trat er zum Tiſch vor, an welchem Tantchen Rosmarin mit dem Fächer hämmerte, und ſagte: „Frau Oberſteuerräthin, geſtehen wir nur offenherzig, wir ſpielen hier alle eine verdrießliche gezwungene Rolle, und ich leider die ſchlechteſte.“

„Es ſcheint, Herr Baron, erwiederte die Tante, „Ihr Gewiſſen erwacht, obgleich ziemlich ſpät.“

„Sie haben Recht. Es erwacht. Ich bin betrogen, und habe mich ſelbſt betrogen. Glauben Sie mir, ich wünſchte, das Verbrechen abbüßen zu können, deſſen ich ſchuldig bin. Aber ich fühle es, die Reue eines ganzen Lebens reicht nicht hin; und das bringt mich zur Verzweiflung.“

So ehrlich auch Pompejus bei dieſen Worten ausſah, ſo hämiſch ſchien der Tante dieſe Rede, in der ſie verſteckten, oder wie ſie ſich ausdrückte, teufliſchen Spott fand.

„Herr Baron,“ ſagte ſie, „es gefällt mir, Ihre Worte für baaren Ernſt zu nehmen. Wirklich kann die Reue Ihres ganzen Lebens die Flecken Ihrer Schandthat nicht vertilgen, und wenn Sie dereinſt in der That etwas von Verzweiflung ſpüren, will ich ſogar glauben, es ſei an Ihnen noch nicht alles verdorben. Ich bitte Sie übrigens, dies Geſpräch abzubrechen. Sie können nur alten Verbrechen neue Beleidigungen nachſenden. Vergeſſen Sie nicht die Ehrfurcht, welche auch der Roheſte dem weiblichen Geſchlecht ſchuldig iſt.“

„Frau Oberſteuerräthin, Sie haben Recht, mich ſo zu behandeln. Nur eine Bitte, die erſte und letzte vor unſerer Trennung! Erlauben Sie mir, meine — darf ich ſagen, Gemahlin? auf einen Augenblick allein zu ſprechen.“

„Herr Baron, es thut mir leid, unſere Zeit iſt kurz — es iſt angeſpannt . . .“

Digitized by Google

„Nur einen flüchtigen Augenblick bitte ich um Gehör bei ihr.“

„Es kann nicht ſein.“

„Darf ich, was ich bitte, nicht als Gemahl mit Recht fordern?“

„Sie iſt ſchon jetzt als eine von Ihnen Geſchiedene zu betrachten.“

„So muß ich ſie betrachten. Eben darum, und — vielleicht trägt es zu meiner Ruhe, und zum Frieden dieſer meiner Gemahlin bei — fordere ich den Augenblick einer freien Unterhaltung mit ihr.“

„Sie hat darüber zu entſcheiden!“ ſagte die Tante.

Der Baron trat ehrerbietig vor ſeine Anvermählte, und reichte ihr ſchweigend, mit trübem Blick die Hand dar, und führte ſie aus dem Zimmer in ein anderes. Suschen ging unwillkührlich, mit Zittern und Zagen. Sie wußte ſelbſt nicht, was ſie that oder hätte thun ſollen.

Er verſchloß das Stübchen, in welchem ſie ſtanden, und kehrte zu der Furchtſamen zurück. „Frau Baronin...“ ſagte er zu ihr mit ungewiſſer Stimme.

Suschens Antlitz färbte ſich bei dieſer Anrede ſchamvoll hochroth. „Nennen Sie mich nicht ſo, Herr Baron. Ich bleibe meinem Stande getreu. Das Zeremoniel, welches uns verband, gibt Ihnen keine Pflichten, mir keine Recht.“

„Und mein Verbrechen leider nicht einmal das Befugniß, Ihnen den ſüßen Namen zu geben, zu welchem mich die Kirche berechtigte.“

„Herr Baron, unſere Zeit iſt kurz. Wäre es Ihnen gefällig, mir zu ſagen, warum Sie mich allein ſprechen wollten?“

„Haben Sie, Frau Baronin, aber ich beſchwöre Sie, aufrichtig zu ſein, nur diesmal aufrichtig! haben Sie durch mich den Glauben an die Menſchheit noch nicht ganz verloren?“

„Ich glaube noch an das Menſchenherz, weil ich an Gott glaube.“

Digitized by Google

Da ſtürzte der Baron zu ihren Füßen nieder, und rief mit naſſen Augen zu ihr empor: „O ſo glauben Sie mir auch in dieſem Augenblick — ich war ein Verbrecher an Ihnen, und doch war und bin ich kein Böſewicht. Haſſen Sie mich, verabſcheuen Sie mich, ich habe es verdient. Aber glauben Sie, ich war und bin kein Böſewicht.

„Was hülfe Ihnen mein Glaube, Herr Baron?“

„Zu einiger Ruhe! zu vieler Ruhe. O Sie haben viel eingebüßt, aber ich — ich habe mehr verloren, als Sie.“

„Stehen Sie auf, Herr Baron, und kehren wir zurück.“

„Nein — ſein Sie heute noch ganz Engel. Gewähren Sie mir noch eine Bitte.“

Sie ſchwieg.

Er küßte mit Inbrunſt ihre Hand, die er ihres Weigerns ungeachtet genommen hatte, und ſagte mit geſenktem Angeſicht, denn er wagte es nicht, ſie anzuſehen, und mit gedämpfter Stimme: „Sie ſind Mutter — ich bin Vater — ich flehe um die Gunſt, meinen Sohn nur einmal ſehen zu dürfen.“

Sie antwortete nicht; auch konnte ſie es nicht, denn ſie weinte laut.

„Ich bin's nicht würdig, den Sohn zu ſehen deſſen Mutter ich mißhandelte . . .“ fuhr er nach einer Weile mit gebrochener Stimme fort, und die Thränen floſſen ihm über die Wangen hin: „ich bin's nicht würdig. Aber Ihres Herzens würdig, Frau Baronin, iſt Großmuth gegen einen Unglücklichen. — Darf ich einen Tag, welchen Sie wollen, nach Nieder-Fahren kommen, und mein Kind an das Herz voll Reue drücken?“

„Wann Sie wollen!“ ſagte ſchluchzend die Neuvermählte, und eilte zur Thür.

Tantchen Rosmarin machte große Augen, da ſie beide Hand in Hand daherwandeln ſah mit verweinten Augen.

Digitized by Google

„Er hat gebeten,“ ſagte Suschen, „unſern kleinen Pompejus einmal zu ſehen.“

„Und die Frau Baronin hat's erlaubt!“ ſetzte er geſchwind hinzu.

Tantchen machte ein kaltes Geſicht. Es war angeſpannt. Man ſetzte ſich in den Wagen; der Baron half den Frauenzimmern. Sie fuhren ab. Der Freiherr ſah ihnen durchs Dorf nach, auch da er ſie nicht mehr ſah.

---

## Ueberlegungen.

„Abgethan!“ rief Tantchen, da der Wagen außer dem Dorf war: „rein abgethan, meine liebe Baronin! Ich bin entzückt.“

„Ach Tantchen,“ ſagte Suschen, „nennen Sie mich doch wie immer. Es klang mir wie ein Schmähwort, wenn mir der Herr Baron ſeinen Titel gab.“

„Es war ſeine Schuldigkeit. Du heißeſt jetzt Baronin; biſt ihm anvermählt. Unſer Pompejus hat volle Anſprüche einſt auf die Erbſchaft des Hauſes Malzen. Doch darüber muß ich noch mit dem Herrn Advokaten Kurzbein abhandeln. Er hat ſich für übermorgen anmelden laſſen. Da wollen wir den Prozeß wegen der Scheidung inſtruiren. Nun Prozeß, hoffe ich, wird es nicht geben; beider Theile Einwilligung, und dann ſchon der Spruch des Obergerichtshofes — das beſchleunigt die Sache. Aber übermorgen, ſage ich, muß der Advokat inſtruirt, und über acht Tage die Sache vor den Gerichten anhängig ſein. Der Herr Baron, dein Mann, und ſeine ganze Sippſchaft, und die ganze Welt muß erfahren, daß es uns nur um deine Ehre, nur an der Züchtigung des Elenden gelegen war, nicht an ſeiner Baronſchaft. Wir werfen ſie ihm vor die Füße. Und wenn er gegen die Scheidung — ich ſetze nur den Fall — proteſtiren wollte (er wäre es wohl im Stande, mich zu ärgern), ſiehe, und ſollte es mir allein tauſend Dukaten koſten — — die Scheidung muß vor ſich gehen.

Muß! ſage ich — Hm! wahrhaftig, um Verbindung mit dem Hauſe Malzen war's uns nicht zu thun. Ich verachte den armen Ritter, und ſein hochadeliches Wappen möchte ich nicht zum Deckel auf einen Schmalztopf. Nein, dazu fühlen wir uns doch noch viel zu gut. Aber wie nun die Welt iſt, ſie wird's nicht glauben. Sie ſoll es erfahren. Ich wollte lieber, es wäre heut, als übermorgen. Indeß die Formen müſſen beobachtet ſein. Heut Vermählung, übermorgen Scheidung. So recht. Du haſt's ihm doch geſagt? Apropos, warum hatteſt du und er geweint? Was hatte er Geheimes mit dir?

In dieſem Tone ſprach Tantchen Rosmarin mit ſeltener Lebhaftigkeit noch eine halbe Stunde lang fort. Die Freude, am lange erſehnten Ziel ihres Haſſes zu ſtehen, begeiſterte ſie. Suschen, oder die neuvermählte Baronin, denn ſo müſſen wir ſie doch wohl nun nennen, mußte der guten, redſeligen Frau alles erzählen, was ſie mit ihm allein geſprochen.

„Der Menſch — ſiehe, ich irre mich nicht! — der Menſch iſt entweder, wenn du anders nicht, weil du Thränen im Auge hatteſt, gutmüthig glaubteſt, er habe ſie in den ſeinigen — der Menſch iſt entweder ein Erznarr, das wäre dumm, oder ein Erzböſewicht, das wäre ſataniſch!“ — Es bedarf wohl nicht erſt des Zuſatzes, daß dieſe Bemerkung von der Tante kam.

Indem ſie ſich über das Geſagte erklärte, unterbrach ſie ſich plötzlich ſelbſt. Ihre Stirn gefaltet, ihr Auge glänzend, mit einem ſtechenden Blick auf den Verwalter, ihren Zeigefinger erhoben, als rufe ſie die ganze Welt auf zum Horchen, ſagte ſie, mit gedämpfter Stimme, in welcher doch etwas Schrecklichfrohes lag: „Ich bin ganz außer mir! Der Gedanke kommt von oben herab. Höre, Kind, wenn's nun gar ſo wäre? Wenn du nun vielleicht eben heute Eindruck auf ſein Herz gemacht hätteſt — wenn der Wüſtling dich in der That liebgewonnen hätte, dann ... dann ... ich zittere vor Freuden!“

Digitized by Google

„Was denn, Tantchen?“ fragte die junge Baronin, die faſt erſchrack, und von einer ſchnellen Röthe überflogen ward.

„Und wenn's nicht wäre, es koſtete dich einen freundlichen Blick, und der Geck läge zu deinen Füßen... dann Scheidung, und ihm den Korb gegeben! Dann wären wir vor der Welt glänzend gerechtfertigt.“

„Nein, Tantchen, zu ſolchem Spiel leih' ich keinen freundlichen Blick her.“

Betroffen, und ihre Uebereilungen bereuend, drückte die Tante ihrer Nichte dankbar die Hand und ſagte: „Du haſt Recht.“

Unter ſolchen Geſprächen fuhr der Wagen in Nieder-Fahren ein. Da waren mit Blumen umwundene Ehrenpforten gebaut; Gäſte aus Waiblingen, ohne Suschens Vorwiſſen von der Tante zu ihrem Ehrentag, nämlich zur Feier des gewonnenen Rechtsſtreites, eingeladen; alle Familien aus Ober-Fahren im Sonntagsſchmuck; an ihrer Spitze der Herr Pfarrer. Glückwünſche links und rechts. Ein köſtliches Gaſtmahl im Hauſe der Tante. Im Park offene Tafel für Bauern und Bäuerinnen; Muſik und Tanz derſelben bis in die ſpäte Nacht.

---

## Ueberlegungen anderer Art.

Der Baron von Malzen hingegen brachte den Tag traurig zu. Er ritt nach Malzendorf zurück, mit geſenktem Haupte. Immer ſchwebte ihm Suschens Geſtalt vor — immer wiederholte er ſich, und oft mit lauter Stimme: „Ein himmliſches Geſchöpf! nie führe ich ein anderes Weib zum Altar, wie dieſes!“ Er hörte ihrer Stimme Silberton; ſah ihren beredten Blick voll Thränen, ihre Verklärung im Erröthen; „Mein Gott, und dieſe Heilige mein Weib, und ich darf ſie nicht m e i n nennen!“ rief er dann wieder.

Die Hoffnung, ſie wiederſehen zu dürfen, erfüllte ihn mit Entzücken. Er that Verzicht auf ihre Hand, aber nicht auf das Glück, ſie anbeten zu dürfen. Liebe konnte er nicht von ihr hoffen, aber doch Duldung, um des Sohnes willen. Er verlor ſich in Wehmuth, und fuhr aus dem ſüßen Schmerz wieder zur Wuth auf, wenn er des Prozeſſes, und der Urſache deſſelben, und ſeiner empörenden, verleumderiſchen Briefe gedachte.

Sein armes Pferd mußte alle Empfindungen, die ihn abwechſelnd ergriffen, büßen. Mit der Verzweiflung ritt er Galopp zum Halsbrechen; in den Erinnerungen an die reizende Gemahlin im langſamſten Schritt; raſchen Trab ging's bei Furcht und Hoffnung.

So kam er vor ſeinem väterlichen Schloß an, ohne zu wiſſen, wie. Da war ihm Alles öde und leer. Er wollte leſen, rechnen, zeichnen, ſpazieren gehen, den Pfarrer beſuchen, oder einen benachbarten Edelmann überraſchen — Alles war nichts. Sein Herz rief nach der ſchönen Geſtalt, die ihm erſchienen war; er hätte Nieder-Fahren nur aus der Ferne ſehen mögen.

Das Fieber ward, wie jedes Fieber, mit Sonnenuntergang heftiger. Er ließ Niemanden vor ſich, machte Entwürfe, Verſe, und ſchrieb Briefe an die Geliebte, die wieder verbrannt werden mußten.

Man muß erſt über ſeine Sache einmal ſchlafen, wenn man ſie recht überdenken will. Der gute Pompejus fand am andern Morgen, da er nüchtern worden, Alles anders; die ganze Welt, welche den Tag vorher aus ihren Angeln geriſſen zu ſein ſchien, ſtand wieder in ihrem alten Gleiſe. Er verwunderte ſich wirklich über ſeinen geſtrigen Rauſch, und ſchämte ſich deſſelben.

„Was triebſt du?“ dachte er, und zerriß mit Unwillen die Verſe, die noch auf dem Tiſch lagen, „warſt du wahnſinnig? — Nun ja, deine ſogenannte Gemahlin iſt artig, aber welche Narrheit, darüber aus der Haut fahren zu wollen? — Welch ein toller Roman war das? Sich erſt

ein Mädchen vom Hals wegprozeſſiren, der Welt zum Geſpött werden, ſich durch ein Zeremoniel zuſammengeben laſſen, um die ſogenannte Ehre herzuſtellen, dann ſich in ſie verlieben! Gottlob, Pompejus, daß du deine Augen wieder haſt. Jeder Menſch mag wohl dann und wann einmal im Leben einen Anfall von Verrücktheit haben; du hatteſt ihn geſtern, und führteſt dich im Wirthshauſe wie ein Knabe auf.«

Er ging an ſeine landwirthſchaftlichen Arbeiten; war thätig einen Tag nach dem andern, wie zuvor; und um ſich ſelbſt zu überzeugen, daß er vollkommen am Geiſt geſund ſei, beſchloß er, in den nächſten vierzehn Tagen nicht nach Nieder-Fahren zu gehen, um ſeinen Sohn zu ſehen. Und er hielt ſich Wort, ohne daß es ihn Ueberwindung koſtete.

---

## Die Baronin.

In Nieder-Fahren hatte ſich in der gewohnten Hausordnung aber mancherlei geändert. So hatte Tantchen Rosmarin es gewollt. Alles mußte mit gebührendem Anſtand geſchehen.

Der jungen Frau Baronin war ein beſonderer Flügel im herrſchaftlichen Gebäude eingeräumt; ſie hatte die freie Verfügung über die Zinſen ihres Vermögens erhalten; eine eigene Kammerjungfer zur Bedienung empfangen; der Titel Baronin durfte nicht fehlen; nur Tantchen und Oheim erlaubten ſich noch den trauten, alten Namen Suschen.

Nach dieſen erſten Einrichtungen, welche Suschen für ſehr überflüſſig, Tantchen für unumgänglich weſentlich hielt, ward Herr Advokat Kurzbein wegen der Scheidungsklage mit allem Nöthigen verſehen. Nach acht Tagen brachte der Advokat den Scheidungsantrag ſchriftlich — die Tante ſtreute noch einige ihrer bittern Bemerkungen gegen den

Herrn Baron ein; ſie nannte das in ihrer Sprache „Pfeffer und Gewürz dazu thun;“ Suschen unterſchrieb.

Inzwiſchen ging es dem guten Suschen wunderbar. Es konnte nie den kleinen Pompejus anſehen, ohne des großen Pompejus zu gedenken. Und, wenn die Mutter den Knaben küßte, fiel ihr immer dabei ein, daß ſie nun Gattin ſei ohne Gatten. — Das Aergſte von Allem aber war der Umſtand, ſie konnte, ſo ſehr ſie ſich auch, der Tante zu Gefallen, Mühe gab, den Baron zu haſſen, dennoch den Mann nicht haſſen, deſſen Ebenbild ſie in ihrem Kinde liebte. — Ja, bei reiflichem Erwägen deſſen, was der Baron in dem kleinen Wirthsſtübchen geſprochen, und die Art, wie er ſich benommen, und die Wahrheit, mit der er zu ihren Füßen geweint hatte, konnte man ihn eigentlich gar nicht haſſenswürdig nennen.

Sie freute ſich ſogar ein wenig, daß er kommen und ihren Sohn ſehen würde. Die Dringlichkeit, mit der er Erlaubniß dazu gefordert, ließ vermuthen, er werde bald kommen. — Sie betrachtete zuweilen den prächtigen Brillantring, den er ihr gegeben. Den zweiten Tag ging ſie, und den dritten noch öfter zum Juweelenkäſtchen, in dem er lag; den vierten ſteckte ſie ihn ſogar an den Finger, und trug ihn in ihrem eigenen Zimmer — denn wehe, wenn ihn die Tante an ihrer Hand bemerkt hätte!

Als nun aber acht Tage und zwei Wochen vergingen, und der Baron nichts von ſich ſehen und hören ließ, und die Tante jeden Morgen und jeden Abend wiederholte: „Siehſt du, was ſeine zärtlichen Vaterkrokodillthränen zu bedeuten hatten? Zum Beſten wollte er dich damit haben! Mich aber hintergeht er nicht!“ da ward auch ſie voll Argwohns. Der Ring blieb wieder im Juweelenkäſten. Sie ſah ihn ſeltener, und wurde ſtiller und nachdenkender.

Digitized by Google

## Beſuch.

Wie geſagt, der Baron von Malzen hielt ſich Wort: in der dritten Woche wollte er aber auch den Damen Wort halten. Er ritt mit ſeinem Jäger nach Nieder-Fahren.

Als er auf halbem Wege den Thurm der Kirche des Dorfes Altenſteig ſah, in welcher ihm Suschen angetraut war, ſchlug ſein Herz unwillkührlich ſchneller. Als er vor dem Wirthshauſe war, ſtieg er ab, eigentlich um mit dem Wirth im Vorbeigehen noch etwas in Betreff eines Pferdehandels abzuthun; aber er trat doch gern in die Wirthsſtube, und da ſah er immer nach dem Winkel, wo ſie geſeſſen, und aus dem Pferdehandel wurde durchaus nichts. — Als er endlich in der Ferne über die grünen Wieſen her die weißen Herrſchaftsgebäude von Nieder-Fahren leuchten ſah im Sonnenglanze, mußte er ſchlechterdings langſam reiten, denn es fehlte ihm — er wußte ſelbſt nicht, ob an Athem, oder an Muth, oder ſonſt etwas.

Das Uebel wuchs, die Pulsſchläge mehrten ſich, je näher man den geſchmackvollen Anlagen von Nieder-Fahren kam. Er hatte nur noch ſo viel Beſinnung, ſich über ſich ſelbſt zu verwundern, und leiſe vor ſich hinzumurmeln: „Pompejus, nun glaube ich im Ernſt, du biſt verliebt und ohne Rettung verloren.“ Er dachte es und war es.

Der Herr Verwalter Säblein empfing ihn an der Thür. Tantchen Rosmarin begrüßte ihn mit eiskalten, doch höflichen Geberden im gewöhnlichen, zierlich geordneten Wohnzimmer.

„Frau Oberſteuerräthin,“ ſagte er, „ich mache von der gütigen Erlaubniß Gebrauch, Ihnen und der Frau Baronin meine Aufwartung zu machen, um meinen Sohn zu ſehen.“

Tantchen ſchien einen Augenblick unentſchloſſen; dann ſagte ſie: „Die Baronin iſt in ihren Zimmern mit ihrem Kinde. Ich bitte Sie, ſich dahin zu bemühen. Mein

Verwalter wird die Ehre haben, Ihnen den Weg zu zeigen.“ Ihr Knix ſagte ihm, daß er von ihrer Seite verabſchiedet ſei.

Suschen hatte ihn bei der Ankunft erblickt, und war vor Angſt und Schrecken außer ſich. Sie lief geſchwind im Zimmer umher und wußte nicht, was ſie ſuchen wollte. Indem ward er ſchon von der Kammerjungfer angekündigt, und er trat herein.

„Frau Baronin,“ ſagte er, und ward blaß und roth, und ſein Herz ſagte: es iſt umſonſt! ſie iſt's! — „Frau Baronin, Ihre gütige Bewilligung hat mir Muth gegeben ...“ Aber mehr konnte er nicht ſagen, denn er hatte keinen Muth.

Suschen ſtammelte etwas in aller Verwirrung hin, was ſie ſelbſt nicht verſtand und er zum Glück nicht hörte, denn ſeine Seele war nur Auge.

Er mußte ſich auf einen Seſſel niederlaſſen.

Nun entſchuldigte er ſich, daß er nicht ſchon vor Tagen und Wochen gekommen. Ein ſtummes Verneinen des Kopfes war ihre ganze Antwort.

„Nein,“ ſagte er lebhafter, „beurtheilen Sie mich nicht nach meinem Betragen. Es war bei mir nicht Gleichgültigkeit, es war — o Frau Baronin, es war Todeskampf! Ich zitterte, Sie wieder zu ſehen. Ich hoffte, mich zu überwinden. Aber — ich bin nun einmal unglücklich.“

„Der Anblick des Kindes wird ſie erfreuen.“

„Ach Theure, mich erfreuen! mich! der Anblick des Kindes, das Millionen Vorwürfe in mir weckt, des Kindes, das, ſtatt uns zu verbinden, uns trennt! Denken Sie ſich, wenn es Ihnen möglich iſt, die Lage eines Verbrechers, der ſein Leben darum gäbe, er könnte ſchuldlos vor Ihnen ſtehen.“

„Beruhigen Sie ſich. Ich fürchte, Ihre Heftigkeit könnte den kleinen Engel von Ihnen zurückſchrecken.“

Der Baron ſchwieg lange; aber ſeine Augen wichen nicht von der geliebten Geſtalt. Indem brachte die Kammerjungfer den kleinen Pompejus, der mit ausgebreiteten Armen zur Mutter hüpfte.

Der Baron ward todtenblaß, als er den blühenden, reizenden Knaben ſah; und ſtumm und ſtarr, wie ein Marmorbild, blieb er unbeweglich auf dem Stuhl.

Die Baronin bemerkte mit Schrecken ſein Erblaſſen. Sie fragte zitternd, ob ihm nicht wohl ſei? — Er ſchüttelte langſam den Kopf, und machte mit der Hand eine Bewegung, daß er nichts verlange. Endlich ſtand er auf, um ſich dem Kinde zu nähern.

Die junge Mutter bog ſich zu ihrem Liebling herab, und ſprach: „Pompejus, gieb dieſem Herrn das Händchen, es iſt dein Vater.“ Aber die letzten Worte konnte ſie nur undeutlich ſprechen, denn ſie weinte laut.

Der Baron kniete vor dem Kinde nieder, küßte erſt das Händchen, welches es ihm gereicht hatte, und ſchloß dann den holden Knaben in ſeine Arme. Des Barons Geſichtszüge blieben zwar unverändert; aber die hellen Thränen perlten über ſeine Wangen nieder.

„Du, Vater, Du?“ fragte mit verwunderndem Lächeln der Kleine, und faßte ſpielend nach dem glänzenden Uhrband des Barons. Dieſer zog die koſtbare Repetiruhr, gab ſie dem Kinde, und ſagte: „das iſt dein!“ küßte das Kind noch ein Mal, und ſtand auf, indem er rief: „Da ſehe ich mein verlornes Eden.“

Er ſtellte ſich ans Fenſter und ſtarrte hinaus zum Himmel. Der kleine Pompejus ſprang zu ſeiner Mutter, zeigte ihr die goldene Uhr, und ſagte: „Mutter, Vater!“ — Aber Suschen antwortete nichts, ſondern weinte nur heftiger.

Der Baron ſchwieg lange, von der Gewalt der widerſpruchvollſten Gefühle erſchüttert. Endlich ging er langſam zur Baronin, ſtand vor ihr, als hätte er ein ſchweres Bekenntniß zu thun; ſein Auge ſtarr und thränenvoll;

Digitized by Google

ſeine Lippen zuckend, als wolle er ſie zur Rede öffnen, als ſchlöſſe ſie der Schmerz; ſeine Bruſt in ſtürmiſchen Athemzügen fliegend. — Suſchen hielt das Geſicht von ihm abgewandt, in ihr Tuch verhüllt, während ihre linke Hand an dem goldenen Lockengekräuſel des Sohnes unwillkührlich tändelte.

„Weinen Sie nicht, Frau Baronin!“ ſagte Herr von Malzen endlich: „Es iſt nur an mir, zu weinen. Ich bin Mann; Thränen ſind mir Fremdlinge ſeit den Kinderjahren; aber heute, vor Ihnen, ſchäme ich mich ihrer nicht. Ich beſchwöre Sie, Theure, weinen Sie nicht. Jede Thräne iſt eine neue Schuld für mich; jedes Schluchzen zerreißt mein Herz. Laſſen Sie mich mein Elend nicht allzuſchwer fühlen. Ich bin Verbrecher. Ich darf keine Anſprüche auf Ihre Achtung machen, denn ich verachte mich ſelbſt. Ich wage es ſogar nicht mehr, Ihre Verzeihung anzurufen; denn könnten Sie auch Engel genug ſein, würde ich mir denn ſelbſt verzeihen können? Würde ich den Jammer ungeſchehen machen, den ich über Ihre Jugend verbreitete? Würde ich die brennenden Thränen, die Sie meinetwillen vergießen mußten, ungefloſſen machen? Nur eins — nur das Eine verweigern Sie mir nicht, o bei Ihrer himmliſchen Güte, die Sie auch dem Bettler am Wege nicht verweigern, beſchwöre ich Sie — laſſen Sie mich hoffen, Ihres Mitleids theilhaftig zu werden. Der Himmel trägt ja mit der Reue des Sünders Mitleiden.“

Sie ſchwieg. Sie hörte kaum, was er ſagte.

Da ſank er auf das Knie vor ihr nieder, und rief: „Angebetetes Weib! — ach ich darf nicht ſagen: mein Weib! Ich werde es, ich will es auch nie ſagen. Aber verſtoßen Sie mich nicht ganz. Erlauben Sie mir, daß ich zuweilen mich dieſer Gegend — dieſem Aufenthalte der Unſchuld und Liebe nähern — daß ich unglücklicher Vater zuweilen meinen Pompejus, meinen Sohn — — o Gott! Aber —“

Digitized by Google

Die Stimme brach ihm. Er ſchloß bei den letzten Worten das Kind in ſeine Arme, und bedeckte es mit ſeinen Küſſen.

„Herr Baron,“ erwiederte Suschen gefaßter, „ich ſollte Ihnen die Erlaubniß nicht verweigern, Ihre Beſuche bei dieſem Kinde zu wiederholen, wenn es Ihnen ſo theuer iſt, wie Sie ſagen. Aber die Erlaubniß hängt von meiner Tante, der Eigenthümerin dieſes Hauſes und dieſer Güter ab, in der ich meine andere Mutter verehre. Belieben Sie ſich alſo mit dem Geſuche an ſie zu wenden. Ich habe nichts zu geſtatten.“

„Und wenn mir die Bitte gewährt würde von Ihrer andern Mutter — — Sie würden dann dieſer Erlaubniß die Ihrige beifügen?“

„Ich habe nur meiner Mutter gehorchen gelernt.“

Der Baron ergriff ihre Hand, küßte ſie mit wilder Heftigkeit — dann ſeinen Sohn, ſprang auf, nahm ſeinen Hut und entfernte ſich, indem er ſeinen Dank ſtammelte für dieſe Stunde.

Er war ſein Vorſatz, auf der Stelle die erſehnte Erlaubniß zu erflehen. Aber wie er die Treppe niederſtieg, ſtieg die ernſte Phyſiognomie Tantchens lebhaft in ſeinem Gedächtniß auf, und er zitterte vor abſchlägiger Antwort. „Beſſer ſchriftlich, als mündlich!“ dachte er; denn er fühlte, daß er in ſeiner gegenwärtigen Stimmung ohnehin ein ſchlechter Redner ſein würde. So kam er an Tantchens Zimmerthür — noch einmal ſchwankte er, ob hinein, oder vorbei? Ehe er ſich aber die Antwort gab, ſaß er ſchon auf dem Pferde, und jagte im Galopp davon.

---

## Zweiter Prozeß. Briefwechſel.

Mit rothgeweinten Augen kam Suschen zu Tantchen Rosmarin. Die junge Baronin mußte nun haarklein berichten. Der kleine Pompejus ſprang freudig mit der

goldenen Uhr ſeines Vaters herbei. Tantchen ſchüttelte zu allem den Kopf.

„Daß ihn,“ ſagte ſie, „der Anblick des Kindes rührte, nun das will ich wohl glauben, gutes Suschen. Er müßte ja von Holz und Marmor ſein, wenn er den Engel da ſähe, und nicht wie der Zöllner im Evangelium an ſeine Bruſt ſchlüge und ſpräche: Gott ſei mir armen Sünder gnädig. — Daß er dem Kinde die goldene Uhr gab — nun, das war ſehr natürlich. Daß er vor dir auf den Knien lag, beweiſet noch nicht, daß er ſeine Schändlichkeit aufrichtig bereue. Denn, liebes Suschen, ſolchen Männern kommt das Knien ſo unwillkührlich an, wie den Weibern das Weinen. Ueberhaupt hätte ich gewünſcht, du würdeſt ihm mit größerer Würde erſchienen ſein. Er verdiente nicht, Zeuge deiner Thränen zu ſein. Du mußteſt dem Springinsfeld richterliche Hoheit und Strenge zeigen. Deine Majeſtät hätte ihn zerſchmettert. Ich möchte nur an deiner Stelle geweſen ſein. Du hätteſt mich ſehen ſollen! Uebrigens bleibt er, was er war, und wie ſein hochſeliger Vater: ein ſtolzer Geck, ohne Lebensart. Es wäre wohl der Artigkeit gemäß geweſen, ehe er das Haus verließ, der Gebieterin deſſelben nachzufragen, und ſich bei ihr zu beurlauben. Ich verlange nur die Beobachtung der allereinfachſten Höflichkeit. Das kam meinem Herrn Baron gar nicht in den Sinn. Kind, ich ſaß hier ſchon auf dem Sofa, vollſtändig und gefaßt, mit welchem Geſicht ich ihn aufnehmen und verabſchieden wollte. Daraus ward nun nichts. Ich merke wohl, worauf das hinaus führt. Er hat geſehen, du biſt zu gut, zu weich. Ich wette, er legt es darauf an, um der Welt ſagen zu können: ihr ſeht ja, ihr Leute, daß ich Recht hatte. Sie war's, die mich einſt verführte; ſie will mir noch jetzt nach. O Suschen, du kennſt die Männerbosheit nicht! — darum will er Erlaubniß, dich öfter zu beſuchen. Aber warum kam er nicht, und bat die Erlaubniß von mir? Hier ſaß ich und erwartete ihn. Ich verſtehe ihn ſchon. Sein böſes Gewiſſen

Digitized by Google

brannte. Er fürchtete meinen Scharfblick, der ihm ſchon durch manches Plänchen ſah. Aus der Erlaubniß, Herr Baron, wird nun und in Ewigkeit nichts.«

Suschen wollte zwar manche Bemerkungen Tantchens mildern; und ſchien gar nicht ungeneigt, Barmherzigkeit für Recht ergehen zu laſſen; allein das war vergeblich. Tantchen Rosmarin, ſonſt die beſte Frau von der Welt, eine Herzensmama, war gegen den Baron unverſöhnlich, argwöhniſch, lieblos, und konnte den neuen Schmerz nicht vergeſſen, daß ſie auf dem Sofa mit Hand, Fuß und Angeſicht in Bereitſchaft zum Empfang des erwähnten Springinsfeld geſeſſen war, und wieder aufſtehen mußte, ohne ihre Hoheit gezeigt zu haben.

Folgendes Tages kam ein reitender Bote von Malzen, mit einem Schreiben des Barons an die Frau Oberſteuerräthin Rosmarin. Es fing folgendermaßen an:

»Wäre ich geſtern nicht allzuſehr ein Raub der gewaltigſten Gefühle geweſen, ich würde bei Ihnen, verehrungswürdige Frau, mündlich erfleht haben, was mir jetzt nur noch ſchriftlich zu thun vergönnt iſt, nämlich die gütige Gewährung, daß ich von Zeit zu Zeit meinen geliebten Sohn in Nieder-Fahren ſehen und an ein Vaterherz drücken dürfe, das dieſer Seligkeit kaum werth iſt.«

— Was? — dachte Tantchen: — und ſeine Grobheit zu entſchuldigen, nicht einmal vor der Abreiſe zu mir gekommen zu ſein — das fällt dem Herrn nur gar nicht ein? —

Damit war ihm der Stab gebrochen.

»Hochgeborner Herr Baron,« hieß es in der ſchriftlichen Antwort, die im Rosmariniſchen Staatsrath am andern Tage beſchloſſen worden war: »nach dem, was zwiſchen uns vorgefallen iſt, und nach den ſchmachvollen Jahren, die Sie unſerm Hauſe gaben, wird Ew. Hochgeboren Billigkeit ſelbſt ermeſſen, daß es uns zu viel zugemuthet wäre, ohne den peinlichſten Empfindungen den Urheber ſo vielen Unglücks in unſerm Kreiſe zu ſehen.

Sein Sie übrigens überzeugt, daß das Kind, welches Sie, dem Reichthum Ihrer zärtlichen Vatergefühle unbeſchadet, in Ihren Briefen aus Italien oftmals einen Baſtard nannten, und in den leidigen Prozeßakten nennen ließen, eine Erziehung empfangen wird, die ſeines Standes würdig iſt.«

Die Antwort ging ab. Suschen hätte im Stillen wohl manche Verbeſſerung der Redaktion gewünſcht — aber doch war ihr Tantchen zu lieb und ehrwürdig, um zu widerſprechen. Und ſchon hatte ſie die Erfahrung gemacht, daß Tantchen, ſonſt nachgiebig und leutſelig in allem, durch den mildeſten Widerſpruch zu Gunſten des Barons nur bitterer und böſer gegen ihn ward. Schweigen galt alſo als Klugheit.

Unterdeſſen war der Scheidungsprozeß eingeleitet. Es ging damit vor dem Gericht in gewöhnlicher majeſtätiſcher Langſamkeit. Tantchen hatte gehofft, die Sache in vier Wochen abgethan zu ſehen; ſtatt deſſen bekam der Handel eine Ausſicht zu vier Jahren.

Denn ſehr unerwartet kam vom Herrn Advokat Kurzbein folgende Anzeige:

»Unſere Gegenpartei ſucht neuerdings alle mögliche Schikanen hervor, uns, wo nicht zu beſiegen, doch den Sieg zu erſchweren. Ich habe die Ehre, Ihnen, wohlgeborne Frau Oberſteuerräthin, zu melden, daß der Sachwalter des Barons von Malzen im Namen ſeines Klienten rundweg gegen die Eheſcheidung proteſtirt, ungeachtet dieſelbe bekanntlichermaßen in der Sentenz des letzten Prozeſſes nicht ganz undeutlich ausgeſprochen zu ſein ſchien. Aber dieſe neuen Kniffe ſollen dem beſagten Herrn Baron wenig helfen, und ich bitte Ew. Wohlgebornen, ſich desfalls nicht ärgern zu wollen, eben weil ich in obbemeldeter Proteſtation nichts anderes, als einen gefliſſentlichen Verſuch erkenne, Ew. Wohlgebornen neuen Verdruß zufügen zu wollen.«

Als dieſer Brief im Staatsrath verleſen ward, machte Tantchen finſtere Stirn; Herr Säblein nahm eine Priſe zur Erweckung der Verſtandeskräfte; der Herr Pfarrer

ſchüttelte den Kopf, und ſchlug eine Fliege todt; Suschen ward feuerroth, und drehte ſich um nach der ſchönen Wanduhr, zu ſehen, wie ſpät es ſei.

„Impertinent!“ rief die Tante, und warf den Brief hin: „Neue Bosheit, aber der Herr Baron irrt ſich. Der erſte Prozeß hat ihm die Geldkiſte geleert; dieſer ſoll ihm das Haus öde machen.

---

## Das Geſpenſt.

Niemandem kam die Geſchichte wunderlicher vor, als der jungen Baronin. Sie ging auf ihr Zimmer, und als ſie am großen Spiegel vorbeikam — ſonſt ſchielte ſie wohl gern ſeitwärts im Vorbeigehen hinein, ſchlug ſie die Augen nieder, um ſich nicht ſehen zu müſſen. Sie that das Fenſter auf, friſche Luft zu genießen, oder die ſchöne Gegend im Abendſonnenſchein zu bewundern. Aber die ſchönſte Gegend war auf der Seite, wo Malzen lag; und man konnte nicht nach der Gegend von Malzen ſehen, ohne an den Herrn von Malzen zu denken, an den man ohnedem nur zu viel dachte.

„Er will ſich alſo nicht von mir trennen laſſen!“ dachte ſie, und legte ſich ins Fenſter, ohne an ſchöne Natur und freie Luft zu denken: „Er betrachtet ſich alſo wirklich als meinen Mann.“ Eine Schamröthe färbte bei dem „als meinen Mann,“ ihre Roſenwangen höher. Der Ausdruck war ihr noch nie in den Sinn geſtiegen, weil ſie ſich noch nie als die Frau des Barons angeſehen hatte. Es lag für ſie darin ſo viel wunderſam Vertrauliches, daß ſie mit den Worten „mein Mann“ nicht fertig werden konnte, und Tantchens Zorn und Kurzbeins Prozeß darüber vergaß.

„Freilich darf ich, kann ich ihm nicht wohl verzeihen, ob es gleich ſein mag, daß er mich, ehe er mich kannte, nur verkannt hat!“ dachte Suschen weiter: „Aber es iſt doch wahr, das Geſchehene iſt geſchehen, und wieder gut gemacht, obſchon wider ſeinen Willen; doch war's nur wider

ſeinen Willen, ſo lange er mich nicht kannte. Nun will er ſich nicht von mir ſcheiden laſſen — lieber Himmel, was ſoll denn das geben, wenn er darauf beſteht? Ich kann doch unmöglich ſeine Frau werden, ob ich gleich ſeine Frau bin. Die Sache iſt ſonderbar. Und wenn er den Prozeß gegen Tantchen Rosmarin gewönne; ich wäre nur neugierig, was daraus entſtehen würde? Der arme Malzen! er dauert mich doch von Grund der Seele. Böſe iſt ſein Gemüth gewiß nicht. Aber ich kann ihm nicht helfen. Indeſſen muß ich ihn ſchon, ſo lange der Prozeß dauert, als meinen Mann betrachten.«

Das Wörtchen »Mann« hatte für ſie ſo viel Behagliches, daß ſie es öfter wiederholte, als nöthig war, und ſie ſich beinahe ſelbſt wie eine junge Frau vorkam. Sie legte die goldene Uhr ihres »Mannes« zu dem Ring, welchen ſie von ihrem »Manne« bekommen hatte; und wenn ſie Abends zu Bett ging, und alle Ringe von ihren Fingern ablegte, ſteckte ſie doch den Ring ihres »Mannes« an, und behielt ihn über Nacht an der Hand. Auch in das leiſe Abendgebet ſchloß ſie ihren »Mann« ein, denn man muß ja auch für ſeine Feinde beten, geſchweige für einen »Mann.« Auch betrachtete ſie nie den Eheſcheidungsprozeß als den ihrigen, ſondern wie die Angelegenheit der Tante, und es kam ihr dabei vor, als wollte ſich nur die Tante vom Baron ſcheiden laſſen.

Sie liebte die Einſamkeit immer mehr, denn da hörte ſie nichts vom Prozeß, ſondern konnte ſich mit dem kleinen Pompejus beſchäftigen, und in Gedanken auch ungeſtört mit ihrem »Mann.« Oft lag ſie träumend bis zur ſpäten Dämmerung im Fenſter, und überließ ſich wohlthuenden Fantaſien.

An den Flügel des herrſchaftlichen Gebäudes, welchen ſie bewohnte, ſtieß ein Park von hohen, hundertjährigen Buchen und Birken. Und wenn ſie Abends im Fenſter lag, in den Park hinab ſah, wandelte gewöhnlich eine Geſtalt zwiſchen den Bäumen auf und ab, und verſchwand.

Digitized by Google

Sie konnte in der Dämmerung freilich die Geſtalt nicht recht erkennen, aber doch fing ihr Herz an zu pochen, ſo oft ſie jeden Abend, faſt um die gleiche Stunde, die gleiche Geſtalt erblickte. Es konnte wohl ein Geſpenſt ſein, vielleicht auch ein Abgeordneter ihres „Mannes,“ der ihr etwa einen Brief bringen ſollte, und nicht den Muth hatte, ins Haus zu kommen.

---

## Aufklärung.

Suschen war zwar ein wenig furchtſam, aber auch ein wenig neugierig. Zudem hatte ſie ſoviel Aufklärung, es allenfalls mit einem Geſpenſt aufzunehmen, weil man wohl weiß, daß die Geſpenſter zuletzt doch alle Fleiſch und Blut haben, wie unſereins. Sie beſchloß alſo, Unterſuchungen über die Erſcheinung im Park anzuſtellen, und ging — ſobald Pompejus mit Sonnenuntergang im Bettchen lag — in den Park.

Kaum hatte ſie zwanzig oder dreißig Schritte in das heitere Wäldchen hineingethan, ſo erſchien zu ihrem größten Schrecken das Geſpenſt, zog den Hut ehrerbietig ab, und pries ſich glücklich, ſie allein zu finden.

Suschen, auf ſolche Geſpenſterhöflichkeit nicht vorbereitet, zitterte an allen Gliedern, und wünſchte ſich weit weg; wenigſtens bis zu Tantchen Rosmarin aufs Sofa. Das war aber nun zu ſpät.

„Die Frau Oberſteuerräthin hat mir den Eintritt in ihr Haus verſagt; ich verarge der ſchwer beleidigten Frau dieſe Strenge nicht. Ich habe ſie verdient. Aber zürnen Sie nicht, wenn ich mir wenigſtens erlaube, in Ihrer Nähe zu athmen — es iſt das Einzige, was mir jetzt wohlthut. Ich habe doch Hoffnung, vielleicht Sie, Frau Baronin, wenn auch nur in der Ferne zu ſehen, oder mein Kind zu ſehen. Rauben Sie mir nur dieſen kleinen Genuß nicht. Ich verſpreche dagegen, daß ich, wider Ihren Willen, Sie niemals wieder anreden werde. Wenn Sie

Digitized by Google

wüßten, wie viel ich leide — Sie würden mir gewiß verzeihen.«

»Herr Baron,« ſtammelte Suschen, »nach der ausdrücklichen Erklärung meiner Tante...«

»Es ſei. Ich gehorche. Ich ſchweige. Ich will elend ſein. Aber, gnädige Frau, nur für ein einziges Wort noch gönnen Sie mir Gehör. Ich muß mich bei Ihnen wegen meines Verfahrens in dem neuen Prozeß entſchuldigen — rechtfertigen. — Frau Baronin, Sie fordern die Scheidung; und auf Gefahr Ihres Haſſes hin — ich kann nicht einwilligen. Bei Gott im Himmel, ich kann nicht. Keine Macht der Welt ſoll mich von dem Kleinode trennen, was mir, unbewußt was ich empfing, durch ſeltſame Verkettung von Ereigniſſen zu Theil ward.«

»Herr Baron, Sie ſehen meine Verlegenheit. Erklärungen dieſer Art wünſchte ich am wenigſten mündlich von Ihnen zu vernehmen. Ueberlaſſen Sie die Sache den Advokaten und Richtern. Ich habe Ihnen nichts zu antworten.«

»Aber ſagen mußte ich's Ihnen, gnädige Frau. Entſcheide nun das Schickſal über mich, wie es wolle, beharren Sie auf dem Prozeß, und geht er für mich verloren, ſo geht mein Leben mit verloren. Ich willige in keine Scheidung. Ich werde tauſendmal leichter ſterben, als das entſetzliche Ja zur Trennung ſprechen. Haſſen Sie mich, aber ich bete Sie an; würdigen Sie mich in dieſem Leben keines Blickes, keines Gedankens mehr, aber ich bete Sie an. Ich denke doch, meine Gemahlin ward mir vor Gottes Altar gegeben; und ich bin in meinen Täuſchungen ſo ſelig, wie ein Wahnſinniger.«

»Ich muß Sie dringend bitten, Herr Baron...«

»Nun bin ich ruhig, gnädige Frau, denn ich habe mich ausgeſprochen. Sie wiſſen es nun, daß ich Sie liebe. — Ich werde Sie verlaſſen, aber ich werde Sie lieben; ich werde Ihnen gehorchen, ich werde Ihnen meinen Anblick verbergen, aber ich werde Sie aus der Ferne belauſchen,

Digitized by Google

und Sie lieben. — Ach, und wenn Sie mir alles verſagen — dann gewähren Sie dem Vater die einzige Wolluſt nur, daß er zuweilen ſeinen Sohn ſehen dürfe. Ich wage es nicht, gerichtlich zu fordern, aber ich wage es von Ihrer Menſchlichkeit zu verlangen.«

In dieſem Tone ſprach er noch lange, und das ſchüchterne Suschen war menſchlich genug, ihn anzuhören, und ihm ſogar zu verſprechen, daß er ſeinen Sohn zuweilen ſehen ſolle.

»Zuweilen!« rief der Baron mit ſchmerzlicher Heftigkeit und naſſen Augen: Ach, doch zuweilen, der Vater darf ſein Kind zuweilen ſehen! Auch dies Almoſen nehme ich dankbar von Ihrer Güte. — Zuweilen! — Wenn mich aber mein Sohn ſo ſelten ſieht, werde ich nicht immer wie ein Fremdling vor ihm ſtehen? Ach, gnädige Frau, eine Bitte — ich habe hier beide Taſchen voll Zuckerwerk und Spielkram, bleierne Armeen und Seeſchiffe, Kugeln und ein Bilderbuch — ich habe es für Pompejus mitgebracht. Ich bitte Sie, gnädige Frau, geben Sie dies meinem Kinde — ſagen Sie ihm, es komme von ſeinem Vater.«

Indem er ſeine Taſchen haſtig leerte, und Suschens Strickkorb füllte, hätte der gute Baron vor Freuden jauchzen und Suschen ihm mit lauter Stimme verzeihn mögen. Aber beide verhüllten ſich gegen einander in die Maske des Wohlanſtändigen, und behielten einen Ton bei, der ſeltſam mit dem Schrei der Natur in ihrer Bruſt kontraſtirte.

Der Baron griff noch ſchnell in die Taſchen, und zog in Papier gewickelt ſein Bildniß auf Elfenbein gemalt hervor, umgeben von einem goldenen Reif, mit kleinen Perlen beſetzt. »Und damit mein Sohn meine Geſichtszüge nicht verlerne, geben Sie ihm auch dies Bild. Laſſen Sie es ihn zu ſeinem Spielzeug thun. Sagen Sie ihm oft: Das iſt das Bild deines Vaters, der dich ſo lieb hat. Ach, wenn er mich nur zuweilen ſieht, wird er mich nicht

lieben lernen. Ich bitte Sie, geben Sie es ihm.« — Es lag ſchon bei den andern Dingen im Strickkorb.

So war eine Stunde wie auf der Flucht verplaudert; jedes hätte einen Eid darauf gethan, es ſei eine Sekunde geweſen.

»Und wann, gnädige Frau, wann darf ich Pompejus ſehen?« fragte er beim Abſchiede.

»Herr Baron, ich muß die Achtung gegen meine Tante beobachten, welche ich ihr ſchuldig bin. In jedem Fall ſollen Sie von Tag und Stunde benachrichtigt werden.«

So ſchied man auseinander. Der Baron eilte zu ſeinem Jäger, am Ende des Parks, ſchwang ſich aufs Roß und jagte den gewohnten Weg nach ſeinem Schloſſe zurück. Suschen trug den Spielkram auf ihr Zimmer, verſchloß ihn ſorgfältig; und beim Nachteſſen ſaß ſie träumend ſtill, und ließ die Forellen kalt werden, ſo dringend auch Herr Säblein und Tantchen Rosmarin zum Eſſen mahnten.

## Neue Chikanen.

Tantchen Rosmarin war fortan gutes Muthes, weil von Zeit zu Zeit hoffnungsvolle Berichte des Herrn Kurzbein einliefen. Nur fand ſie Suschens Gleichgültigkeit gegen den Prozeß ſehr ſonderbar. »Es iſt ja nicht mein Prozeß, ſondern der deinige!« ſagte ſie wohl zehnmal des Tages. Und es machte ihr Galle, wenn die gutmüthige Nichte ſogar wagte, mitunter ein Wörtchen zu ſagen, das man als ein mildes Urtheil zu Gunſten des Barons hätte auslegen können.

Aber in Suschens Bruſt ſtand es jetzt ganz anders, als ſonſt. Die bewußte Geſpenſtererſcheinung hatte eine ganz eigene Wirkung auf ſie gehabt; und der durchdringende zärtliche Ton, mit dem man im Wäldchen das ewige »Aber ich bete Sie an« geſagt hatte, konnte durchaus nicht vergeſſen werden. Der Ring kam nun keine Nacht vom Finger, und die Mutter ſpielte mit dem Bildniſſe

des Barons weit mehr, als der Sohn, dem es gehören ſollte. Ueberhaupt hätte der Herr Gemahl ſeiner Gemahlin kein gefährlicheres Geſchenk machen können, als dies verführeriſche Porträt; denn es war auch gar zu ſprechend ähnlich, und man konnte nicht leicht wieder davon kommen, wenn man es einmal in Händen hatte.

Freilich Tantchen Rosmarin ahnete von dem Unfug nichts, der durch den Baron geſtiftet worden war, und ſie ließ ſich nicht beifallen, daß Suschen kleine freundſchaftliche Unterredungen mit dem Bilde des gleichen Mannes hielt, gegen welchen Herr Kurzbein auf Tod und Leben zu fechten hatte. Sie würde darin die chikanenvollſte aller Chikanen entdeckt haben, die jemals einem Gegner im Prozeſſe gemacht worden.

Daß der Herr Baron zu ſolchen raffinirten Gegenſtreichen viel Talent beſaß, erhellt aus folgendem Umſtand, der ſelbſt das Genie des berühmten Advokaten Kurzbein in nicht geringe Verlegenheit ſtürzte.

„Ich muß Ihnen, wohlgeborne Frau Oberſteuerräthin, eine der ſonderbarſten Geſchichten melden, die mir jemals in meiner Praxis vorgekommen iſt!“ ſchrieb er. „Dieweil ich, nicht ohne gute Hoffnung in unſerer Sache zu reuſſiren, fortſchreite, wird mir bekannt gemacht, daß der Herr Baron von Malzen durch einen förmlichen Akt ſeine Gemahlin, die hochgeborene Frau Baronin von Malzen, und im Fall deren frühern Abſcheidens, den jungen Herrn Baron Pompejus von Malzen, welchen er als ſeinen rechtmäßigen und erbfähigen Sohn erkennt, zu Univerſalerben aller ſeiner Güter und Beſitzungen macht, und ſie eben ſobald gänzlich abtritt, als im vorwaltenden Eheſcheidungsprozeß die Trennung ſeiner Ehe gerichtlich ausgeſprochen werden ſollte. Obwohl nun beſagter ſeltſamer und mir unbegreiflicher Akt im Gang des Scheidungsprozeſſes keine weſentliche Störung verurſachen kann, ſcheint doch der Herr Baron den gefährlichen Kunſtgriff anzuwenden, um die öffentliche Meinung gegen die hochgeborne Frau Ba-

ronin zu richten. Ich bitte mir in dieſer Rückſicht Verhaltungsbefehle aus. Und da jener Akt gewiſſermaßen als eine donatio inter vivos zu betrachten iſt, hängt es noch davon ab, ob die Beſchenkten geneigt ſind, die Schenkung zu acceptiren, falls die Eheſcheidung vor ſich geht und vom Tribunal erkannt wird.«

»Das begreife ich nicht. Mir ſchwindelt der Kopf!« ſagte Tantchen Rosmarin nach Vorleſung dieſes Briefes in ihrem geheimen Staatsrath.

»Mir gar nicht!« ſagte der Herr Pfarrer, »ich würde die Schenkung annehmen. So etwas ſchlägt man nicht gern aus.«

»Ich bin ganz gehorſamſt der Meinung des Herrn Pfarrers!« ſetzte der Herr Verwalter Säblein hinzu.

»Und was meinſt du, Suschen?« fragte die Tante: »denn ich glaube, der Herr Baron iſt ein Narr, oder dahinter ſteckt gottloſe Liſt, womit er uns in eine Falle locken will. Denn wie könnte es ihm beikommen, wenn er von dir geſchieden wird, ſich aller ſeiner Güter und Beſitzungen zu entſchlagen?«

Suschen dachte an des Barons Worte im Walde, und ihre Augen wurden naß. Sie erkannte, in dieſem raſchen Entſchluß, des Barons reine Liebe, und daß er ohne Suschen das Leben verachte. Dies erhob auch ihr Gefühl, und ſie hatte die Vergeſſenheit, oder den Muth, der Tante zu ſagen: »Mein Mann denkt ſehr edel, bei Gott, höchſt edel! Ich will ihn nicht berauben; man ſollte lieber den Scheidungsprozeß niederſchlagen. Mein Mann verdient Achtung.«

Tantchen war bei dieſen Worten wie aus den Wolken gefallen. Sie ſah den Herrn Pfarrer und Verwalter mit verwunderungsvollen Augen, dann Suschen an, und ſagte, nachdem ſie ſich erholt hatte: »Dein Mann? was dein Mann? höchſt edel? Prozeß niederſchlagen? Du biſt ein wahres Kind, Suschen.«

Digitized by Google

Der Herr Pfarrer, welcher trotz ſeiner irdiſchen Kurzſichtigkeit einen Blick des Geiſtes in Suschens Herz geſenkt haben mochte, lächelte und ſprach: „Du haſt Recht, Schweſter, ein Kind mag Suschen ſein, aber es iſt ein Kind von tauſend Wochen.“

„Trifft genau ein!“ ſagte der Herr Verwalter; „tauſend Wochen machen neunzehn Jahre zwölf Wochen.“

---

## Die Verlobung.

In der That hatte es der Herr Pfarrer beſſer getroffen, als er ſelbſt glaubte.

Suschen erwiederte zwar nichts mehr, widerſetzte ſich auch der Sentenz des Staatsraths nicht, daß die Frau Baronin an den Malzenſchen Gütern keinen andern Theil verlangen, noch annehmen werde, als welchen die Geſetze ihr oder ihrem Sohn zuſprechen würden; nannte auch aus Ehrfurcht gegen die gute Tante den Baron nicht mehr *ihren Mann*; ſprach auch aus gewohntem Gehorſam nicht mehr von Niederſchlagung des Eheſcheidungsprozeſſes: aber dafür kniete ſie in der Einſamkeit ihres Zimmers vor dem kleinen Pompejus nieder, zeigte ihm des Barons Bild und ſagte mit zärtlicher Wärme: „Sieh, dies iſt dein lieber, *lieber* Vater. Iſt er dir auch *recht* lieb?“ — Dafür machte ſie auch eine Schnur durch den Ring des Perlenrahmens, und hing das Bild auf ihre Bruſt, und hatte es recht gern, wenn der kleine Pompejus nach dem Bilde fragte, das *ihm* gehörte. Sie nannte den Baron in der Stille oft „*ihren Mann*,“ und als die Tante den folgenden Sonntag nach Waiblingen zum Beſuch fuhr, ſchrieb Suschen dem Baron: „Am Sonntag Abend werden Sie Ihren Sohn im Park finden.“ Und richtig bekam ſie am Sonntag Morgen ſo heftiges Kopfweh, daß ſie unmöglich die Tante nach Waiblingen begleiten konnte.

Der Baron war eben ſo richtig mit Sonnenuntergang im einſamen Park; und Suschen ging zitternd um die Dämmerungsſtunde, den kleinen Pompejus an der Hand, zum vertrauten Wäldchen. Man fand ſich; man begrüßte ſich; der Baron nahm mit heftiger Bewegung ſein Kind auf den Arm, überhäufte es mit Liebkoſungen, und gab ihm die zärtlichſten Namen; leerte dann wieder die mit Spielzeug gefüllten Taſchen auf eine hölzerne Bank aus, welche mitten im Park die älteſte Buche des Luſthains umſchloß.

Suschen ſetzte ſich auf die Bank, und half dem Kinde die ſchönen Sachen ordnen. Der Baron ſtand mit dem Schweigen ſtillen Entzückens vor der jungen Mutter und ihrem Kind.

Endlich erhob dieſe die Augen zu ihm, und ſagte: „Herr Baron, Sie haben, wie ich erfahre, auch mir eine Schenkung zugedacht von größerer Art. Indem ich Ihrer Güte danke, muß ich Sie doch bitten, davon abzuſtehen. Ich kann ein ſolches Geſchenk auf keine Weiſe annehmen, wie Ihnen dies Ihr eigenes Zartgefühl ſagen wird.“

Der Baron ſchlug die Augen nieder und ſchwieg eine Weile, dann ſagte er, aber ohne aufzublicken: „Was Sie heute ausſchlagen, wird Ihnen, wie auch der Prozeß ende, in jedem Fall mit Recht zufallen. Was ſoll mir mein Gut ohne mein Leben? — Sie verachten mich — ich habe es verdient. Sie beharren auf die Scheidung, das heißt, Sie beharren auf meinen Untergang. Es möge ſein!“

„Nein, Herr Baron,“ ſagte Suschen, „Ihren Untergang kann ich nicht wollen.“

„Könnten Sie mir jemals mein Verbrechen verzeihen?“ rief er lebhaft, und warf einen brennenden Blick der Hoffnung auf ſie, und wagte nicht mehr zu athmen, um ihre Antwort zu vernehmen.

Suschen gedachte der Tante, und war mit ihrem Gehorſam, wie mit ihrem Herzen in Verlegenheit. Ehe ſie noch antworten konnte, ſprang der kleine Pompejus zu ihr

auf, und rief, indem er ſeinen Spielkram fahren ließ: „Nun lege auch das Bild vom lieben Vater zu den ſchönen Sachen! gelt Mama?“ Und dabei zog ihr der Kleine, ohne Umſtände, an der Schnur das Bild des Barons aus dem Buſen.

Die junge Baronin verging vor Scham. „Was machſt du auch, Unartiger?“ ſtammelte ſie. Aber der Unartige hielt ſeine Beute feſt, und ruhte nicht; ſie mußte ihm das Bild geben, das er nun zwiſchen ſeinen bleiernen Kanonen und Huſaren aufſtellte.

Eine ſelige Ahnung durchflog den Baron beim Anblick ſeines Bildes, wie es aus dem Heiligthum hervorſtieg. Seine Knie brachen. Er ſank vor Suschen nieder, drückte ihre Hand an ſeine glühenden Lippen, und ſagte: „O Gott, ich bin begnadigt!“

In ihrer rührenden Verwirrung konnte die Baronin kein Wort erwiedern. Der Verrath war geſchehen. Sie wußte nicht, wie ihr ward; aber die Natur forderte ihr heiliges Recht, die Liebe den Sieg. Ihre Hand antwortete unwillkührlich dem Druck der ſeinigen. Und er erhob das Haupt, als wollte er in Suschens Blick die Löſung ſeiner Zweifel ſuchen. Da faltete er ſtumm die Hände, wie ein Betender; aus ſeinen Mienen ſtrahlte Begeiſterung. Aber auch ſchön, wie eine Heilige, voller Demuth und Würde, Liebe und Trauer, ſaß Suschen vor ihm; die hölzerne Bank war herrlicher als ein Thron geworden, und die ſpielenden Zweige der hohen Buchen im Abendſonnenpurpur über ihrem Haupt webten einen grünen Baldachin, wie kein irdiſcher Künſtler für ſeinen Fürſten aus Gold und Seiden webt.

„Sie haben mir vergeben?“ fragte er mit zweifelnder, ſehr leiſer Stimme, als fürchtete er, ein fremdes Ohr könne ihn belauſchen — doch hörte ihn niemand, als Suschen, denn ſelbſt der kleine Pompejus war nicht mehr da, ſondern dreſſirte ſein Steckenpferd im Galopp durch den Park.

Digitized by Google

„Ich glaube an Ihr Herz!“ ſagte Suschen eben ſo leiſe. Da ergriff er ihre Hände, drückte ſie an ſeine hochſchlagende Bruſt, und rief: O glauben Sie! glauben Sie ewig! Und daß dies Herz Sie liebt, mit unausſprechlicher Liebe, bis es brechen wird, glauben Sie! — „O ewig!“ ſagte er, und ſchlang beide Arme um ſie, und drückte die Zitternde an das Herz, von dem er ſprach. Von Empfindungen aufgelöſet, die ſie nie gekannt hatte, ſank ſie an ihn hin. Nun gab es keinen Park, keine Erde, keinen Himmel mehr. Seinen Küſſen begegneten die vergeltenden Lippen der Gattin; ſeinen Gelübden treuer Liebe die ihrigen.

Wer weiß, wie lange die Entzückten im Elyſium Schwüre und Seelen getauſcht und immer wieder getauſcht hätten, wäre Pompejus der Kleine nicht von ſeiner Galoppade jauchzend zurückgekommen. Da nahmen Beide zugleich den hübſchen Buben in die Arme, küßten ihm die rothen Wangen röther, während er, wie ein Amor, mit ſchelmiſch-unſchuldigem Lächeln Beider Nacken mit ſeinen kleinen Armen umfing, und die Lippen beider Beglückten zum Kuſſe zuſammenführte.

Aber es ward dunkel. Man mußte ſcheiden. Die Abſchiedsfeierlichkeiten nahmen jedoch wieder beinahe eine volle Stunde Zeit hinweg. Denn man ging Arm in Arm den finſtern Park auf und ab, und wiederholte ſich die ſchon oft geſagten zärtlichen Zuſicherungen, als wenn man das Gedächtniß verloren hätte. Auch wurden Abreden genommen, an welchen Tagen und Stunden man ſich im Park ſehen, oder wie man bei ſchlechtem Wetter Bedienten ſchicken könne, auch treuen Briefwechſel zu führen. Ein hohler Baum, der dem Forſtmann ein Gräuel iſt, hat von Liebenden ſchon oft Segen empfangen. Er ward auch Suschen und dem Baron ein Heiligthum, und zum Verwahrungsort der Zeilen beſtimmt, die ſie ſich einander zu ſchreiben gedachten.

Digitized by Google

## Bedenkliche Folgen.

Daß nun in der That viel geſchrieben, verwahrt und abgeholt ward; daß man ſich wöchentlich auch regelmäßig im Park einigemal ſah, verſteht ſich von ſelbſt. Daß man wegen des herannahenden Winters in Sorgen war, wo man auf abendlichen Luſtgängen bei aller Gluth der Herzen doch Hände, Ohren und Füße zu erfrieren Gefahr gelaufen hätte, läßt ſich denken. Daß man auch von Niederſchlagung des unſeligen Prozeſſes ſprach, der zwei Leutchen trennen ſollte, die ohne einander das Leben keiner Handvoll Erde werth achteten; daß man über den Eigenſinn der Tante Rosmarin klagte, einerſeits ſie nicht durch unbeliebige Schritte kränken wollte, anderſeits ſie durch den Spruch des Tribunals ins rechte Geleis zurückzuführen hoffte, war faſt unvermeidlich. Beide Theile erwarteten alſo den glücklichen Ausgang des Scheidungsprozeſſes, und darauf die lieblichſten „Und ſo weiter.“

Hingegen war's auch eben ſo natürlich, daß Tantchen Rosmarin allerlei Ungrades witterte, wenn ſie entweder Suschen bald im Entzücken ſchwimmen, bald ſtill und weinerlich in ſich verſunken ſah, oder wohl gar zuweilen hören mußte, wie Suschen auf die Gefahr hin, ein „großes Kind“ genannt zu werden, von „ihrem Mann“ ſprach, und das immer mit einem ſonderbaren Nachdruck in Stimme und Gebehrde; wie ſie ſogar manchmal ſeine Fürſprecherin zu werden wagte, doch nur ganz leiſe, gleichſam als ſollte Tantchen Rosmarin erſt nach und nach an die ungewohnten und unbeliebten Töne gewöhnt werden; oder wenn Tantchen faſt alle Abend vernahm, wie Suschen im Park ſei, und wenn ſie ſelbſt, trotz aller Furcht vor Rheumatismen, ihr dann und wann nachſchlich, doch Suschen nur allein fand.

Tantchen ſchüttelte den Kopf, und ſagte zu ihrem Bruder: „Ich glaube, Herr Pfarrer, unſere kleine Baronin iſt verliebt.“ — Sie hatte es getroffen, aber an den

Digitized by Google

Baron dachte die ſcharfſinnige Tante durchaus nicht: „Wir müſſen das wunderliche, geheimnißvolle Kind doch beobachten. Denn mit der Sprache will ſie nicht heraus. Das iſt nun ein delikates Unterfangen; denn ich ſelbſt bin etwas zu ſchwerfällig, um der leichten Springerin alle Tage, die Gott werden läßt, im Park nachzujagen. Und du begreifſt, Herr Pfarrer, Domeſtiken mit ſolchem Auftrag zu beſchäftigen, wäre gegen alle Würde und Ordnung. Und doch muß ſie im Park beobachtet werden — denn dieſer häufige Beſuch deſſelben ſeit vierzehn Tagen muß gute Gründe haben.“

„Laß mich machen, Tantchen!“ ſagte der Herr Pfarrer: „Laß du mich machen. Ich will den Park hüten, wie ein Forſtläufer. Das muß heraus. Keiner ſchickt ſich beſſer dazu, als ich.“

---

## Des Pfarrers Abenteuer zu Waſſer und zu Land.

Die Plane wurden mit aller Feinheit entworfen. Man nahm gegen Suschen unbefangene Miene an, und gleich den folgenden Tag um Sonnenuntergang machte ſich der Herr Pfarrer auf zum Spähen.

Er traf es in der That ſehr glücklich, denn der Baron war wirklich den Tag im Park. Er traf es noch glücklicher, denn er ging von derjenigen Seite in den Park, wo derſelbe an einen langen Hochwald ſtieß, und von woher der Baron einzukehren pflegte. Gewöhnlich ſtieg er da vom Pferde und gab es ſeinem Jäger zu hüten.

Der Jäger, vermuthlich aus langer Weile, hatte diesmal das Pferd des Barons mit dem Zügel an einen jungen Birkenbaum gebunden, und war andern Geſchäften nachgezogen. Der Herr Pfarrer betrachtete das ſchön geſattelte, prächtige Roß lange von allen Seiten, nickte freundlich mit dem Kopf, band es los, und dachte: „Ich führe es heim in unſern Stall; der Eigenthümer wird ſich

ſchon melden, und dann ergibt ſich das Uebrige. Wahrlich, wahrlich, ich ſage euch, der Einfall iſt pfiffig!“

Nur ein Umſtand war widrig. Das Roß ſchien mit ſeinem Herrn in geheimem Einverſtändniß zu leben. Denn ſchlechterdings wollte es ſich nicht am Zügel vorwärts ziehen laſſen; da half kein Streicheln und Schmeicheln, kein Zupfen, kein Rupfen, es ſtellte die Vorderfüße vor und zog mit dem Kopf rückwärts.

„Freundchen,“ ſagte der Herr Pfarrer, „du biſt zuletzt doch nur eine Beſtie und haſt hinter den Ohren keine Augen. Ich wette, du gehſt gutwillig.“ Sprach's, warf dem Pferde den Zaum über, und kletterte auf des edeln Thieres Rücken, das geduldig alles mit ſich thun ließ. Zwar ſeit dreißig Jahren hatte der gute Pfarrer nie ein Roß beſtiegen — das heißt, ſeit den Univerſitätsjahren —, auch waren des Herrn Pfarrers Beine wohl um zwei Zoll zu kurz für die Steigbügel; allein, es galt ja nur einen Ritt von wenigen Minuten, und man mußte doch dem Tantchen Rosmarin zeigen, daß man, bei aller Theologie, den ritterlichen Künſten keineswegs fremd geworden ſei. Zudem war hier Gefahr im Zögern.

Er ſtieß alſo dem Pferde die Schuhe in die Seite, und dieſes, über ſolche Mißhandlung erſchrocken, tanzte ſogleich den Waldweg hin, über den Feldweg zur Landſtraße nach gewohnter Weiſe, da es ſeit mehrern Wochen mit dem Baron keine andere Wege gemacht hatte. Der Pfarrer, in Gefahr, das Gleichgewicht zu verlieren, ſchlug aus billiger Vorſicht anfangs die Finger in die Kammhaare ſeines Pegaſus. Da er ſich aber plötzlich auf die Landſtraße verſetzt ſah, ſtatt unter Tantchens Fenſter, verſuchte er des Zaums mächtig zu werden. Ueber dieſe Arbeit verlor er um ein Haar beide Steigbügel. Indem er ſich derſelben wieder verſicherte, ließ er dem Zügel Ruhe. Dieſe abwechſelnden Verſuche trieb er eine ganze Weile, und zwiſchenein ermahnte er das feurige Roß mit mancherlei Koſen zum Stillſtand. Doch vergebens. Ja, da er in

der Verzweiflung den Zügel plötzlich an ſich riß, während er mit den Beinen die Rippen des Pferdes feſt umklammerte, fing dieſes zu ſeinem großen Entſetzen an, auf den Hinterfüßen umherzugehen, wie ein Menſch, und Kunſtſtücke zu machen, an denen dem Herrn Pfarrer durchaus in dieſem Augenblick nichts gelegen war.

Da überließ er ſich ſeinem Schickſal und dem Roſſe, an das er mit Händen und Füßen feſtgeklettet hing, und welches nun im vollſten Galopp davon jagte, daß ihm faſt Hören und Sehen verging. „Aus tiefer Noth ſchrei' ich zu dir!“ ſeufzte er: „Das iſt der eingefleiſchte Satan! Hätte ich den Drachen ſtehen laſſen, wo er war, o wie wohl wäre mir!“

Indem ereignete es ſich, daß der Weg durch ein Gatter verſperrt war von den Bauern, dem weidenden Vieh zu Ehren.

„Te deum laudamus!“ rief der Herr Pfarrer: „hier muß alſo doch Halt gemacht werden.“ Allein das Roß flog wie geflügelt mit einem Satz darüber hinweg, daß dem Reiter die Haare zu Berge ſtanden, und ſein Hut nebſt der Perrücke im gerechten Entſetzen entflohen. „Ihr habt noch ſchlechter reiten gelernt, als ich; wenigſtens ſitze ich noch feſt!“ ſagte der gute Geiſtliche mit chriſtlicher Gelaſſenheit zu den Abgefallenen, und ſah ſich nur nicht nach ihnen um.

„Wohin denn, in Gottes Namen, wo will die Beſtie hin? Geht's ſo noch zweimal vierundzwanzig Stunden fort, habe ich den Ritt um die ganze Erdkugel vollbracht, und komme wieder auf der andern Seite bei Nieder-Fahren zum Vorſchein.“ Indem er dies dachte, ging der Flug gegen eine Brücke. Der Pfarrer, in Beſorgniß, das Pferd möchte in blinder Wuth die Brücke verfehlen und in den Fluß mit ihm ſpringen, zupfte mit den Fingern den Zügel ſeitwärts nach der Brücke. Aber er zupfte zu lange; das ſeltſame Thier ließ die Brücke daher rechts liegen und ging ins Waſſer. Den Pfarrer wandelte bei-

Digitized by Google

nahe eine Ohnmacht an, als er ſich zwiſchen Himmel und Waſſer ſah, und die Wellen durch die ſchwarzſeidenen Strümpfe, bald darauf durch die ſammtnen Beinkleider eindringen fühlte, bis ſie ſeine Hüfte umſpülten.

Das Pferd, ein vortrefflicher Schwimmer, erreichte inzwiſchen glücklich das andere Ufer, fand die Landſtraße wieder, und ſetzte im Trab die Reiſe eilfertig fort, bis zum Schloſſe Malzen, wo er mit dem Pfarrer freudig in den offenen Pferdeſtall hineinſchoß, und vor der geliebten Krippe mit dem Reiter ſtill hielt.

Die Knechte im Schloßhof, welche dem Reiter zum Stall nachgelaufen waren, halfen ihm vom Rücken des Gauls, und fragten beſorgt, wie er zum Pferde des Herrn Barons gekommen ſei?

---

## Saulus wird zum Paulus.

Eine unnennbar anmuthige Empfindung bemächtigte ſich des vielgeprüften Geiſtlichen, als er wieder feſtes Land unter ſeinen Sohlen fühlte. Zwar entperrückt und enthutet, und die untere Hälfte des Leibes vom Waſſer triefend, fern von der Heimath, die ſpäte Nacht vor ſich, und auf Grund und Boden des Erbfeindes von Nieder-Fahren — das waren allerdings Umſtände, die keineswegs erfreulich genannt werden konnten; allein das Leben war doch einsweilen gerettet.

Während die Knechte noch den athemloſen Herrn mit ihren Fragen beſtürmten, erſchien des Barons Verwalter und nöthigte ihn gaſt- und menſchenfreundlich ins Schloß. Und da man ihm auf ſein Bitten verſprach, einen Wagen zu ſchaffen, der ihn nach Nieder-Fahren zurückbringen ſollte, ließ er ſich's gefallen, einzukehren bis zur Rückreiſe. — Inzwiſchen verfloſſen faſt zwei Stunden; es erſchien kein Wagen, und der Pfarrer fing an, Verdacht zu ſchöpfen, man behandle ihn als Gefangenen, wegen der Entführung des Pferdes, wiewohl er vielmals verſichert hatte, das

Pferd habe ihn entführt, da er es aus Muthwillen beſtiegen. Nach langer Ueberlegung beſchloß er, die Flucht zu nehmen. Er ſtand auf, und war im Begriff, die Thür zu öffnen, als der Baron Pompejus von Malzen herein-trat, der auf ſeines Jägers Pferd angekommen war, während der verzweifelnde Jäger das entlaufene Roß des Barons in Ober- und Nieder-Fahren zu ſuchen hatte.

Der Baron, ſobald er den würdigen Oheim ſeiner Gemahlin erkannte — die Geſchichte von der Ankunft des Pferdes mit einem perrückenloſen, naſſen Geiſtlichen hatte er ſchon im Schloßhof vernommen —, führte ihn ſogleich in ein beſſeres Zimmer, ließ trockene Kleider und Wäſche herbeiſchaffen, und dem Herrn Pfarrer Zeit zum Umkleiden. Dann aber war keine Rede mehr vom Heimreiſen in der Nacht. Der Baron ließ es ſich nicht nehmen, feurige Kohlen auf dem Haupte eines ſeiner Feinde zu ſammeln, ihn köſtlich zu bewirthen und mit Artigkeiten zu überhäufen.

Suschens Oheim, von der Güte des Barons überraſcht, fühlte ſich bald hinter den dampfenden Bratenſchüſſeln und Burgunderflaſchen behaglich. Doch war ihm, ſo feſt er auch auf dem weichgepolſterten Lehnſtuhl ſaß, den ganzen Abend zu Muth, als hätte er, wie er ſich ausdrückte, „die hölliſche Beſtie“ zwiſchen den Beinen.

„Indeſſen weiß ich der guten Beſtie nicht Dank genug,“ ſagte der Baron, „daß ſie mir den Oheim meiner geliebten Gemahlin zugeführt hat. Längſt ſchon wünſchte ich mir die Ehre Ihrer Bekanntſchaft, um Ihre Vermittelung anzuflehen. Ich bete meine Gemahlin an, und man will mich von ihr ſcheiden. Meine Gemahlin hat mir verziehen — noch mehr, ſie liebt mich — ſie will keine Trennung, und doch . . .“

„Liebt Sie? will keine Tennung?“ rief der Herr Pfarrer, und ſchüttelte den Kopf, welchen des Barons ſchönſte Baumwollenmütze bedeckte.



Digitized by Google

„Wollen Sie Beweiſe?“ ſagte der Baron. „Ja, ich kann offen gegen unſern lieben Oheim ſein. Er ſoll Alles wiſſen. Solche Stunde entſcheidet über das Glück eines ganzen Lebens.“ Damit ging er und holte Suschens Briefe.

Der Herr Pfarrer hatte in ſeinem dankbaren Herzen ſchon längſt mit dem edeln Gaſtfreunde Friede geſchloſſen und ihn ſogar liebgewonnen. Denn der Baron war ſo ſchonend geweſen, ihn nicht einmal um die Urſache zu fragen, weswegen er ſich des Pferdes bemächtigt; er war ſo gütig, ſo angenehm unterhaltend, ſo herzlich, daß man nicht anders konnte, als ihn lieben. Man war bei ihm wie daheim. Man hatte ihm eigentlich vorher nur den Krieg gemacht als Alliirter von Tantchen Rosmarin und Suschen. Hatte nun Suschen ſelbſt ſchon die Triple-Alliance gebrochen und Separatfrieden geſchloſſen, was blieb den Bundesgenoſſen übrig?

Und in der That ſah der Herr Pfarrer aus den Briefen ſeiner Nichte, daß zwiſchen ihr und dem Baron nicht nur ewiger Friede, ſondern weit mehr Ewiges ſtipulirt war. Er las einen Brief um den andern; die reinſte Zärtlichkeit athmete in allen, und dabei die ſchonendſte Ehrfurcht gegen Tante und Oheim.

Gerührt legte der Pfarrer die Papiere nieder, ſtreckte die Hand über den Tiſch und ſagte: „Herr Baron, da, meine Hand darauf — ich für meine Perſon mache Frieden. Suschen muß Ihnen werden. Mit dem Prozeß iſt's nichts. Doch müſſen wir Tantchen Rosmarin ein wenig glimpflich behandeln. Es iſt eine liebe, gute Frau, aber ſie hat in manchen Dingen ihr eigenes Köpfchen. Ich war bisher ein wüthender Saulus, nun will ich ein freundlicher Paulus ſein und das Bekehrungswerk mit Tantchen beginnen.“

Der Baron ſprang auf, und umarmte und küßte den wackern Paulus mit Entzücken.

Digitized by Google

## Kopfſchütteln.

Erſt ſpät des andern Tages kehrte der Herr Pfarrer, dem man einen Theil der Garderobe aus ſeinem Pfarrhauſe hatte herbeiholen müſſen, nach Nieder-Fahren zurück. An der Grenze der Rosmarinſchen Güter verließ er den Wagen des Barons uud ging den übrigen Weg zu Fuß. Auf einem Spaziergange begegnete ihm Suschen, den kleinen Pompejus an der Hand.

„Wo ſind Sie geweſen, lieber Onkel?“

„Beim Herrn Baron. Er läßt dich herzlich grüßen durch mich.“

Suschen ward feuerroth und ſtammelte: „Der Baron von Malzen?“

„Nun freilich. Das iſt ein Ehrenmann. Ich verdenke dir's nicht, wenn du ihn ſo lieb haſt, wie ihm deine Briefchen ſagen.“

„Meine Briefchen, Onkel?“

„Die du ihm ſchriebſt — die er aus dem hohlen Baum genommen.“

„Ich ihm geſchrieben? Was denken Sie auch!“

„Daß du eine kleine, hinterliſtige Sünderin biſt, die ſich gern verſtellen möchte.“

Suschen konnte nicht widerſprechen. Sie ſah ſich verrathen. Sie ergriff ängſtlich des Pfarrers Hand und bat mit rührender Stimme: „Himmliſcher Onkel, verrathen Sie mich um Gotteswillen der Tante nicht. Ich will Ihnen ja Alles geſtehen.“

„Gut. Aber du mußt mich der Tante eben ſo wenig verrathen. Denn ſieh, es iſt mir gar ſonderbar ergangen. Ich bin mit dem Baron vollkommen ausgeſöhnt. Ich bringe dir hier einen Brief von ihm. Lies ihn, aber verrathe der Tante nichts.“

Suschen ſchüttelte verwundert den Kopf, nahm und las den Brief, und wäre dem Pfarrer gern um den Hals gefallen, wenn nicht zu viel Arbeiter auf dem Felde Zeu-

gen abgegeben haben würden. Sie ging, oder vielmehr ſchwebte, an der Seite ihres Oheims zum Hauſe zurück. Nun hatte ſie einen Vertrauten ihrer Empfindungen gefunden, der ihre Liebe billigte. Sie übergab das Kind einer Kammerjungfer, verſchloß ſich in ihrem Zimmer, kniete nieder, hob die Hände gefaltet zum Himmel und betete dankbar.

Unterdeſſen hatte Tantchen Rosmarin von ihrem Bruder die Geſchichte ſeines Abenteuers vernommen. — Als er ſagte, wie er das Pferd gefunden, glänzten ihre Augen voller Freude über die Entdeckung. Daß er ſich aufgeſetzt, begleitete ſie mit der Bemerkung: „Du kannſt ja nicht reiten. Was deines Amtes nicht iſt, davon laſſe deinen Vorwitz.“ Als er aber den Luftſprung über das Gatter, und die Durchſchwimmung des Fluſſes erzählte, ſprang ſie auf, faßte ängſtlich beide Hände ihres Bruders und rief: „Um des Himmels willen, welchen Gefahren haſt du dich preisgegeben!“ Sie ward auch nicht ruhig, bis er an der Krippe Halt gemacht hatte. Wie nun aber der Baron erſchien, verlängerte ſich ihr Geſicht. Je feuriger der Pfarrer die Lobrede deſſelben machte, je eiskalter ward Tantchen. Als er nun gar hinzuſetzte: „Suschen ſcheint dem Baron nicht abgeneigt zu ſein; ich dächte, wir ſtänden von dem Prozeß ab, und ließen dem Dinge ſeinen Gang,“ ſchüttelte Tantchen den Kopf, indem ſie ihren Bruder vom Wirbel bis zu den Sohlen mit großen Augen muſterte.

„Höre, Herr Pfarrer!“ ſagte ſie, „ich fürchte, dein Ritt und die Angſt haben dir Schaden gethan. Wenn dich der Baron nicht in die ſtockfinſtere Nacht hinausſtieß, ſondern beherbergte, ſo that er nur, was auch die Heiden und Barbaren thun würden. Für ſeinen Braten und Burgunder gebe ich ihm Suschen noch nicht. Du biſt wohl ein ſchwacher Mann, deine Grundſätze und alle Schande und alle Noth, die der Baron unſerm Hauſe gethan, für ein einziges, armſeliges Nachteſſen aufzuopfern.“

Da ward der Pfarrer voll Unwillens, und ſprach: „Ei, Tantchen, iſt aus dir denn alle chriſtliche Liebe gewichen? So wollte ich, du hätteſt ſtatt meiner das Pferd des Barons geritten, hätteſt durch alle Lüfte fliegen und durch die brauſenden Wellen ſchwimmen müſſen, um die Bekanntſchaft des Ehrenmannes zu machen. Dann würdeſt du anders ſprechen.“

Tantchen Rosmarin fand in dem ſeltſamen Wunſch des Bruders eben ſo viel Indecentes, als Beleidigendes. Sie hielt ihm eine Rede, drei Stunden lang, deren Refrain beſtändig war: „Ich verbitte mir jedes fernere Wort von dir über den Baron. Ich werde künftig allein handeln, Grundſätzen gemäß.“

---

## Verſchwörung.

Wirklich mußte Tantchen nun allein handeln, denn Suschen und der Herr Pfarrer machten Parthie mit einander, und Herr Verwalter Säblein, da er die Spaltung im Staatsrath wahrnahm, ſuchte ſich zu neutraliſiren, um keinen zu beleidigen.

Tantchen ſprach von Stund an weder mit ihrem Bruder noch mit ihrer Nichte weiter ein Wort über den Baron und den Prozeß. Wollte Suschen davon anfangen, runzelte Tantchen die Stirn und entfernte ſich.

Deſto kräftiger ward die Sache mit Herrn Advokat Kurzbein verhandelt. Tantchen ſparte kein Geld. „Iſt einmal die Scheidung vollzogen, ſo iſt allem ein Ende und der Baron vergeſſen!“ dachte ſie.

Nach vierzehn Tagen kam für ſie ein troſtvolles Schreiben von Herrn Kurzbein. „Unſere Sache iſt nahe am Ziel,“ ſchrieb er, „der Sieg iſt unſer. Künftige Woche wird vom Tribunal die Scheidung ausgeſprochen.“ — Tantchen triumphirte; doch verbarg ſie ſchlau ihren Sieg vor Bruder und Nichte.

Digitized by Google

Aber Suschen erfuhr im Park das bevorſtehende Unglück. Der Baron war außer ſich vor Schmerz. „Nichts kann uns retten,“ ſagte er, „denn das ſchriftliche Verlangen einer Gemahlin liegt vor dem Gericht, die ihrem Gatten nur der Form willen vermählt ward, und auf Trennung von dem Manne beharrt, welcher der Räuber ihrer Ehre geworden. Nichts rettet uns, o Liebe, o Einzige! als dein eigener Widerruf. Die Noth iſt vorhanden; der entſcheidende Tag da. Oeffne der unerbittlichen Tante dein Herz. Sie wird menſchlich empfinden. Du biſt mein Weib, vor Gott und Menſchen mein Weib — wer kann dich denn von dieſer Bruſt hinwegreißen, wenn du ſelbſt nicht loslaſſen willſt?“

Suschen ſchlang beide Arme feſt um ihren geliebten Freund und ſagte: „Nein, ich verlaſſe dich nicht! Ich werde noch heut mit der Tante reden; werde ihr bekennen, daß ich dich liebe, daß ich den Prozeß verwünſche, daß ich ihn aufgehoben wiſſen will.“

„Iſt das alles?“

„Was ſoll ich noch?“

„Suschen, du biſt mein Weib! Sage der Tante, daß du als Gemahlin des Barons von Malzen in ſeinem Schloſſe wohnen wolleſt — daß es deine Pflicht ſei, nicht von ihm getrennt zu leben; daß es die Pflicht des Vaters ſei, ſein Kind zu ernähren und zu erziehen. Warum muß ich einſam leben, ohne dich und unſern Pompejus?“

Die Baronin verbarg ihr Geſicht an der Bruſt des Geliebten. Ach, was er forderte, hatte ſie ſich ſelbſt noch nie ſagen mögen. Sie hatte kaum Muth genug, es zu denken. Sie drückte ihm die Hand, und verſprach mit der Tante zu reden.“

„Ich will mit dir vor ſie hintreten.“

„Nein, Lieber, ich allein; aber begleitet vom Onkel.“

„Und wenn ſie auf ihrem Willen beharrt? Wie dann, Suschen?“

„Gott weiß es!“

„Morgen Abend empfang' ich deine Antwort?“

„Gewiß.“

„Und wenn die Tante den Sinn nicht ändert, gibſt du mir eigenhändig geſchrieben deine Erklärung, daß der Scheidungsprozeß wider deinen Willen geführt worden ſei?“

„Nein, aber die ſchriftliche Erklärung, vor dem Gericht gültig, daß ich mit meinem Gemahl verſöhnt ſei, und von dem Verlangen der Scheidung abſtehe.“

„Auch gut. Allein kannſt du nach ſolcher Erklärung eine Stunde länger in Nieder-Fahren verweilen, ohne deine Handſchrift Lügen zu ſtrafen? Wird die Welt nicht ſagen: wenn ſie mit ihrem Gemahl verſöhnt iſt, warum wohnt ſie getrennt von ihm, und nimmt nicht die Rechte der rechtmäßigen Gemahlin ein? — Suschen, morgen kommt mein Wagen zum Park; du bringſt unſern Sohn mit dir. Von Malzen aus entſchuldigſt du bei der Tante deinen Schritt. Es iſt kein Verbrechen. Wir ſind feierlich vermählt. Die Tante wird anfangs vielleicht zürnen: der Oheim wird ſie beruhigen.“

Suschen konnte nicht widerſprechen. Es war zu große Verwirrung in ihr; auch ſeine Küſſe waren glühender, als ſonſt.

---

## Letzter Kampf.

Suschen verſchob die entſcheidende Erklärung gegen die Tante bis zum folgenden Morgen; denn der Herr Pfarrer muß erſt belehrt und dann Zeuge ſein.

„Kind, mach's kurz!“ ſagte der Oheim: „die ganze Geſchichte iſt mir eine ärgerliche Poſſe. Du biſt des Barons Gemahlin; du willſt nicht von ihm geſchieden ſein? Selah! Setze dich zu ihm in den Wagen, fahre mit ihm und deinem Kinde nach Malzen; dahin gehörſt du. Tantchen Rosmarin kann dagegen nichts einwenden. Sie wird freilich argen Lärmen machen; ich werde den erſten Sturm aushalten; dann wird wieder gutes Wetter.“

Digitized by Google

Suschen und der Herr Pfarrer traten alſo vor die Tante, beide mit dem beſten Willen, recht herzhaft zu reden. Aber wie nun Tantchen in ihrer gewöhnlichen Tantenmajeſtät vor ihnen ſaß, verloren beide den Muth. Der Herr Pfarrer ſchnupfte eine Priſe um die andere; Suschen ſpielte mit einer Blume zwiſchen ihren Fingern.

„Liebes, beſtes Tantchen,“ fing endlich die Baronin an, und ward ganz blaß, „ich habe Ihnen etwas zu ſagen, aber werden Sie nicht böſe. Der Prozeß iſt mir zuwider. Ich will des Barons Gemahlin bleiben.“

Tantchen Rosmarin verfärbte ſich und ſtarrte Suschen lange an: „Was iſt dir?“

„Es iſt ihr ganzer Ernſt,“ ſagte der Herr Pfarrer, „und ich dächte auch, Tantchen, es wäre das beſte Ende vom Liede.“

„So? Dich, mich, uns alle vor der Welt an den Pranger ſtellen? War das dein Sinn, warum fingſt du den Prozeß an, Suschen?“

„Ich war's ja nicht, die ihn begonnen hat, beſtes Tantchen.“

„Du haſt doch die Scheidungsklage unterſchrieben.“

„Weil ich den Baron damals nicht kannte.“

„Gutes Kind, du bildeſt dir alſo ein, dieſen Menſchen jetzt zu kennen?“

„Er liebt mich.“

„Das glaubſt du im Ernſt?“

„Ich ſchätze ihn ſehr — und er iſt ja mein Mann.“

„Dein geweſener, liebes Kind, dein geweſener! — Ich weiß zwar nicht, was deinen Sinn ſo ſchnell umgeändert haben mag; aber wenn du Grundſätze, Anſtand und Ehre wirklich mit Füßen treten wollteſt, es wäre zum Glück für den Namen unſers Hauſes zu ſpät. Vermuthlich iſt die Scheidung ſchon vom Gericht erkannt; ich hatte darüber geſtern ſehr befriedigende Berichte von Herrn Kurzbein.“

„Nein, Tantchen, ich habe noch Zeit zum Widerruf. Ich erkläre meine Ausſöhnung mit dem Baron. Ich liebe

ihn — ich kann nur mit dem Vater meines Sohnes glück-lich ſein.“

„Frau Baronin,“ ſagte die Tante mit einem Ton und Blick voll Ernſtes, wie Suschen nie an ihr geſehen, „vermuthlich haben Sie gut gefunden, hinter dem Rücken Ihrer Mutterſchweſter, Ihrer wahren Mutter, einen Roman zu ſpielen. Vermuthlich hat mein dienſtgefälliger Herr Bruder Ihnen dazu, für ein Abendbrod, hülfreiche Hand geboten. Ich bekenne, Ihre Aeußerungen ſind für mich eben ſo befremdend, als beugend. Geſtattet Ihnen Ihre Religion, und Ihr Begriff von Dankbarkeit, mit mir wie mit einem Kinde zu ſpielen — wie Sie wollen. Sie ſind ihre eigene Herrin. Opfern Sie immerhin Ehre und Lehre Ihrer zweiten Mutter für einen fremden Menſchen auf, der Sie erſt vor der Welt entehrte, Sie zum gemeinen Gaſſenmädchen, Ihren Sohn zum Baſtard, mich zu einer Art Kupplerin machte, dann vielleicht Luſt bekam, ſeine zerrütteten Finanzen wieder durch Ihr Vermögen herzuſtellen. Ein anderes Mädchen von gutem Hauſe würde Bedenken getragen haben, ihm die Hand zu geben. Für Sie, Gott ſei's geklagt, iſt er gut genug. — Alſo thun Sie, wie Ihnen beliebt, falls die Richter ſich gefallen laſſen, von Ihnen zum Beſten gehalten zu werden. Ich werde meine Grundſätze nie verläugnen, und beweiſen, daß mir Ehre theurer, als alles iſt.“

Sie ſagte es und wollte ſich entfernen. Aber Suschen, voll tiefen kindlichen Schmerzes, ſchrie laut auf, und warf ſich ihr klagend entgegen an die Bruſt: „Nein, das ſagt meine einzige, theure Tante, das ſagt meine liebe Mutter nicht.“

„Ich ſagte es — ich werde es ſagen. Gefällt es dir, unſere Ehre aufzuopfern, ſo fragſt du wenig nach meiner Liebe. Willſt du dich nicht vom Baron trennen, ſo läßt du mich fahren.“

„Aber Tantchen, er iſt edler, als Sie denken. Er iſt der Vater meines Kindes, er iſt mein Mann, der mich

liebt — Tantchen, Tantchen, den ich unausſprechlich liebe.“

„Ich wünſche alles Glück, Frau Baronin; hätten Sie mir dies Geheimniß nur drei Tage nach der Hochzeit offenbaret.“

„Tantchen, wollen Sie mich unglücklich machen durch dieſen fremden, ſchrecklichen Ton?“

„Wie kannſt du unglücklich ſein durch mich, wenn dich der Räuber unſerer Ehre, unſers Hausfriedens beglückt? Laſſe dich durch ihn für meine Wenigkeit entſchädigen.“

„Halt!“ rief der Herr Pfarrer, dem endlich bei Tantchens Ton und Suschens Leiden das Herz brach: „Halt ein, Suschen! du haſt kaum Muth genug, die Liebe einer hartherzigen Tante für die Liebe eines braven Mannes aufzuopfern; aber Tantchen opfert dein Glück und deine Liebe ohne anders für eine Grille ihres ehrgeizigen Eigenſinnes auf. Es iſt ihr mehr um ſich, als um dich zu thun. Dein Glück mußte ihrer Eitelkeit nur den Namen leihen. Drum halt ein, Suschen, mit deinem Jammern. Gehe hin, Gott ſegne dich! Das Weib ſoll Vater und Mutter verlaſſen des Mannes willen, um wie viel mehr eine Tante? Gehe hin, Suschen, wohin dich Gott und Natur rufen — und Gott ſegne dich!“

Tantchen Rosmarin erſchrack ob der Rede ihres Bruders; denn er ſprach mit einer Heftigkeit, deren ſie ihn nie fähig gehalten haben würde.

„Herr Pfarrer,“ ſagte ſie mit angenommener Hoheit, „deine Trauungsreden ſpare für die Kirche auf; aber ich verbitte ſie mir in meinem Zimmer.“

„Nein, Tantchen, hier gehören ſie her, und du mußt ſie hören! Schlimm genug, daß ihr Leute gewohnt ſeid, den Gottestempel nur zum Schauſpielhaus zu machen, wo ihr bald Zuſchauer, bald Mitſpieler ſeid, aber draußen wieder euer Weſen treibt, als wäre außer der Kirche keine Religion nöthig. — Du haſt Unrecht, Tantchen, gehe in

Digitized by Google

dich. Laſſe Suschen gewähren. Lerne den Baron kennen und ihm verzeihen. Er iſt ein Ehrenmann.«

Die Tante wandte ſich mit Gleichgültigkeit von ihrem Bruder ab, und ſagte: »Suschen, ich hoffe zu dir, du werdeſt vernünftig ſein, und meinem Rath folgen. Ich bin zu alt, meine Grundſätze nach deinen Mädchenlaunen zu ändern. Dies iſt mein Ultimatum. Künftig nie wieder zwiſchen uns über ſo etwas weiter eine Sylbe. Hörſt du?«

Und damit verließ die Tante das Zimmer; der Herr Pfarrer begleitete Suschen auf das ihrige. Er wollte ſie tröſten. Aber ſie war ruhig. Die letzten Worte der Tante hatten eine Verwandlung in ihr hervorgebracht, die das Gegentheil von dem war, was Tantchen beabſichtigt hatte.

»Ich bin gefaßt, zu allem gefaßt!« ſagte Suschen: »Ich ſehe es ein, die Tante weicht von ihrem Willen nicht; dieſer Wille macht mich, mein Kind und den Baron unglücklich. Ich bin in dem Alter, da ich über mich zu entſcheiden habe. Ich habe nicht zu entſcheiden; die Pflichten gegen mein Kind und gegen den Frieden meiner künftigen Tage haben entſchieden.«

»Vernünftig geſprochen, Suschen!« rief der Herr Pfarrer: »Gehe du zu deinem Mann. Die Tante mit ihren eiſernen Grundſätzen kommt herum, ehe der Winter verſtreicht.«

## Entführung.

Zitternd und weinend verließ Suschen, begleitet von ihrem Oheim und dem Kammermädchen, an der Hand den kleinen Pompejus, in der Dunkelheit des Abends das ihr immer noch theure Haus; denn der Baron wartete im Park. Aber das Zittern und Weinen verſchwand, als ſie an der Bruſt ihres Freundes lag.

Schweigend gingen alle durch den Park, an deſſen Ende der Wagen des Barons hielt. Der Herr Pfarrer

hob Suschen ſelbſt hinein, nachdem er ſie noch einmal mit Herzlichkeit umarmt hatte. „Gott ſegne dich, liebes Kind!“ ſagte er: „ich gehe nun heim, und erzähle unſerm Tantchen Rosmarin, wie dich der Herr Baron entführt hat. Morgen oder übermorgen beſuche ich dich zu Malzen; aber ich komme diesmal nicht zu Pferde.“

Dankbar ſchloß der entzückte Baron den guten Oheim an ſeine Bruſt, und ſetzte ſich zu der Geliebten, ſeinen Sohn auf den Schoos. Dem Kammermädchen, welches freudig in den Wagen ſprang, hatte die romantiſche Entführung etwas beſonders Pikantes. Liſette rieb ſich die Hände, und verſicherte, unter ſolchen Bedingungen ließe ſie ſich alle Tage entführen, wenn die Reihe an ſie käme.

„Tantchen!“ ſagte der Herr Pfarrer, als er zu Tantchen Rosmarin ins Zimmer trat: „ich habe dir etwas Neues zu erzählen. Der Herr Baron von Malzen hat Suschen, den kleinen Pompejus und das Kammermädchen der Baronin entführt.“

„Entführt!“ rief Tantchen mit dem Tone des Entſetzens, und ſprang vom Sofa auf, und ſtand wie Loths Gemahlin: „Es iſt nicht möglich!“

„Das muß ich beſſer wiſſen, Tantchen, denn ich ſelbſt habe dem guten Suschen erſt vor wenigen Minuten in den Wagen des Barons geholfen.“

„Du, Herr Pfarrer? — Wie? und das wagt der Baron auf meinen Gütern? gegen meine Nichte? Du im Komplott mit ſolcher Gewaltthat?“

„Ich ſehe darin keine große Gewaltthat; denn Suschen ging mit Freuden, da es bei dir keine Barmherzigkeit fand.“

Nun ſank Tantchen weinend und ſchluchzend auf das Sofa zurück, und rief: „Solche Schmach habe ich nicht verdient. Was wird die Welt von uns ſagen! wir werden das Geſpräch und der Spott des ganzen Landes. Aller Anſtand, alle Zucht, alle Ehrbarkeit zu Grunde gerichtet. Alles verkehrte Welt. Erſt Kindtaufe, dann Hochzeit,

dann Liebſchaft, — dann Entführung — und das mußte meinem Hauſe widerfahren! — Ich gebe es nicht zu. Ich mache dem Baron einen neuen Prozeß. Er hat den Landfrieden gebrochen.«

Während der Herr Pfarrer mit Tantchen diſputirte, hatten die Liebenden das freiherrliche Schloß erreicht. Hier waren alle Zimmer glänzend erleuchtet; alle Bediente des Schloſſes umringten in ihren Feſtkleidern den Wagen, und brachten der neuen Gebieterin ein Vivat. Von Malzendorf waren die Vorſteher und Amtleute erſchienen, der Baronin Huldigung zu leiſten. Suschen war von allen Glückwünſchen und Ehrenbezeugungen ſo umſtürmt, daß ſie froh wurde, als ſie endlich mit ihrem Gemahl wieder allein ſein konnte.

»Jetzt iſt's meine erſte Pflicht,« ſagte der Baron, »den kleinen, ſchläfrigen Engel Pompejus zur Ruhe zu bringen.« Er ließ es ſich nicht nehmen, ihn ſelbſt zu entkleiden, und in ein ganz neues, ſchon längſt dazu beſtimmtes Bettchen zu legen. »O wie ſelig bin ich!« jauchzte er: »heut' erſt fühle ich die Wolluſt, Vater zu ſein, im vollen Maß.« Dann führte er die Baronin durch alle Zimmer, und zeigte ihr diejenigen, welche für ſie beſtimmt waren; die köſtlichſten im ganzen Schloſſe, auf das geſchmackvollſte möblirt, mit tauſend kleinen Bequemlichkeiten verſehen.

## Der Prozeß hat ein Ende.

Suschen wohnte im Schloſſe Malzen, wie in einem ſchönen Traum. Sie konnte kaum glauben, daß an ihrem Glücke Wahrheit ſei. Nur der Gedanke an Tantchen Rosmarin machte ihr noch Kummer; das hielt ſie aber nicht ab, gleich folgendes Tages durch Eilboten an das Tribunal, wie an Herrn Advokat Kurzbein die Erklärung einzuſenden, daß ſie bei ihrem Manne lebe, und von jeder Scheidung abſtehe.

Digitized by Google

Nach drei Tagen hielt auch der Herr Pfarrer Wort. Er kam, die Glücklichen zu beſuchen. „Kinder, erſchreckt nicht," ſagte er, „hinter mir her kommen ſieben Wagen voller Kaſten, Kiſten und Hausgeräth ſchwer geladen; die Fuhrleute haben alle einen Rauſch; vor der Bruſt Blumenſträuße, wie einen Wald; am Hut und Peitſchenſtock Seidenbänder von allen Farben des Regenbogens. Ich ſelbſt habe ein Räuſchchen; aber nur von der Freude. Tantchen Rosmarin ſchickt ihrem Suschen die Ausſteuer, und freundliche Grüße mit ſaurer Miene."

„Hat mir Tantchen verziehen? liebt ſie mich noch?" rief Suschen, und verhinderte mit ihren Umarmungen und Küſſen faſt des Onkels Antwort.

„Weißt du nicht, daß ihr Ehre und Grundſätze über alles gehen? Welche Schande für ſie, für unſer Haus, wenn die Welt glauben würde, dieſe Verbindung ſei wider ihren Willen geſchehen! Umgekehrt, Tantchen prangt recht öffentlich mit der Ausſöhnung der Parteien; ſchickte ſchon vorgeſtern vor Sonnenaufgang einen Boten an Herrn Kurzbein; Karten nach Waiblingen; ſie nimmt Glückwünſchungsbeſuche an, und alle Welt glaubt, ſie habe das gute Werk der Verſöhnung geſtiftet. Wenn ſie aber allein iſt, weint ſie; und kann ſie meiner habhaft werden, ſchmält ſie. Bei allen ihren Schwächen iſt ſie doch das beſte Tantchen Rosmarin unter der Sonne."

Suschens Augen wurden feucht.

„Und Sie, lieber Baron," fuhr der Pfarrer fort, „geſchwind einen Brief voll Ehrfurcht an Tantchen geſchrieben, um Verzeihung wegen des Frauenraubes gebeten, für die koſtbare Ausſteuer gedankt, die mütterliche Zärtlichkeit anerkannt; hintennach Klagen, daß man ohne Tantchens Beihülfe unmöglich das neue Hausweſen in Ordnung bringen könne; daß der mütterliche Rath und Beiſtand für das Ameublement unumgänglich nothwendig ſei; daß Sie mit Ihrer Frau morgen auf Nieder-Fahren kommen, ihren Segen erflehen, bei ihr übernachten, ſie übermorgen

Digitized by Google

mit ſich für einige Wochen auf das Schloß führen würden und dergleichen. Folgen Sie mir! ſo geht alles gut. Ich ſtehe dafür. Unſere kleine Baronin läßt unterdeſſen die Ausſteuer abladen und auspacken.«

Wie gern gehorchte alles dem lieben Onkel! — Und ſein Rath war ſo übel nicht. Denn kaum hatte Tantchen das rührende, artige Schreiben ihres freiherrlichen Neffen empfangen, ſo heiterte ſich ihr Weſen auf; ſie ordnete mächtige Zurüſtungen zur Bewirthung des jungen Ehepaars an, und ſagte mehr als einmal im Tage zum Herrn Verwalter Säblein: »Ich dachte es ja wohl, daß es ſo kommen würde. Nun iſt Noth in allen Ecken, und guter Rath theuer; die jungen Leute wiſſen ſich nicht zu helfen; da fehlt es hier, da hinkt es da, da kommen ſie wieder bei der Tante betteln. Was ſoll ich machen? Ich bin zu gut, viel zu gut! Ich muß ja wohl hin, und ein wenig Ordnung bei ihnen machen. Das geht ſo, wenn man was hinter meinem Rücken anfängt. Da wird alles verkehrt.«

Digitized by Google

# Der Abend vor der Hochzeit.

„Wir werden gewiß mit einander recht glücklich ſein!“ ſagte Fräulein Louiſe zu ihrer Tante am Abend vor der Hochzeit, und ihre Wangen glühten röther und ihre Augen ſtrahlten vom innern Entzücken. Man kann wohl denken, wenn eine Braut ſagt Wir, wen ſie in der Welt damit meine.

„Ich zweifle nicht daran, liebe Louiſe,“ erwiederte die Tante: „ſorget nur, daß ihr mit einander glücklich bleibet.“

„O, wer könnte zweifeln, daß wir's bleiben! Ich kenne mich. Und bin ich noch nicht gut: meine Liebe zu ihm wird mich beſſer machen. Und ſo lange wir uns lieben, können wir nicht unglücklich ſein. Unſere Liebe wird nie altern.“

„Ach,“ ſeufzte die Tante, „du ſprichſt wie ein Mädchen von neunzehn Jahren am Tage vor der Hochzeit, im Rauſche erfüllter Wünſche, im Rauſche ſchöner Hoffnungen und Ahnungen. Liebes Kind, denke an mich, auch das Herz wird alt. Es kommen Tage, da der Zauber der Sinne erſtirbt. Und iſt das Blendwerk verflogen, dann erſt wird offenbar, ob wir wahrhaft liebenswürdig ſind. Wenn die Gewohnheit das Reizendſte alltäglich macht, wenn die jugendliche Friſche zuſammenwelkt, wenn zum Licht ſich im häuslichen Leben immer mehr Schatten geſellt: dann, Louiſe, und früher nicht, kann das Weib erſt vom Manne ſagen, er ſei liebenswürdig; dann erſt der

Mann vom Weibe, es blühe in unvergänglicher Anmuth. Aber wahrlich, den Tag vor der Hochzeit klingen mir dergleichen Betheuerungen lächerlich.«

»Ich verſtehe Sie, Tantchen. Sie wollen ſagen: nur unſere gegenſeitigen Tugenden können uns in ſpätern Zeiten noch für einander Werth geben. Aber iſt der, dem ich angehöre — denn von mir darf ich nichts, als einen frommen Willen rühmen, — iſt er nicht der würdigſte, edelſte von allen jungen Männern der ganzen Stadt? Blühet nicht in ſeinem Weſen aller Adel, der zum Lebensglück führt?«

»Kind,« verſetzte die Tante, »ich gebe dir Recht. Tugenden blühen in dir, wie in ihm; ich darf dir das ſagen, ohne zu ſchmeicheln. Aber, liebes Herz, ſie blühen auch nur, und ſind noch lange nicht unter Sonnengluth und Regengüſſen gereift. Keine Blüthen täuſchen mehr in den Erwartungen, als dieſe. Man weiß nie, in welchem Boden ſie wurzeln. Wer kennt das Verborgene des Herzens?«

»Ei, Tantchen, Sie machen mir wahre Furcht.«

»Deſto beſſer, Louiſe. Sieh', ſo etwas iſt gerade recht gut am Abend vor der Hochzeit. Ich habe dich aufrichtig lieb, darum will ich dir ſagen, wie ich's denke. Ich bin noch keine alte Tante. Mit ſiebenundzwanzig Jahren ſieht man noch wohlgemuth ins Leben hinaus, und iſt man noch keine Betſchweſter. Ich habe einen herrlichen Mann. Ich bin glücklich. Darum habe ich das Recht, dir ſo zu reden, und dich auf ein Geheimniß aufmerkſam zu machen, das du vielleicht noch nicht kennſt, wovon man einem hübſchen jungen Mädchen nicht viel ſpricht, was einen jungen Herrn nicht gerade am meiſten beſchäftigt — und doch das Allerwichtigſte in jeder Haushaltung iſt, woraus allein ewige Liebe und unzerſtörbares Glück erwachſen.«

Louiſe faßte mit beiden Händen die Hand der Tante. »Himmliſche Tante! Sie wiſſen ja, Ihnen glaube ich

Alles. Sie wollen ſagen: bleibendes Glück und ewige Liebe werden uns nicht durch Zufälligkeiten, durch vergängliche Reize, ſondern nur durch die Tugenden des Gemüths verbürgt, die wir zu einander bringen. Die ſind der beſte Eheſchatz, den wir zuſammenbringen; die werden nie alt.«

»Je nachdem, Louiſe. Auch die Tugenden können alt und mit dem Alter häßlich werden, wie die Reize des Körpers.«

»Ei, Tantchen, was ſagen Sie auch! Nennen Sie mir eine Tugend, die mit den Jahren häßlich werden könnte.«

— Wenn ſie häßlich geworden, nennen wir ſie nicht mehr Tugend, ſo wie man ein ſchönes Mädchen nicht mehr ſchön nennt, wenn es mit der Zeit zum alten Mütterlein eingeſchrumpft iſt.

»Aber, Tantchen, Tugenden ſind nichts Irdiſches!«

— Je nachdem.

»Wie kann jemals Sanftmuth und Milde häßlich werden?«

— Sobald ſie mit der Zeit weichliche Schlaffheit wird.

»Und männlicher Muth?«

— Wird zum rohen Trotz.

»Und Beſcheidenheit?«

— Zur Kriecherei.

»Und edler Stolz?«

— Zum gemeinen Hochmuth.

»Und Dienſtgefälligkeit?«

— Zur Allermannsfreundſchaft und Achſelträgerei.«

»Nein, Tantchen, Sie machen mich beinahe böſe. So kann mein künftiger Mann nie entarten. Eine Tugend hat er, die bewahrt ihn vor allem Abweg. Es liegt in ihm ein tiefer Sinn, ein unvertilgbares Gefühl für Alles, was groß und gut und ſchön iſt. Und dieſe zarte Empfindſamkeit für alles Edle, ſie lebt in mir, wie in ihm. Sie iſt die uns angeborne Bürgin unſerer Seligkeit.«

— Und wenn ſie mit euch altern ſollte, würde ſie zur häßlichen Empfindlichkeit; und Empfindlichkeit iſt der wahre Eheteufel. Empfindſamkeit ſpreche ich euch Beiden nicht ab; aber Gott bewahre euch, daß dieſe Grazie nicht zum alten, zänkiſchen Weibe werde. Kennſt du die Gräfin Stammern?

„Die vor einem Jahre von ihrem Manne geſchieden wurde?“

— Kennſt du den wahren Grund von ihrer Scheidung?

„Man ſpricht allerlei davon.“

— Sie hat mir die Geſchichte ſelbſt erzählt, und ich will ſie dir wieder erzählen. Sie iſt lehrreich und komiſch zugleich, und hier als bloßes Beiſpiel anzubringen.“

---

Louiſe war neugierig. Die Tante erzählte folgendermaßen:

Stammern und ſeine Frau wurden für das liebens- und beneidenswürdigſte Paar gehalten. Ihre Ehe war die Folge einer nach und nach aus mehrjährigem Umgang erwachſenen zärtlichen Neigung für einander geweſen. Sie hatten ſich mit wahrer Schwärmerei geliebt. Beide waren wie für einander geſchaffen, ſchön und gut und gefühlvoll, in allen ihren Wünſchen und Anſichten zuſammentreffend.

Man erinnert ſich noch der Auftritte, die es gab, als ſie ſchon förmlich verlobt waren, und ihre Aeltern ſich unter einander entzweiten, ſo daß die ganze Heirath rückgängig gemacht werden ſollte. Die Gräfin ward vor Kummer ſterbenskrank, und der ſchwärmeriſche Liebhaber drohte, wie Göthe's Werther oder Millers Siegwart zu enden. Genug, um das Leben der jungen Gräfin zu retten und den Grafen von einem verzweifelten Streich abzuhalten, mußten ſich die Aeltern gern oder ungern, wenigſtens dem Scheine nach, verſöhnen. Die Verſöhnung rettete das Leben beider Verlobten; aber ſobald die Gräfin außer Gefahr war, entfernten ſich die Aeltern wieder von

einander, und ſuchten die Vermählung ein paar Jahre zu verſchieben. Da machte ſich das Pärchen eines Nachts auf, reiſete über die Grenze, ließ ſich vor dem Altar verbinden, kam als Mann und Frau zurück, und damit war der ganze Himmel auf die Erde niedergezogen.

Von nun an galt die Ehe dieſes Paars als die glücklichſte, als ein Muſter der Eintracht und des Friedens. Die jungen Leute ſchienen nur vom Morgen bis zum Abend darauf zu ſinnen, ſich einander gefällig zu leben. Im erſten Jahre machten ſie ſich ſogar Gedichte, die zärtlichſten, die gefühlvollſten von der Welt; im Winter wie im Sommer füllten ſie ſich einander das Zimmer mit bedeutſamen Blumen an; jedes Hausgeräth war ihnen durch eine liebliche Erinnerung werthvoll. Im zweiten Jahre hörten zwar dieſe Schwärmereien der Empfindſamkeit, die beinahe in Empfindelei überſtreiften, auf; aber doch in allen Geſellſchaften, Kränzchen, Bällen und Zerſtreuungen ſahen ſie nur ſich, ſuchten ſie nur ſich, lebten ſie nur ſich. Man fand es beinahe anſtößig. Im dritten Jahre legten ſie nun wohl dieſe liebenswürdige Unart ab, aber im Hauſe blieben ſie dieſelben. Im vierten erſt ſchienen ſie vom allererſten Rauſche der Liebe zu geneſen, wenigſtens ſo weit, daß ſie auch einzeln wohl, er hier, ſie dort, ohne Heimweh in einer Geſellſchaft den Abend, zuweilen gar einen Tag zubringen konnten. Deſto entzückender war der Genuß des Sichwiederhabens. Im fünften konnte der Graf ſchon auf einige Wochen verreiſen, ohne daß ſein Herz vom Schmerz zerriſſen und ſie beim Abſchied ohnmächtig wurde. Aber die damals von Beiden an einander geſchriebenen Briefe müßteſt du leſen! Wahrhaftig, Heloiſe ſchrieb nicht zärtlicher, nicht glühender mit Pope's Feder. Im ſechsten ward man endlich ſo verſtändig, daß man es bei einer Trennung von wenigen Wochen allenfalls bei einem oder zwei freundlichen Briefen bewenden ließ. Im ſiebenten fühlten Beide, man könne ſich innig lieben, ohne davon die Verſicherung eben einander vom Morgen bis

zum Abend mündlich und ſchriftlich wiederholen zu müſſen. Das war ſchon viel. Ihr Glück hatte den höchſten Gipfel erreicht, weil ſie zu einander das ſtille Vertrauen zärtlicher Freundſchaft gefunden hatten. Im achten ſtreiften ſie den Egoismus der Liebe in ſolchem Grade von ſich ab, daß ſie auch für die übrige Welt mehr Empfindung bekamen, und nicht bloß einzig für einander lebten, als wären ſie nur allein die Lebendigen, und alle übrige Menſchen todte Figuranten auf ihrer Lebensbühne. Im neunten waren ſie die liebenswürdigſten, wohlthätigſten, gefälligſten, gefühlvollſten Perſonen außer dem Hauſe, wie im Hauſe. Im zehnten waren ſie, wie wir andere Menſchenkinder und wie treffliche Leute zu ſein pflegen, die ſchon zehn Jahre mit einander verheirathet ſind.

Nur waren ſie freilich zehn Jahre älter geworden; aber ihre Liebe auch, und leider — ihre Tugenden auch. Beide waren durch ihre Empfindſamkeit in der Stadt wirklich zum Sprichwort geworden. Jedermann liebte ſie darum.

Schon im erſten Jahre des zweiten Zehends ihrer Ehe machten Beide an einander die Bemerkung, daß die Zärtlichkeit nicht mehr ſo ſtürmiſch war. Sie fanden das ſehr natürlich. Man kann lieben, ohne zu brauſen. Im andern Jahr entdeckten ſie an einander mancherlei kleine Schwächen, die vormals vom Mantel der Liebe bedeckt wurden. Ei nun, ſie ſchonten derſelben, und Einer ertrug die Fehler des Andern mit freundlicher Nachſicht. Im dritten gab es wohl hin und wieder eine leiſe, glimpfliche Erinnerung; doch fügte man ſich in einander. Und fand ſich wirklich Einer durch den Widerſpruch des Andern einmal gekränkt, ſo hatte er die Gewißheit, der Beleidiger werde die ſüßeſte Buße thun. Im vierten aber glaubte Jeder, das Bußethun käme doch wohl an ihn zu oft; man beargwohnte den Andern, er hätte Neigung, ſich ſelber Alles und dem Andern Nichts zu verzeihen. Im fünften gab es manche kleine Neckerei, und das Bewußtſein blieb aus. Ich ſechsten fing man an die Worte gegen einander

Digitized by Google

abzuwägen, um gute Harmonie zu erhalten. Im ſiebenten gab es ſchon Mißverſtändniſſe, und nichts war leichter, als daß Einer über die Aeußerungen des Andern empfindlich ward. Man legte ſich das aber als Beweiſe der Liebe aus und des Zartgefühls; keine Wunde eines feindlichen Schwerts ſchmerzt ſo ſehr, als der finſtere Blick einer geliebten Perſon. Im achten folgten öftere Wortwechſel, aber man gab ihnen keine Folgen. In der beſten Ehe ereignen ſich dergleichen. Man that einige Tage böſe mit einander, und ward wieder gut. Im neunten brachte die gegenſeitige Empfindlichkeit endlich zu dem klugen Entſchluß, allzuhäufige Berührungen mit einander zu meiden. „Du biſt empfindlich,“ ſagte der Graf, „und reizbar, ich bin es zuweilen auch. Das taugt nicht. Du kannſt heftig werden, ich könnte es auch ſein. Am beſten, ich laſſe dir in Allem deinen Willen; laß du mir den meinigen. Leben wir heiter neben einander, ohne uns einander zu plagen. Wir lieben uns, aber wir müſſen uns mit unſerer Liebe nicht zu Tode foltern.“ Die Gräfin fand das auch. Man führte gleichſam von nun an doppelte Wirthſchaft. Man ſah ſich ſelten, als bei Tiſch. Niemand fragte: woher kommſt du, wohin gehſt du? Man fand wieder ruhige Tage, lebte auf höflichem Fuß in Frieden und Eintracht. Und ward Eins über das Wort und Thun des Andern empfindlich, ging man mit einem Kompliment aus einander.

Eines Abends, im zehnten Jahr — da haſt du alſo die Geſchichte von zwanzig Jahren — kamen Beide aus dem Schauſpiel, ſpeiſeten mit einander zu Nacht, und ſetzten ſich darauf plaudernd ans Kaminfeuer. Sie waren noch voll von den Empfindungen, welche ein Ifflandiſches Schauſpiel in ihren zartfühlenden Herzen erregt hatte. Das Glück des ehelichen und häuslichen Lebens, deſſen Schilderung ſie von der Bühne entzückt hatte, ſchien ſich bei ihnen zu erneuern und zu erwahren.

„Ach,“ ſagte die Gräfin, „Alles gut, wenn man nur jung bliebe!“

Digitized by Google

— Klage du doch nicht. Wo iſt eine Frau, die ſich ſo friſch erhalten hätte, wie du? Ich finde zwiſchen dir, heut und am Abend vor der Hochzeit, keinen Unterſchied. Etwa kleine Launen! Nun, die muß man ertragen. Unſere Ehe gehört doch zu den beneidenswürdigſten auf der Erde. Wäre ich unvermählt und ſähe dich, ich würde dir und keiner Andern die Hand bieten.

„Sehr artig!“ verſetzte die Gräfin mit einem Seufzer. „Aber, lieber Freund, denk' auch, nun ſchon zwanzig Jahre! Was bin ich jetzt? Was war ich ſonſt?“

— Heut ein hübſches Weibchen, damals ein hübſches Mädchen. Ich tauſchte Eins um das Andere nicht. — Er ſtand auf und ſchloß ſie küſſend an ſeine Bruſt.

„Wir wären glücklich, ganz. Nur Eins, lieber Freund, Eins fehlt, was das Glück anderer Ehen vollendet.“

— Ich verſtehe; ein Kind, das deine Anmuth und deine Tugend erbt. Aber — ſetzte der Graf hinzu und küßte die Hand ſeiner Gemahlin — du biſt erſt achtunddreißig, ich bin kaum vierzig Jahre alt. Wer weiß, vielleicht . . .

„O, wie glücklich wär' ich! Freilich, nur ein einziges Kind gibt nicht minder Kummer und Furcht, als Freude. Der geringſte Unfall kann es uns wieder rauben. Aber ja, zwei Kinder . . .“

— Du haſt Recht. Und nicht zwei, ſondern drei. Denn mit zweien — ſtürbe eins, wäre man wieder in der vorigen Angſt. Ich bin gewiß, der Himmel erhört uns. Drei Kinder werden uns noch umſpielen.

„Lieber Freund,“ ſagte ſie lächelnd, „faſt wäre es doch zu viel. Das brächte uns in neue Verlegenheit. Zum Beiſpiel, wenn es Söhne wären?“

— Gut. Wir haben bei fünfundzwanzigtauſend Gulden Einkünfte. Genug für uns und ſie. Den älteſten gebe ich zur Armee; den zweiten laſſe ich in die diplomatiſche Carriere eintreten. Beide werden viel koſten —

aber ſie werden ſich heben. Wir haben Verwandte, Rang und Anſehen.

„Aber du haſt den jüngſten vergeſſen, lieber Freund.“

— Den jüngſten? Gar nicht. Er wird geiſtlich; er wird Domherr. Die Präbende fehlt nicht.

„Was? Domherr? Mein Sohn ein Pfaff? Nein, wahrhaftig, daraus würde nichts.“

— Würde nichts? Wenn ich fragen darf, warum nicht? Er kann Abt, Fürſtabt, Biſchof werden.

„Nimmermehr! Ich mag nicht Mutter eines Mönchs ſein, und meinen Sohn mit der kahlgeſchorenen Glatze und im Kloſterkittel ſehen. Pfui, was fällt dir ein? Und hätte ich hundert Söhne, ich würde es nicht zugeben.“

— Du biſt einmal bei ſonderbarer Laune, liebes Weib. Was ſein und unſer Glück iſt, wirſt du bei aller übeln Laune gegen den geiſtlichen Stand gern zugeben.

„Und ich erkläre dir, feſt erklär' ich's: in Ewigkeit nicht. Nenne es immerhin Laune. Ich weiß, du haſt gern die Laune, gebietender Herr, zu ſein; aber vergiß nicht, daß auch eine Mutter wohl Recht haben könne.“

— Gar keine. Der Vater hat die Einſicht.

„Wenn ſie aber nicht immer ausreicht?“

— Reicht die meinige nicht hin, Frau Gräfin, ſo würde ich wahrlich die Ihrige zuletzt in Anſpruch nehmen. Ich ſtehe dafür, daß, wenn der Fall eintritt, ich meinem Willen werde Achtung zu verſchaffen wiſſen.

„Mein Himmel, ich weiß gar wohl, Sie ſind mein Gemahl und Gebieter; aber ich habe nicht die Ehre, Ihre Magd zu ſein.“

— Und ich nicht Ihr Hofnarr, Frau Gräfin. Ich habe Ihnen immer Nachgiebigkeit in Allem, vielleicht nur zu viel, be[illegible]. Aber ſo gern ich Grillen ertrage, verzeihen Sie, e[illegible]bt zuweilen Einfälle, die zu albern ſein können.

„Sehr [illegible]den für die Lehre, davon Sie mir auf der Stelle einen derben, praktiſchen Beweis gaben. Wer

auch immer wohl der Nachgiebigſte geweſen ſein mag? Jahre lang trage ich ſchweigend Ihre Unanſtändigkeiten, und verzeihe ſie Ihnen großmüthig, mehr als Fehler des Verſtandes und der Erziehung, denn als Fehler des Herzens. Aber endlich ermüdet die himmliſchſte Geduld.«

— Da haben Sie völlig Recht. Die meinige war von Ihren Launen und Wunderlichkeiten ſchon längſt auf herbe Proben geſetzt, und Sie können von Glück ſagen, daß ich das Joch nicht ſchon vor Jahr und Tag gebrochen. Denn wahrhaftig, es iſt nichts Liebliches, der gehorſame Diener von Ihren Thorheiten zu ſein. Ich muß es einmal deutſch ſagen.

»Wenn ich deutſch mit Ihnen hätte reden wollen, ſo würden Sie ſchon längſt wiſſen, daß Sie ein ſtolzer, ſelbſtgefälliger Egoiſt ſind, mit dem ſchwer auszukommen iſt; eine herzloſe Figur, die immer von Gefühlen ſpricht, weil man mit dem am liebſten prahlt, was man nicht hat.«

— Wirklich? Darum prahlen Sie ſo gern mit Ihrer Einſicht, mit Ihrem Zartſinn. Mögen Sie Andere täuſchen; ich bin, dem Himmel ſei's gedankt oder geklagt, ſchon lange enttäuſcht. Tugend iſt bei Ihnen am Ende weibliche Grimaſſe. Sie ſind mir mit Ihrer Ziererei um ſo widerlicher, je beſſer ich Ihr Inneres kenne. Thäten Sie mir nicht leid, wahrhaftig, ich hätte Sie ſchon vor Jahr und Tag zu Ihrer Familie geſchickt, um Ruhe zu haben.

»Sie kommen mir in meinen Wünſchen nur zuvor. Ein ſteifer, langweiliger Egoiſt, wie Sie, iſt nicht geſchaffen, eine verſtändige Frau zu beluſtigen. Und nach einer ſolchen Erklärung begreifen Sie wohl, wird mich kein größeres Vergnügen erwarten, als Ihrer bald los zu ſein.«

— Allerliebſt! So entlarvt ſich denn Alles. Ich nehme Sie beim Wort, und wünſch' es mir nicht beſſer. Adieu! Laſſen Sie ſich etwas Angenehmes träumen. Morgen iſt das Geſchäft ins Reine gebracht.

»Je früher, je beſſer, Herr Graf.«



Digitized by Google

So gingen Beide aus einander. Folgendes Tages ward der Notar berufen; Zeugen kamen; der Eheſcheidungsakt wurde geſchrieben und beiderſeitig unterzeichnet, was auch Freunde, Freundinnen, Verwandte, ſelbſt Perſonen vom erſten Rang dagegen ſagen, bitten, warnen mochten. Die Trennung erfolgte.

So ward eine lange, eine ſcheinbar glückliche Verbindung plötzlich zerriſſen. Der lächerliche Zwiſt über das künftige Loos dreier Söhne, die noch gar nicht in der Welt waren, zerriß den Faden, wo man einen Bund für die Ewigkeit vermuthete. Und wahrhaftig, der Graf ſowohl als die Gräfin gehören doch zu den angenehmſten Menſchen. Man kann ihnen nichts Böſes nachſagen, als Schwachheiten, wie wir Alle ſie haben.

---

„Komiſch nannten Sie die Geſchichte?“ ſagte Louiſe mit düſterm Geſicht zur Tante: „Mich hat ſie ganz niedergeſchlagen. Ich begreife, wie auch bei ſonſt guten Menſchen nach und nach die Ehe unglücklich werden kann. Tröſten Sie mich nur wieder, denn Sie hätten mich ſonſt troſtlos gemacht. Ich würde meinen künftigen Mann nie ohne Furcht wegen unſerer Zukunft anſehen können. Denken Sie, welch ein Schickſal!“

„Was meinſt du?“ fragte die Tante.

„Ach, Tantchen, wenn ich nur nie alt würde! So wäre ich gewiß, ich würde meinen Mann beſtändig an mich feſſeln.“

„Du biſt gewaltig irre, liebes Kindchen! Und wärſt du immer friſch und ſchön, wie heut: ſo würde das Auge deines Mannes durch vieljährige Gewohnheit doch endlich ſehr gleichgültig dagegen werden. Gewohnheit iſt die größte Zauberin in der Welt und eine der wohlthätigſten Feen im Hauſe. Sie macht das Schönſte wie das Häßlichſte alltäglich. Iſt man jung und wird alt: die Gewohnheit hindert es, daß der Gemahl deſſen gewahr wird. Umgekehrt, blieben wir jung und er würde alt, es

könnte zuletzt ſchlimme Folgen haben und den betagten Herrn eiferſüchtig machen. Beſſer iſt's, wie es der liebe Gott einmal eingerichtet hat. Denke dir, du wäreſt ein altes Mütterchen geworden und dein Mann ein blühender Jüngling: wie würde dir dabei zu Muthe ſein?"

Louiſe rieb ſich das Näschen und ſagte: „Ich weiß nicht."

„Aber," fuhr die Tante fort, „ich will dich auf ein Geheimniß aufmerkſam machen, welches —"

„Eben das," rief Louiſe haſtig dazwiſchen, „eben das hätte ich ſo gern gehört."

Die Tante ſagte: „Höre mir nun recht zu. Was ich dir ſage, das habe ich probat gefunden. Es beſteht aus zwei Theilen; der erſte Theil des Mittels einer glücklichen Ehe verhindert an ſich ſchon jede Möglichkeit der Zwietracht, und müßte ſelbſt Spinne und Fliege zuletzt mit einander zu den beſten Freunden machen. Der andere Theil iſt das beſte und ſicherſte Erhaltungsmittel weiblicher Anmuth."

„Ei!" rief Louiſe.

„Alſo die erſte Hälfte des Mittels: Nimm deinen Bräutigam in der erſten einſamen Stunde nach der Trauung, und fordere von ihm ein Gelübde und gib ihm ein Gelübde. Verſprechet einander feierlich: nie, auch im bloßen Scherz nicht, mit einander zu zänkeln, zu wortwechſeln oder gegen einander ein wenig böſe zu thun. Nie! Ich ſage dir: nie! — Auch nur das Zänkeln aus Scherz, das Böſemiteinanderthun aus bloßer Neckerei, bringt Uebung bei — zum Ernſt. Merke dir das! — Ferner: verſprechet einander Beide herzlich und feierlich, nie vor einander irgend ein Geheimniß zu haben, unter welchem Vorwand, unter welcher Entſchuldigung es auch ſein könne. Ihr müſſet einander beſtändig und jeden Augenblick klar durchſchauen. Auch wenn Eins von euch irgendwo gefehlt hätte — keinen Augenblick angeſtanden, und es frei gebeichtet, und wenn

es mit Thränen ſein ſollte, aber gebeichtet! — Und ſo wie ihr Beide vor einander nichts geheim habet, ſo habet dagegen eure eigenen innern Haus- und Ehe- und Herzensſachen vor Vater, Mutter, Schweſter, Bruder, Tante und aller Welt geheim. Ihr Beide, und Gott dazu, bauet nun eure eigene ſtille Welt. Jeder Dritte und Vierte, den ihr mit hineinzöget, würde Partei machen und zwiſchen euch Beiden ſtehen! Das darf nicht ſein. Gelobet euch das. Erneuert das Gelübde bei jeder Verſuchung. Ihr werdet euch wohl befinden. So werden eure Seelen gleichſam zuſammenwachſen; ſo werdet ihr Beide nur Eins ſein. Ach, wenn manches junge Paar dies einfache Kunſtſtück der Lebensweisheit am Hochzeittage gewußt und ſogleich benutzt hätte, wie manche Ehe wäre glücklicher, als ſie leider iſt.«

Louiſe küßte die Hand der Tante mit Inbrunſt. »Ich fühle, das muß ſein. Wo das nicht iſt, bleiben die Vermählten auch nach der Trauung immer zwei Fremde, die ſich einander nicht kennen. Es ſoll ſein; ohnedem kein Glück. Und nun noch, Tantchen, das beſte Erhaltungsmittel weiblicher Schönheit?«

Die Tante lächelte und ſprach: »Wir dürfen uns gar nicht verhehlen, ein ſchöner Mann gefällt uns hundert Mal beſſer, als ein häßlicher; und den Männern gefällt es, wenn wir hübſch ſind. Aber was wir ſchön nennen, was uns an den Männern, was den Männern an uns eigentlich gefällt, iſt nicht bloß Haut und Haar und Wuchs und Farbe, wie an einem Bilde oder an einer Statue: ſondern das Eigenthümliche, die Seele darin iſt es, die uns durch Blick und Sprache, Ernſt und Freude und Trauer bezaubert. Die Männer vergöttern uns, je mehr ſie in uns Tugenden des Gemüths vermuthen, die unſer Aeußeres verſpricht; und wir finden einen boshaften Menſchen widerlich, wenn er auch noch ſo hübſch und zierlich iſt. — Eine junge Frau, die alſo ihre Schönheit bewahren will, bewahre nur eben die Seele, eben die ſchönen

Gemüthseigenſchaften, eben die Tugenden, durch welche ſie den Geliebten feſſelte. Und das beſte Erhaltungsmittel der Tugend, daß ſie nie altert, ſondern ewig jung bleibt, iſt Religion, dieſer innigſte Verein mit Gott und Ewigkeit und Glauben, iſt Religioſität, dies allen Menſchen wohlwollende, reine, friedliche Wandeln in Gott.«

»Sieh, liebes Herz,« fuhr die Tante fort, »es gibt Tugenden, die aus bloßer Lebensklugheit entſtehen. Die altern mit der Zeit und ändern ſich, weil auch beim Wechſel der Umſtände und Neigungen die Klugheit ihre Mittel ändert, und weil die Klugheit mit den Jahren und Leidenſchaften nicht immer wächſt. Aber religiöſe Tugenden können nicht ändern, ſondern bleiben ewig dieſelben, weil unſer Gott immer derſelbe iſt, und weil die Ewigkeit immer dieſelbe iſt, der wir und unſere Geliebten entgegen gehen. Bewahre ein unſchuldiges, frommes Gemüth, Alles von Gott erwartend: ſo bleibſt du in der Seelenſchönheit, derentwillen dich heute dein Bräutigam anbetet. Ich bin keine Herrnhuterin; ich bin keine Kopfhängerin; ich bin deine ſiebenundzwanzigjährige Tante. Ich tanze gern; ich ſchmücke mich gern; ich ſcherze gern. Aber eben darum ſag' ich es dir. Sei eine liebe, fromme Chriſtin, und du wirſt als Mutter einſt, und als Großmutter, ſchön ſein!«

Louiſe ſchlug ihre Arme um den Nacken der Tante, und weinte ſtill und ſprach: »Ich danke dir, Engel!«

---

Digitized by Google

# Der Flüchtling im Jura.

## 1.

## Die Flucht.

Nachdem ſich Frankreich im Jahr 1798 in die bürgerlichen Unruhen der Schweizer gemiſcht, den alten Bund der Eidsgenoſſen zerſtört und das ganze Gebirgsland mit ſeinem Kriegsvolk überſchwemmt hatte, wurden mehrere der achtbarſten Männer des Landes von den Siegern ins Innere Frankreichs fortgeſchleppt, um entweder als Geiſeln für die Summen zu dienen, welche den ſogenannten oligarchiſchen Städten zu zahlen auferlegt waren, oder um Männer zu entfernen, deren Einfluß und Anſehen beim Volke man kannte, und deren entſchiedenen Haß gegen die neue Ordnung der Dinge man fürchtete.

Für einen ſolchen hätte man auch einen jungen Schweizer halten können, der, ſorgfältig bewacht, in der letzten Maiwoche 1799 über Lauſanne und Yverdon nach Beſançon geführt wurde. Allein er ſchien zu jung, um bei ſeinem Volke eine bedeutende obrigkeitliche Würde haben bekleiden zu können; er mochte kaum dreißig Jahre zählen. Und im Aeußern verrieth er nicht Reichthum genug, um deſſen Bürge von irgend einer gebrandſchatzten Stadt zu ſein. Er fuhr auf einem elenden Leiterwagen; zwei franzöſiſche Soldaten ſaßen neben ihm, je einer ihm zur Seite. Ihre geladenen Gewehre lehnten ſeitwärts auf einem Strohbund vor ihnen, das zum Sitze eines

Digitized by Google

Bauers diente, der vermuthlich Eigenthümer des Fuhrwerks war.

Bei dem allen erregte der Anblick des Gefangenen die Theilnahme jedes Vorübergehenden. Eine ſchlanke Geſtalt, eine geiſtvolle Geſichtsbildung, ein ſtolzer, durchdringender Blick großer blauer Augen, eine würdevolle Haltung in ſeinem ganzen Weſen ſchienen zu verrathen, er müſſe von guter Erziehung ſein. Noch mehr zog der Anblick ſeines blaſſen Antlitzes das Mitleiden an, da man ſeinen grauen, vorn eingeknöpften Frack und den grünen Sammetkragen am Halſe überall von ſchwarzrothen Blutflecken beſprengt ſah, und man es für ſein eigenes, vielleicht im Kampfe ums Vaterland vergoſſene Blut halten mußte; denn er verrieth etwas Schmerzhaftes in ſeinen Bewegungen, eine große Entkräftung, und redete nur mit ſchwacher Stimme.

Seine kriegeriſchen Begleiter, ein Kaporal und ein Gemeiner, behandelten ihn mit einer gewiſſen Höflichkeit und Schonung, und ſuchten ihm ſein Loos ſo gut als möglich zu erleichtern. Dazu mochte auch ſeine Freigebigkeit etwas mitwirken; denn er ſorgte, wo angehalten wurde, immer dafür, ſie mit einem Glaſe guten Weins zu erquicken.

Als ſie ihn im Dorfe Balaigues, wo ſie unweit der franzöſiſchen Grenze übernachtet hatten, in der Morgenfrühe zum Leiterwagen führten, ward er ſo ſchwach, daß er ohnmächtig zwiſchen ihnen zu Boden ſank. „Laſſet mich hier ſterben, wenigſtens auf Schweizerboden ſterben,“ ſagte er mit gebrochener Stimme: „denn lebend bringet ihr mich doch nicht nach Beſançon.“

Die Soldaten trugen ihn in die Wirthsſtube zurück und ſchienen verlegen; ſie fürchteten, er werde unter ihren Händen den Geiſt aufgeben. Jeder im Hauſe eilte herbei und umringte den Unglücklichen. Man wollte nach einem entfernt wohnenden Arzt ſchicken. Die Soldaten verbaten dies aber und meinten, er werde ſich ſchon erholen.

Digitized by Google

„Wahrhaftig,“ ſagte der Kaporal, „es thut mir leid; aber fort muß er, und heute wenigſtens nach Pontalier, lebendig oder todt. Er iſt mir übergeben, ich habe meine Verhaltungsbefehle; alſo vorwärts. Nehmet ihn und leget ihn auf den Wagen.“

Der Gefangene ſchlug die Augen auf, ſah den Kaporal finſter von der Seite an und begehrte Kirſchwaſſer und Brod. Er aß einige Biſſen, ſteckte den Ueberreſt zu ſich, und ſtürzte drei bis vier Gläſer des ſtärkſten Kirſchwaſſers hinunter, ohne eine Miene zu verziehen.

„Alle Wetter!“ rief der Kaporal, der den Kirſchgeiſt ebenfalls verſucht hatte: „Das thue ich ihm nicht nach, obſchon ich kerngeſund bin. Er ſäuft noch wie ein Ruſſe!“ — Die geſammte Geſellſchaft des Wirthshauſes, welche den Gefangenen umgab, gerieth nicht minder in Erſtaunen über die Trinkluſt des Todtkranken. Dieſer aber zahlte dem Wirth, ſtand auf und bat, daß man ihn unterſtützen möge, um zum Wagen zu gelangen. Man hob ihn auf den Sitz des Karrens. Die Soldaten ſetzten ſich zu jeder Seite neben ihn, und fort ging es über die Grenze ins franzöſiſche Gebiet.

Nach einigen Stunden erreichte man Chaux-de-Joux, wo ſich die Berge und Felſen zum Engpaſſe La Cluſe zuſammenziehen. Hier ſtöhnte der Gefangene ſchmerzlicher, und ſchien nicht mehr Kraft genug zu haben, aufrecht zwiſchen ſeinen Wächtern bleiben zu können. Er ſchlug ſeine Arme ſeitwärts um ihre Achſeln, ſich auf dieſe Weiſe zu halten.

Aber plötzlich fuhr es den erſchrockenen Soldaten in den Nacken, wie Rieſenkrallen, drehte gewaltſam ihre Köpfe gegen einander und ſchmetterte deren Geſichter zu wiederholten Malen mit ſo fürchterlicher Kraft zuſammen, daß von Stirnen und Naſen das Blut ſtromweiſe rann und die beiden Kerle betäubt und ſinnlos vor ſich nieder-ſtürzten. Als der Bauer auf dem Strohbund hinter ſich blickte, und die Soldaten im Blute ſchwimmen, den Ge-

Digitized by Google

fangenen vom Wagen geſprungen und im Begriff ſah, die Gewehre der Soldaten zu ergreifen, ſprang er ebenfalls mit Grauſen vom Sitze herab und floh. Er hörte hinter ſich ein Krachen, und ſah, wie der Gefangene die Kolben beider Gewehre am Boden abſchlug, ſie hinwarf und davon eilte, erſt eine weite Strecke der Landſtraße, dann jählings ſeitwärts bergan. Wie ein Gems ſetzte der Flüchtling über Fels und Klippe. Als hätte er Flügel, ſo ging es mit ihm die ſteilſten Felſen hinauf, wo gewiß vor ihm nie der Fuß eines Menſchenkindes geſtiegen war. Dann verſchwand er im Gebüſche zwiſchen Steinblöcken, in denen das Gebirg zerfallen lag.

Weder der verblüffte Fuhrmann, welcher glauben mochte, der halbtodte Gefangene ſei vom Teufel beſeſſen, noch die beiden Kriegsmänner, die lange nicht zur Beſinnung kamen, dachten daran, den Entſprungenen zu verfolgen. Um ſo mehr iſt's unſere Pflicht, ihm nachzueilen, damit wir wiſſen, wohin er kam.

Der junge Mann, welcher wahrſcheinlich ſchon längſt Entwürfe der Befreiung gemacht haben mochte, hatte ſeine Rolle, als Sterbenskranker, meiſterhaft geſpielt, um Argwohn und Wachſamkeit der Hüter einzuſchläfern. Denn jetzt wandelte er mit großen, leichten Schritten bergauf, bergab, immer abendwärts, den wildern, höhern Bergen des Jura zu. Er wich nie von der einmal angenommenen geraden Richtung, als wenn ihn dieſe irgend einer einſamen Berghütte zu nahe brachte, oder einer fernen menſchlichen Geſtalt. Gebahnte Wege waren nicht ſeine Wege. Er ſchöpfte erſt Athem, als er nach zwei oder drei Stunden den ſteilen Rücken eines der höhern Berge erreicht hatte, von wo er die umliegende Gegend zu durchmuſtern gedachte.

Hier ſtand er ſtill, hoch über den Thalen und Heimathen der Menſchen, in der lautloſen Wildniß, die nur der einſiedleriſche Adler liebt. Er trank in tiefen Zügen eine reinere Luft, deren kühler Strom den Schweiß ſeiner Stirn

Digitized by Google

trocknete, und wohlthuend durch das helle Gold der Haarlocken floß. Unter ſeinen Füßen ſchwankten die Tannenwipfel des Abgrundes. Morgenwärts ſtrichen, bald in geraden Reihen, bald unterbrochen, die langen, waldigen Rücken der Berge hin, welche den einförmigen grünen Teppich der Thäler einſchloſſen. Ein unendliches grünes Wogengemälde ſchien es, auf welchem aber die Spitzen der breiten, ungeheuern Wellen vom finſtern Himmel geſchwärzt ſtanden. Abendwärts ſtufte ſich das Gebirg in die franzöſiſchen grauen Ebenen nieder, über welche Waldſtreifen, wie Wolkenſchatten, gelagert waren. Im Mittag glänzten weit hinter den Seen und Ländern die ſilbernen Schaaren der Alpen hervor am Horizont, wie aus Strahlenduft gewoben, gleich erſtarrten, zackigen Wolken. Dahin wandte der Flüchtling lange die Augen, ernſter, ſinniger, düſterer. Dann durchirrte ſein Blick noch einmal die nähern Niederungen, um ſich für die Fortſetzung ſeines Weges zurecht zu finden.

Nachdem er ſich erfriſcht, ging er auf dem ſcharfen verwitterten Grath des Gebirges entlang, einen Felſenkopf deſſelben zu erreichen, welcher noch freiere Ausſicht über einzelne Bäume verhieß, die ihm entgegenſtanden.

---

## 2.

## Die Sybille.

Wie er über die loſen Stücke des kahlen, grauen Felsgetrümmers, die von ſeinem Fuße berührt in die Abgründe praſſelnd niederrollten, zur Höhe der Steinkuppe gelangt war, überraſchte ihn hier der Anblick eines menſchlichen Weſens. Es war eine betagte Frau, die auf einem bemooſeten Felſenblocke ſaß und unbeweglich in die blaue Ferne hinausſtarrte. Ihr Wamms und Rock von einem halbwollenen, nußbraunen Zeuge, in welchem die weißen Linnenfäden des Gewebes durch langen Gebrauch ſchon

ſichtbar wurden, verkündeten Aermlichkeit. Doch ihre weiße Haube und das blaue kleine Halstuch, nebſt der roth-geſtreiften Schürze von grober Leinwand, zeigten bei aller Armuth eine gefällige Sauberkeit. Ihre dürre Rechte lehnte ſich auf einen Krückſtock von Schwarzdorn. Der linke Arm, mit dem Ellnbogen auf das Knie geſtemmt, ſtützte mit der Hand das Kinn. Ihr von der Sonne gebräuntes, welkes Antlitz wäre durch eine gewiſſe Gutmüthigkeit des Ausdrucks nicht unangenehm geweſen, wenn nicht um Kinn und Lippen ein weiches, falbes Barthaar, wie ein grauer Schatten, geweht hätte.

Der Flüchtling betrachtete ſie eine Weile ſchweigend; dann grüßte er mit lauter Stimme. Die Alte wandte ſich, aus ihrem Nachdenken erwacht, dankend gegen ihn und betrachtete aufmerkſam, doch ohne Verlegenheit, ſeine Geſtalt. Er ſetzte ſich ihr gegenüber, zog ſein Brod hervor und hielt ſein einfaches Mahl, indem er über das Wetter und die Gegend einige Worte hinwarf, um ein Geſpräch anzufädeln. Die Alte, keine Sylbe erwiedernd, ſtarrte ihm fort und fort ins Geſicht. Auch als er ihr endlich durch ſeine Fragen Antwort abgewann, gab ſie dieſe wie eine Perſon, deren Geiſt mit andern Gegenſtänden beſchäftigt iſt, und offenes Auges träumt. Inzwiſchen erfuhr er doch, und das beruhigte ihn nicht wenig, er ſei nicht mehr auf franzöſiſchem Grund und Boden, ſondern im Gebiete des Fürſtenthums Neuenburg, und zwar auf einer Höhe des Gros-Taureau, in der Nähe des Dorfes Les Verrieres.

»Woher ſind Sie, wenn mir die Frage erlaubt iſt?« ſagte nach einem abermaligen langen Schweigen die Alte, deren Blicke noch immer träumend an ſeinem Geſichte hingen.

Er zeigte mit der Hand nach Morgen und ſagte: »Mein Haus iſt dort hinten, wo die letzten Alpen kaum noch ſichtbar ſind.«

»Aus dem Bündnerlande?« fragte das Mütterchen etwas belebter. Der Flüchtling wandte den Blick auf die

Digitized by Google

Seite, und konnte bei der Frage eine gewiſſe Ueberraſchung nicht verhehlen, die er empfand. „Ungefähr!“ erwiederte er.

„Fürchten Sie ſich nicht vor mir!“ ſagte die Alte: „Sie ſind bei uns vollkommen ſicher. Nicht ſo, Sie kommen aus Frankreich, etwa von Pontarlier; ſind gefangen geweſen, entwiſcht?“

Der junge Mann trug kein Bedenken, es zu geſtehen.

„Und das iſt Menſchenblut?“ ſagte ſie, auf die Flecken ſeines grauen Rockes und der Beinkleider zeigend: „Das da noch ganz friſch.“

Der Flüchtling bemerkte jetzt ſelbſt erſt die friſchen Blutflecken an ſeinen Kleidern. Er erzählte unverhohlen, auf welche Weiſe er den Soldaten unweit Pontarlier entronnen ſei, und erkundigte ſich, ob er im Neuenburgiſchen vor Gewaltthätigkeit und Nachſtellung der Franzoſen ſicher ſein könne.

„Allerdings!“ erwiederte die Alte: „Denn Preußen hat mit Frankreich Frieden, und der König von Preußen iſt der Souverain des Landes. Gewalt haben Sie nicht zu beſorgen; doch thun Sie weiſe, in abgelegener Gegend zu leben, und der Hinterliſt auszuweichen. Dazu bin ich hierher gekommen, es Ihnen zu ſagen.“

„Was?“ rief der Flüchtling: „Ihr habt doch nicht wiſſen können, Mütterchen, daß Ihr mich hier finden würdet.“

„Trotz Ihrem Zweifel, junger Herr, ward ich Ihretwillen hergeſandt.“

„Das iſt unmöglich!“ rief der Flüchtling: „Mich kennt keine menſchliche Seele in dieſem Lande, das ich in meinem Leben zum erſten Mal berühre.“

„Aber dieſes Land wird Ihnen bald unvergeßlich werden, und bald ſo lieb, wie Ihr Land in den hohen Alpen. Dort wohnten Sie im weiten, großen Thale. Ich ſehe Ihr ſchönes Haus beinahe in der Mitte deſſelben unter den hohen Bäumen an einem wilden Bache, der vom nahen

Gebirge daherrauſcht. Die grauen Felswände ſteigen ſeitwärts ſchroff in die Wolken, und im Hintergrunde der Landſchaft, wo ſich das Thal ſchließt, ſcheint es wie von Eis- und Schneebergen verrammelt. Das iſt hier ganz anders. Unſere Berge ſind dagegen nur Hügel." .

Der junge Mann ſtierte die alte Frau mit großen Augen an und fragte verwundert: "Habt Ihr meine Heimath geſehen? Sagt mir denn, wie heißt ſie?"

Die Alte erwiederte: "Ich weiß keinen Namen, aber ich glaube, ſie ſehr deutlich zu ſehen; und Sie, junger Herr, mit der Jagdflinte in den hohen Bergen, ſehe ich auch, von einem Freunde begleitet. Sie ſind ein wackerer, rechtſchaffener Mann. Halten Sie feſt an Ihrer eiſernen Redlichkeit. Sie haben es immer gut gemeint; doch Sie würden weniger Verdruß gehabt haben, wenn Sie nicht zu brauſend, nicht auf körperliche Stärke manchmal zu trotzig geweſen wären. Recht gut, daß Sie ſich noch nicht verheiratheten, ob man Sie gleich einige Male zwingen wollte. Es gab viel Streit im Hauſe. Jetzt ſind Sie frei, wie der Vogel in der Luft. Man hat Sie oft gefragt, ob Sie von einer Liebſchaft gefeſſelt wären, daß Sie jede vorgeſchlagene Vermählung ablehnten. Sie ſagten mit Wahrheit Nein. Aber jetzt fragt Sie Keiner, und doch tragen Sie eine Sehnſucht mit ſich in der Welt herum, und wiſſen nicht, wo Balſam kaufen für die heimliche Wunde. Ja, ja ich rathe, gehen Sie in den Feentempel und fragen Sie da den Schlaf um einen offenbarenden Traum."

Die Alte ſchwieg, aber ſtarrte ihn noch immer an. Ihre Augen, während ſie ſprach, ſchienen ſich hervorzudrängen, und in ihren verwandelten Geſichtszügen lag etwas Feierliches. Der Flüchtling hingegen ſaß vor ihr wie verſteinert. Er horchte noch immer, als ſie ſchon zu reden aufgehört hatte.

"Wenn Ihr mich nicht kennet, wer hat Euch, Mutter, das alles erzählt?"

„Wer kann mir erzählen, junger Herr, was Sie Niemandem erzählt haben? Aber Sie hätten mich nicht ſtören ſollen!“ ſetzte ſie unwillig hinzu, rieb ſich die Augen und ſchien, wie eine Erwachte, munter zu werden. Sie ſah links und rechts, dann ihn wieder, und ſagte: „Nun geht Alles hin, wie Nebel. Und es iſt mir doch, als hätte ich für die Zukunft noch viel zu Ihrem Beſten ſagen ſollen. Nun iſt's hin.“

„Woher wiſſet Ihr, was Ihr mir da ſaget?“ fragte der Fremde.

Die Alte hob beide Hände mit ausgeſpreizten Fingern hoch in die Luft, ſie irre hin und her bewegend, den Blick in die Ferne gewandt und dazu den Kopf ſchüttelnd, als wollte ſie mit dieſer ſonderbaren Gebehrde ſagen: „Es kommt, ich weiß nicht, von wannen; und wüßte ich's, würde ich's nicht ſagen dürfen.“

„Könnet Ihr mir noch mehr erzählen, Mütterchen?“

„Es iſt vorbei, Alles vorbei! Dunkel zieht's noch dem Vorigen nach, als ſtänden ſeltſame Sachen bevor. Sie haben Anlagen zum Glück, das Unglück ſucht Sie eben deswegen auf. Mehr weiß ich nicht.“

Wie eine weiſſagende Sibylle ſaß die Alte auf dem Felsgipfel des Gebirgs vor ihm. Es ward ihm unheimlich bei ihr. Faſt hätte er ſie für eine der geheimnißvollen Geſtalten gehalten, von denen der Aberglaube meint, ſie wohnen im Innern der Berge und erſchienen den Hirten oder verirrten Wanderern bald als Zwerge, bald als tanzende Elfen, bald als andere abenteuerliche Weſen. Manchen Augenblick glaubte er, er habe es mit einer Wahnſinnigen zu ſchaffen, die ſich in den Gebirgen dieſer Gegend umhertreibe. Aber wenn er an das dachte, was ſie ihm von ſeinen häuslichen Verhältniſſen, von ſeiner Perſönlichkeit und von ſeiner Vergangenheit geſagt hatte — Dinge, die er zum Theil verſchwiegen gehalten, andere Dinge, die nur in ſeiner Familie bekannt ſein konnten —, ſo mußte er faſt an Hexerei denken.

Digitized by Google

„Mütterchen,“ ſagte er, „Ihr ſeid ſchon weit in der Welt umhergekommen?“

Sie legte den Finger bedeutſam an die Stirn und erwiederte mit einem halben Lächeln: „Das glaub' ich; weit, ſehr weit! Aber hier, im Geiſte! Nicht mit den Füßen auf der Landſtraße. Ich war ſchon viermal in Neuenburg, das letzte Mal bei der Huldigung des königlichen Statthalters. Da gab es Pracht. Ich bin auch vielmals in Locle geweſen. Doch weiter nicht.“

„Und wo wohnet Ihr?“

Sie zog mit dem Krückſtock einen Kreis in der Luft und ſagte: „In den Bergen allen. Man gibt mir überall gern in einer Hütte das Plätzchen. Ich bin gar wohl bekannt, und für mich braucht's nicht viel.“

„Aber was führt Euch zu dieſem Berggipfel herauf, der ſelbſt jüngern Perſonen ſchwer zu erſteigen iſt? Doch nicht das Vergnügen?“

„Junger Herr, ich gehe, wohin ich muß, wenn es auch ſcheint, als ginge ich, wohin ich wollte. Der Geiſt leitet der Menſchen Schritte. Heute ward ich ausgeſandt, Sie hier oben zu erwarten.“ — Bei dieſen Worten ſtand ſie auf. Es war eine hagere, ungewöhnlich lange Geſtalt. Ohne Abſchied zu nehmen, entfernte ſie ſich. Bald aber blieb ſie ſtehen und winkte dem Fremdling mit der Krücke. Er ſtieg zu ihr hinab. Sie deutete ihm mit dem Stocke auf eine Stätte des unter der Felshöhe liegenden Waldes, eine kleine halbe Stunde weit entlegen, und ſagte: „Dort finden Sie ein klares Waſſer. Es quillt, man weiß nicht woher, und fließt, man ſieht nicht wohin. Da reinigen Sie Ihre Kleider vom Blut; Menſchenblut ſteht übel am Gewande der Menſchen.“

„Und werd' ich in der Nähe Wohnungen finden?“

„Wenn Sie dort hinabſteigen, ſehen Sie Les Vierres im Thale, durch welches die große Straße von Pontarlier zieht. Aber Sie müſſen nicht bleiben, wohin leicht Verfolger kommen könnten. Gehen Sie drüben von les Ver-

Digitized by Google

rieres bergauf in die Jeannets oder zur Feenhalde. Da finden Sie Einſamkeit und Sicherheit.“

Nach dieſem wandte ſich die Alte von ihm und ging mit langen raſchen Schritten über den Grath des Gebirges hin, bis ſie im Tannengeſtrüpp, aus welchem ihre hohe Geſtalt noch lange hervorragte, ſeinen Augen endlich entging.

---

3.

## Der Naturforſcher.

„Närriſch!“ murmelte der junge Menſch, als er von der Höhe gegen den bezeichneten Wald niederſtieg. Es hatten ſich ſeiner in jener erhabenen Einöde Empfindungen bemächtigt, die er ſich ſelbſt nicht klar machen konnte. Die Flucht aus der Gefangenſchaft, das Zuſammentreffen mit der geheimnißvollen Sibylle auf dem Felſen des Groß-Taureau, die Worte, die ſie ihm geſprochen, die Erinnerungen, die ſie ihm geweckt hatte, waren etwas der gemeinen Erfahrung ſo Fremdes, ſo Fabelhaftes, daß ihm vorkam, er habe mit dem Sprung aus dem Leiterwagen den Sprung in eine neue Welt gethan.

Unterwärts ihm zu Seite im Thale und in den Bergwieſen bemerkte er überall menſchliche Wohnungen zerſtreut liegend. Er aber ſetzte ſeinen Weg längs dem Grath fort, damit die Finſterniß des Tannenwaldes ſeine blutigen Kleider verberge, die ihn allerdings verdächtig machen mußten. Darum ſuchte er die Waſſerſtelle, welche von der Sibylle ſehr genau bezeichnet worden war, und fand ſie, doch erſt nach langem Suchen. Es war nur eine kleine Pfütze, zwiſchen dem Gebüſch verſteckt, in einer Vertiefung des Bodens vom Regenwaſſer gebildet, und zur Tränke der Heerden, wie es ſchien, gebräuchlich.

Hier, in der Verborgenheit des Waldes, ſchritt er zum nothwendigſten Werk. Er entkleidete ſich und wuſch zuerſt die ſchwarzrothen Flecken der Langhoſen. Die Arbeit,

Digitized by Google

wie ungewohnt ſie auch war, ging raſch von ſtatten. Er machte dabei die unangenehme Entdeckung, daß auch die Wäſche, welche er am Leibe trug, eines ſolchen Liebesdienſtes wohl ſehr bedürftig ſei. Das Hemd hatte in drei Wochen faſt Iſabellenfarbe bekommen; aber es war das einzige, welches er beſaß. Aus einem breiten Ledergurt, den er verborgen um die Hüften trug, zog er mehrere Goldſtücke hervor, um einen Schlüſſel der Freundſchaft und Gefälligkeit der Menſchen in Händen zu haben, die ſonſt dem Bettler oder Landſtreicher — einem von beiden glich er — nicht leicht offen ſteht. Nachdem er Alles geordnet, kniete er abermals nieder, den blutbeſpritzten Frack zu ſäubern.

Immitten dieſes Geſchäfts überraſchte ihn eine menſchliche Stimme: „Da kann ich Geſellſchaft leiſten, und will's auch!“ — Der Flüchtling ſah auf. Hinter ihm ſtand ein kleiner, ſchwarzgekleideter Herr, welcher ein großes Buch, einen Hammer und einen Bündel Blumen behutſam am Stamm einer Tanne niederlegte, dann das weiße Muſſelinhalstuch, welches nicht mehr weiß war, dann die beſtaubten Schuhe, dann die vor mehrern Wochen ſauber geweſenen, etwas durchlöcherten Strümpfe abzog.

„Immer eine nützliche, wenn gleich kleinliche Arbeit, ſobald man eben keine beſſere vor der Hand hat!“ ſagte der ſchwarze Herr, indem er ebenfalls zum Waſſer kniete: „Aber warum waſchen Sie den Rock?“

„Ich ſchlüpfte im Gehen aus und beſudelte ihn am Boden!“ antwortete der junge Mann.

„Freund!“ rief der ſchwarze Herr, indem er das Waſſer der Pfütze aufmerkſam betrachtete: „Sie müſſen mir ſagen, wo Ihnen die Füße oder der Boden untreu wurden. Sehen Sie denn nicht, Sie färben das ganze Waſſer rothbraun? Das kommt offenbar vom Eiſenocher. Waren Sie in der Gegend von Fenin, oder gar in der Nachbarſchaft von la Brevine, wo ich ſchon ſo lange das Eiſenflötz vergebens ſuchte, welches den dortigen Geſund-

brunnen mit ſeinen Theilen ſchwängert? Sie können Ihrem Unfall eine äußerſt wichtige Entdeckung für das Land danken.«

»Ich bin zu kurze Zeit und zu fremd in dieſen Gegenden,« antwortete der Flüchtling, »als daß ich Ihnen die Ortſchaften nennen könnte.«

»Aber Sie werden ſich einige Zeit im Lande verweilen?«

»Ich denke. Es wäre mir lieb, dieſes der Schweiz ſo nahe verwandte Fürſtenthum genauer kennen zu lernen.«

»Vortrefflich, vortrefflich! Sie können viel von mir lernen. Ich bin der Profeſſor Onyx. Fragen Sie mir nur nach. Ich führe Sie überall hin. Aber vor allen Dingen müſſen wir das Erzflöz ſuchen, auf dem Sie das Glück hatten, zu fallen. Herr, nur dies Flöz zu Tage gefördert, und das Glück des Landes iſt gemacht. Ich lege ſogleich Hochöfen und Eiſenhämmer an. Wir haben Holz genug, und zur Noth Torf im Ueberfluſſe für die kleinen Feuer.«

Der Flüchtling ſah mit forſchendem Blicke ſeitwärts auf den neben ihm knienden Mitarbeiter, der, ohne ſich unterbrechen zu laſſen, noch lange von dem reichen Ertrage der Eiſenhüttenwerke ſprach, die dazu erforderlichen Kapitalien berechnete und ſeine Strümpfe wuſch. Als derſelbe endlich eine Pauſe machte, ſagte ſein Zuſchauer: »Ohne Zweifel, Herr Profeſſor, ſind Sie bei einer Lehranſtalt in hieſiger Gegend angeſtellt?«

»O mit nichten, mein Seelenfreund!« rief der Profeſſor: »Ich lebe unabhängig für mich. Ich habe ganz andere Aufgaben zu löſen, als ungezogenen Buben das Latein einzubläuen. Sie glauben nicht, in welcher unglaublichen Unwiſſenheit das hieſige Volk lebt. Da ſitzt es, macht Uhrräder, Uhrfedern, Uhrketten, klöppelt Spitzen zuſammen, und weiß nichts von den Schätzen des Bodens, den es bewohnt; hat keine Ahnung vom Landbau, iſt ſelbſt in der Viehzucht um ein Jahrhundert zurück. Bei ihrer

Digitized by Google

einförmigen, mechaniſchen Arbeit werden die Menſchen ſelbſt zu gedankenloſen Maſchinen, blind gegen die Schätze der Natur, wie das Vieh, mit dem es unter gleichem Dache lebt. Man ſollte in keinem Staate Fabrikarbeit dulden, bis Grund und Boden für die Menſchenzahl zu klein wird. Ich habe darüber eine gründliche Abhandlung geſchrieben, und hoffe, der Staatsrath werde andere Begriffe bekommen. Allein das Volk iſt hier zu frei; es läßt ſich nicht gebieten; es hängt am alten Schlendrian, wie die Zecke am Schaf. Man muß mit dem Beiſpiel des Beſſern vorangehen; bloßes Demonſtriren hilft nichts. Fangen wir ohne anders mit Eiſenſchmelzen an. Das gibt zum Forſtweſen Anſtoß, bringt die Torffelder in höhere Benutzung, legt ſtundenlanges Sumpfland trocken und macht es zum Ackerbau tüchtig.«

Der Profeſſor fuhr fort, ſeine ſtaatswirthſchaftlichen Anſichten zu entwickeln, bis die Wäſche nicht nur vollendet, ſondern im heißen Sonnenſtrahl, der dann und wann durch dickes Gewölk brach, auf einigen alten Baumſtöcken halb und halb getrocknet war. Der Flüchtling zog ſeinen Frack wieder an; der Profeſſor wollte daſſelbe mit ſeinen Strümpfen thun, fand aber mit Erſtaunen, daß ſie noch von Waſſer troffen, obwohl ſie ſchon ſeit einer Stunde da hingen.

»Sehen Sie her, ſehen Sie her, mein Herr!« rief er: »das iſt erſtaunlich! Wie ſoll man ſich dieſe Erſcheinung erklären? Thierwolle hält ſonſt das Waſſer länger feſt, als dünnes Baumwollenzeug, und Ihr Tuchrock iſt ſchneller getrocknet, als es meine Strümpfe ſind; ja ſogar mein Halstuch iſt noch völlig naß. Das iſt erſtaunlich!«

Der Flüchtling lächelte und ſagte: »Vermuthlich haben Sie in der Lebhaftigkeit der Unterhaltung vergeſſen, gleich anfangs das Waſſer auszudrücken.«

Herr Onyx runzelte die Stirn und erwiederte kopfſchüttelnd: »Nein, das kann der Grund dieſer ſchlechten Verdünſtung meiner Wäſche nicht ſein. Ich ſollte ſie nicht

ausgedrückt haben, als ich ſie aus dem Waſſer zog? Nimmermehr! So etwas entgeht mir nicht leicht. Indeſſen ſind es Kleinigkeiten. Kommen wir auf unſer Eiſenſchmelzen zurück!« ſagte er, rollte das naſſe Zeug zuſammen, ſchob es in die Taſche ſeines ſchwarzen Rockes und fuhr mit den bloßen Füßen in die Schuhe, indem er beifügte: »Man legt ſich hier zu Lande keinen Zwang an!«

Dem Flüchtling war's mehr darum zu thun, Obdach und Nahrung zu finden, als alle Naturſeltenheiten des Fürſtenthums Neuenburg kennen zu lernen.

»Wo wohnen Sie?« fragte er den Gelehrten.

»Für dieſen Sommer drüben auf der Höhe in den Bayards. Aber wohin wollen Sie, mein Herr?«

Der Flüchtling erinnerte ſich des Rathes der Sibylle auf dem Groß-Taureau, mit deſſen Befolgung ihm beſonders gedient war: nämlich, in den Jeannets oder in der Feenhalde eine abgelegene Einſamkeit zu ſuchen. Er nannte dem Profeſſor dieſe Ortſchaften.

»O!« rief der Profeſſor: »Vortrefflich! Ich begleite Sie bis zum Dorfe Les Verrieres; von da gehe ich links in die Bayards hinauf, und Sie zur Feenhalde rechts bergan! Ich werde Sie nächſtens beſuchen. Ich kenne droben Alles. Es ſind gute Leute, aber unwiſſend und gefühllos auf unglaubliche Art, ohne Sinn für Verbeſſerung ihres Zuſtandes. Selbſt der alte, ſonſt gaſtliche Staffard, der doch gerne Winterzeit lieſt, wenn ich ihm Bücher bringe, macht keine Ausnahme. — Zu wem wollen Sie, und wo werde ich Sie antreffen?«

Der Flüchtling beſann ſich nicht lange, und nannte den Namen Staffard, den er ſo eben und mit dem in dieſem Augenblicke ſehr empfehlenden Beiſatze gaſtlich vernommen.

»Vortrefflich!« rief der Profeſſor: »Staffard iſt mein Seelenfreund. Grüßen Sie ihn. Und wenn er ein Heide wäre, was er ſo halb und halb iſt, ſo müßt' ich ihn lieb haben. Uebrigens ſag' ich Ihnen, Herr, Herr... wie? Haben Sie mir nicht gerade erſt Ihren werthen Namen

genannt? Und ich ihn ſchon vergeſſen! Es iſt doch erſtaunlich, wie mein Gedächtniß durchlöchert wird. Ich muß noch einmal um Ihren Namen bitten.«

»Kurzweg, Florian.«

»Nun denn, Herr Florian, Sie halten es keine vier Wochen im Fürſtenthum aus, ohne ſich aus dieſer Hottentotei wieder fortzuſehnen.«

Es fielen jetzt große Tropfen durch die Tannenzweige vom dunkel überzogenen Himmel, und der Donner verkündete den Anzug eines Ungewitters. Herr Onyx ſah mit ängſtlichem Blick umher, raffte ſein Buch, den Hammer nebſt den Pflanzen haſtig vom Boden auf und rief: »Verlaſſen wir den Wald; jede Tanne lockt den Blitz; und glauben Sie mir, der Blitz hat eine ganz eigene Neigung zu meiner Perſon. Es iſt erſtaunlich, wie er mich verfolgt. Wär' ich nur in meinem Hauſe auf den Bayards; das iſt doch mit einem Ableiter geſchützt. Aber ſonſt nirgends finden Sie ein ſicheres Gebäude.« — Damit gab Herr Onyx ſeinen Füßen den Lauf. Man eilte aus dem Walde hervor und in ſchräger Richtung die Wieſen nieder gegen das Thal. Das Wetter ſtand nahe, Blitz und Donner folgten raſcher. Dem Profeſſor wurde der Pflanzenbündel läſtig. Er warf ihn fort, um freiere Hand zu gewinnen. »Für das Leben muß man alles opfern!« ſeufzte er, und langte aus den Taſchen ſeines Rockes, deſſen Schöſſe ihm ſchwer um die Lenden ſchlugen, einen Stein um den andern und warf ihn hinter ſich, ſeinen Gang zu erleichtern.

Bald erreichten ſie das längs der Hauptſtraße von Pontarlier gebaute große Dorf les Verrieres. Die Berge ſind an den Seiten der Thäler nicht gar hoch, weil die Thäler ſelbſt ſchon mehrere Tauſend Schuh erhaben liegen. Der Regen rauſchte gewaltiger herab. Die grauen Wolken zogen ſchwer am Kamm der Gebirgshöhen, und jeder Blitz ſchien ſie und die ganze Maſſe der dichten fallenden Tropfen in eine Flamme zu verwandeln. Herr Onyx flog, wie ein abgeſchoſſener Pfeil, über die breite Straße einem

Digitized by Google

großen weißen Hauſe mit grünen Fenſterladen entgegen, eine ſteinerne Treppe hinauf und zur Thür links hinein. Florian folgte ſeinem behenden Führer in die geräumige Wirthsſtube, wo er ſogleich kalte Küche und Wein forderte, um ſich zu ſtärken, denn er hatte den Tag noch wenig Nahrung genoſſen.

Der Profeſſor ließ ſich nicht bitten, an der Erfriſchung Theil zu nehmen. Er zog aber den Tiſch in die Mitte des Zimmers und maß genau die Entfernung von Fenſtern, Thür und Ofen. Dann ſetzte er ſich zu den Tellern nieder und ſagte: „Nun ſind wir ſo ſicher, als man in einem Hauſe ohne Blitzableiter ſein kann.“ — Beide thaten ſich gütlich. Florian füllte die Gläſer fleißig; Onyx leerte ſie fleißig und freundlich. „Seelenfreund,“ ſagte er, „der weiße Neuenburger Nektar iſt das einzige Gute, was menſchliche Kunſt in dieſem Lande hervorzubringen weiß. Ich einmal könnte nichts daran verbeſſern!“

## 4.

## Staffards Haus.

Sobald das Wetter vorübergezogen war und zwiſchen dem zerriſſenen Gewölk der blaue Himmel hervorſchimmerte, machten ſich die Reiſenden wieder auf. Florian zahlte auch für ſeinen naturkundigen Gaſt die mäßige Zeche, und dieſer brachte ihn dankbar auf den Weg zur Feenhalde. Am Fuße des Berges, auf der Südſeite des Thales, ſchieden ſie, wie alte Bekannte, herzlich. Onyx begab ſich zur Landſtraße zurück, um zu den zerſtreuten Wohnungen der Bayards zu gelangen; Florian ſtieg den rauhen Berg hinauf, der in ſchiefer Richtung durch einen Tannenwald zog.

Als er die Höhe erreicht hatte, ſank die Sonne hinter den weſtlichen Bergſpitzen. Noch blitzten ihre letzten Strahlen über die wellenförmigen, dunkelgrünen Flächen, deren Hügel ſcharfgezeichnete ſchwarze Schatten durch das Goldlicht der Grasgefilde ſandten. Hier und da ſtiegen

Felſen auf, hier und da Hügel an Hügel und finſtere Tannenhorſte. Ueberall in den Wieſengründen vereinzelte Wohnungen, von verwandter Bauart, geräumig, breit, der Untertheil gemauert, mit zahlreichen Fenſtern, der Obertheil von Balken und Brettern zuſammengefügt, und aus dem von Steinen beſchwerten Schindeldache ein bretterner, viereckigter, weiter Rauchfang thurmähnlich aufſteigend. Alles trug das Zeugniß glückſeliger Genügſamkeit und behaglichen Wohlſtandes im Schoos einer lieblichen, wenn auch armen Natur. Da blühte kein Obſtbaum. Hin und wieder nur zeigte in den Grasfeldern ein kleiner Platz Haber oder Gerſte, und vor den Wohnhäuſern ein Gärtchen kleine Beete, ſtatt der Blumen Gemüſe tragend.

Florian hatte wohl ſchon reizendere Landſchaften geſehen; aber dieſe ſtille, friſche Einſamkeit auf der Gebirgshöhe erquickte ihn auf unausſprechliche Art. Es ſprach ihn in der weiten, allgemeinen Ruhe ein freundlicher Geiſt an, der ihm ſagte: Hier findeſt du, was du dir erſehnſt, Verborgenheit und Vergeſſenheit. Er dankte im Herzen der ſeltſamen Erſcheinung auf dem Gros-Taureau, die ihn am Morgen hierher gewieſen hatte. Er beſchloß, dem gaſtlichen Staffard nachzufragen, deſſen Namen ihm der redſelige Profeſſor genannt hatte. Es galt ihm Alles als Wirkung und Stimme einer waltenden Vorſehung.

Nicht wenig erhöhte der Anblick von den Bewohnern der Wildniß den Eindruck des Ganzen. Er erwartete, auf dieſem abgelegenen Hochlande die rauhe Weiſe und Sitte eines Bergvolkes zu finden, welches, mit der Natur im täglichen Kampfe um die Bedürfniſſe des Lebens, den feinern Genüſſen des geſelligen Daſeins fremd bleibt. Allein mit Verwunderung begegnete er ſtädtiſcher Tracht und ſtädtiſcher Sitte. Mit einſchmeichelndem Zuvorkommen beantworteten Kinder und Erwachſene ſeine Fragen. Oft begleitete man ihn weit, damit er des Weges ja nicht fehle. Der Geringſte bewies eine Höflichkeit, wie man kaum in Städten findet. Niemand beläſtigte ihn mit

neugierigen Ausforſchungen. Frauen und Töchter waren geſchmackvoll gekleidet, von zarter Bildung und lieblichen Geſichtszügen; die Männer reinlich, einfach und gefällig. Florian erkannte, die Feenhalde (cote aux Fées) verdiene ihren Namen. Es ſchien wenigſtens feenartig, Hütten und Einöden eines Bezirks, ſtatt von Menſchen wild und hart, wie ihre Felſen, von Männern edler Geſittung und von Frauenzimmern bewohnt zu ſehen, die durch Anmuth des Betragens, durch ſchönes Blut und feine Geſtaltung Zierden der Paläſte zu ſein verdient hätten.

Als er beinahe eine Stunde Wegs zurückgelegt hatte, und die Dämmerung mächtiger eintrat, zeigte ihm ein kleiner Knabe, der Ziegen am Berge zuſammentrieb, die Wohnung Staffards.

Es war ein ländliches, weitläufiges Gebäude am Fuße eines von uralten Ahornen bekränzten Hügels. Wohl ſechszig bis achtzig Schuh lang breitete ſich die Stirnſeite des Hauſes aus; wohl eben ſo viel mochte die Tiefe deſſelben betragen, Alles ein weites, gleichſeitiges Geviert, mit zahlreichen Fenſtern vorn, und verſchiedenen Eingangsthüren. Ueber das weißgetünchte Mauerwerk des Erdgeſchoſſes, erhob ſich der zweite Stock von Holzwerk, mit Brettern übertäfelt und von einer faſt gleich langen Fenſterreihe geziert. Darüber legte ſich das ziemlich flache Schindeldach, beſchwert mit Felsſteinen, auf daß der Sturmwind die dicken Brettſchindeln nicht entführe. Der thurmartige Rauchgang, deſſen weiter Mündung oben ein großes bewegliches Deckelbrett, ziehbar an einer Kette, zum Schirm gegen Schlagregen diente, erhob ſich rechts; links ſtieg ein gewaltiger hölzerner Kanal vom Dache herab, der das allfällige Waſſer des Regens vom Dache zehn bis zwanzig Schuh von der Mauer in einen Sammler leitete. An das Hauptgebäude lehnten ſeitwärts geräumige Stallungen. Vorn in der ganzen Breite des Wohnhauſes ſpannte ein weiter Gemüſegarten die wohlgeordneten Beete aus, rings vom zierlichen Gartengeländer umfangen.

Digitized by Google

So war Staffards Haus, einſam in ſeinen Wieſen daſtehend; nicht in der Bauart von den übrigen tiefer Landſchaft, ſondern durch größere Sauberkeit und ſorgfältigere Unterhaltung ausgezeichnet.

In demſelben Augenblicke, da Florian, um einen Felsblock getreten, das Haus vor ſich ſah, ſcholl ihm aus demſelben überraſchende Muſik entgegen. Es war ein ihm wohlbekanntes Tonſtück von Haydn, nur durch Hörner, Flöten und Klarinette ausgeführt. An den Fels gelehnt, verweilte er, um durch ſein Erſcheinen nicht zu ſtören. Er bewunderte die Reinheit, Feſtigkeit und Zartheit des Spiels. „Wo ſolch ein Gefühl lebt,“ dachte er, „wird man den verlaſſenen Fremdling nicht verſtoßen.“

Bald aber, als die Muſik endete und er ſich dem Geländer des Gartens näherte, ward er faſt anderes Sinnes. Ein ungeheurer Hund, wie ein Wolf, weißhaarig, langzottig, flog ihm mit wildem Geſchrei entgegen und fuhr ihm gegen die Bruſt auf. Im gleichen Augenblicke aber ſchrien mehrere männliche Stimmen unterm Fenſter dem Hunde gebietend zu, zurückzukehren, und da er nicht kam, eilten ſie zur Hausthür hervor. Mit Entſetzen erblickten ſie die Dogge aufrecht am Fremdling, der ihnen ganz gelaſſen zurief: „Sendet den Herrn der Beſtie her, daß er mir ſie abnehme, ſonſt iſt ſie auf der Stelle des Todes!“ — Das furchtbare Thier winſelte und heulte kläglich. Alle traten nicht ohne Grauſen näher. Sie ſahen, wie der unbekannte Mann mit der Linken dem Hunde die Kehle hielt, mit der Rechten aber eine von deſſen Krallen, in ſie ſelbſt zurückgedrückt, ſo gewaltig preßte, daß das Thier vor Schmerz den Rachen weit aufſperrte, um die ſtarke Fauſt zu verſchlingen, und ſie doch dann nur leiſe mit den Zähnen berührte oder ſie leckte.

„Der kann Bären zähmen!“ rief einer der Männer: „Laſſen Sie den Hund nur fahren; er wird Sie nicht mehr anrühren. Hui da! Fort, Baſſa!“



Digitized by Google

Der Hund, losgelaſſen von ſeinem Bändiger, ſchlich winſelnd davon und ſah ſchüchtern auf ſeinen Beſieger zurück.

„Sie haben nichts mehr von dem Hunde zu fürchten!“ ſagte der erſchrockene Eigenthümer deſſelben.

„Ich würde ihn auch nicht fürchten, wenn Sie ihn auf mich hetzten!“ erwiederte Florian: „Aber mir thäte das prächtige Thier leid; denn ich bräch' ihm die Pfote.“

Mit einer Art Ehrfurcht, welche man der körperlichen Kraft und Größe nie verſagen kann, betrachteten die Anweſenden den unerſchrockenen Mann, der nun erzählte, wie ihn der Abend in der fremden Gegend überfallen habe, welche er zu ſeinem Vergnügen beſuchen wollte. Wie nebenbei berührte er ſeine Bekanntſchaft mit dem Profeſſor Onyx, der ihm aufgetragen, einem Herrn Stafford Grüße zu überbringen.

„Das bin ich ſelbſt!“ rief der Aelteſte von den Männern mit einer ſtarken Baßſtimme. Es war ein majeſtätiſcher Greis, deſſen hoher, kräftiger Körperbau, mit der weiten Bruſt, dem adelvollen, blühenden Angeſicht und dem eisgrauen Haupthaar, welches über der Stirn geſcheitelt in dichtem Wuchſe zu den breiten Achſeln niederfiel, Bildhauern oder Malern zu einem Zeus oder Moſes als Vorbild dienen konnte. — „Höre, Georg!“ ſagte er und wandte ſich zu einem ſchlank aufgeſchoſſenen jungen Manne, der noch das Waldhorn in der Hand trug: „dieſer Fremdling mag bei uns übernachten. Sorge für ſein Zimmer. Und Sie, mein Herr, nehmen Sie vorlieb. Es würde ſpät werden, ehe Sie ein gutes Wirthshaus erreichen könnten, und dazu ſind die Wege in dieſen Bergen verirrlich.“

Florian empfing dankbar die Einladung. Alle folgten dem Greiſe in ſeine gaſtliche Behauſung.

Digitized by Google

## 5.
## Die Erzählung.

Durch den Hausgang traten ſie in einen anſehnlichen Raum, der ſich durch den Herd, auf welchem die Flamme hell loderte, wie durch ſeitwärts in Reih' und Glied prangende Teller und Schüſſeln, als des Hauſes Küche ankündete. Sie glich dem Innern eines Thurmes; oben fehlte ihr die Decke; ſie ſpitzte ſich im Geviert empor zum Rauchgang, bis hinauf zum Dache. Eine Seitenthür führte in das weite Wohnzimmer, wo noch Pulte, mit den Muſikblättern belegt, umherſtanden. Tiſche und Stühle und alle Hausgeräthe waren einfach, doch zierlich, von Tannenholz gearbeitet. Ungemeine Sauberkeit galt als ihre Pracht. Bildniſſe vom großen König Friedrich, von Waſhington, Lafayette und andern Vortrefflichen des Zeitalters ſchmückten die hellbraunen getäfelten Wände.

Von den Tonkünſtlern nahmen zwei derſelben Abſchied; aus ihren Worten ſchloß Florian, daß ſie freundliche Nachbarn Staffards waren. Die übrigen räumten die Pulte hinweg, während der Abendtiſch zum Mahle gedeckt ward. Ehe man ſich dazu ſetzte, faltete der greiſe Staffard die Hände und betete laut. Dann empfing Florian den Ehrenplatz zwiſchen dem Alten und ſeinem Sohne Georg. Die vier Muſiker, welche blieben, waren Leute im Dienſte des Hauſes, und ſaßen zum Tiſche wie Vertraute. Die unterſte Stelle nahm die geſchäftige alte Köchin ein. Eine muntere Unterhaltung, welche das einfache Mahl würzte, wechſelte in Scherz und Ernſt jeden Augenblick Gegenſtand und Farbe, und ging bald zu Haus- und Landwirthſchaftsſachen über, bald zu Aeußerungen freundlicher Theilnahme an dem unbekannten Gaſte, bald zu Verhandlungen von der Muſik, bald zur Geſchichte des Tages und zu den Folgen des Sieges, welchen Erzherzog Karl über die Franzoſen bei Stockach erfochten hatte.

Florian, an den noch Niemand eine Frage gerichtet hatte, weß Landes er ſei, gefiel ſich unter dieſen guten

Menſchen. Sobald er nach beendetem Eſſen mit dem Alten und deſſen Sohn allein war, beſchloß er, ihnen ſein Herz zu öffnen. Georg brachte eine friſche Flaſche Weins und dem Vater die gefüllte Tabakspfeife.

„Man ſteht einander fremd gegenüber, wenn man ſich nicht nennt und kennt!“ ſagte Florian: „Mir aber liegt daran, Ihnen nicht fremd zu ſein. Ich möchte um Ihr Zutrauen werben, denn ich bedarf des Rathes und des Schutzes. Sie halten mich für einen Schweizer; ich bin ein Graubündner. Sie halten mich für einen Luſtreiſenden; ich bin aber ein Flüchtling und ſuche Verborgenheit in dieſem Gebirg. Dieſen Morgen entſprang ich den Franzoſen unweit Pontarlier. Meine Beſtimmung war, glaube ich, der Kerker oder der Tod zu Beſançon. Mein Verbrechen iſt, einen franzöſiſchen Brigade-Oberſten niedergehauen zu haben, der mit Unmenſchlichkeit gegen meine Landsleute wüthete, und noch dazu gegen Schuldloſe. Bin ich auf dieſem Boden, in dieſer abgelegenen Gegend vor Nachſtellungen ſicher gegen Frankreich?“

„Herr,“ ſagte der Alte und warf einen ernſten, wohlwollenden Blick auf Florian, „Sie ſind auf freier und heiliger Erde. Unſer Fürſt und Schutzherr in hundert Meilen weiter Ferne iſt der König von Preußen, jetzt mit der franzöſiſchen Republik guter Freund. Kein Franzoſe darf unſer Land bewaffnet betreten. In allem Uebrigen ſtehen Sie unter dem Schirm des Geſetzes. Weh' dem, der Hand an Sie legt!“

Florian drückte dem Greiſe dankbar die Hand und ſprach: „Mein Wunſch iſt, mich, ſo lange mein Vaterland unterjocht bleibt, hier anzuniſten und verborgen zu leben. Ich kenne keine Seele in dieſem Lande; aber die Erſten, die mir begegnet ſind, haben mein Herz gewonnen. Ich bin übrigens nicht ohne Vermögen; ich werde Niemandem zur Laſt fallen.“

„Was? Laſt?“ rief der Alte: „Jeder Schweizer, der Obdach verlangt, iſt unſer Freund und Bundesgenoſſe.

Digitized by Google

Erzählen Sie mir, wie ging es in Bünden? Es war Parteiung bei Euch, wie bei den Schweizern allen. Einer hat den Andern verrathen; jetzt büßet ihr's ingeſammt. Und ſo iſt's recht. Der Herr und Gott eurer Altvordern warf euch in den Tiegel ſeines Zorns, daß ihr von euern Schlacken gereiniget würdet. Das Feuer ſollte euch läutern.«

»Bürgerliche Entzweiung haderte nirgends furchtbarer, als im Bündnerlande!« ſagte Florian: »Da waren die Bünde, die Gemeinden, die Familien zerriſſen von Alters her, und am ärgſten, als Oeſterreicher auf der einen und Franzoſen auf der andern Seite an unſern Landesgrenzen ſtanden. Mein eigener Vater haßte mich zuletzt, weil ich der Stimme eines beſſern Vaters folgte.«

»Halt, junger Mann!« rief Staffard: »Wie kann man einen beſſern Vater, als den eigenen, haben?«

»Den meinigen ehrte ich und liebte ich, als ein guter Sohn ſoll!« antwortete Florian: »Doch Handelsreiſen und Staatsgeſchäfte entfernten ihn oft vom Hauſe. Der Vater meines Herzens und Geiſtes, mein Lehrer, ward einer der ehrwürdigſten Sterblichen, deſſen Namen ich nie ohne Rührung ausſpreche. Ihm danke ich meine Erziehung, meine beſſern Gefühle, mein beſtes Wiſſen. Er hieß Neſemann. Zwar ward er für einen Anhänger der patriotiſchen Partei gehalten, weil die Häupter derſelben ſeine Schüler geweſen waren. Neſemann aber ſtand unbefangen zwiſchen allen, wie ein Weiſer ſoll. Sei nicht, ſagte er zu mir, franzöſiſch, auch nicht öſterreichiſch geſinnt, ſondern als Bündner rein bündneriſch, und nichts anderes! — Das war ich. Darum haßte mich mein Vater, der mit Leib und Seele, als alter Freund des Miniſters Salis von Marſchlins, zu deſſen Geſchlecht und für Oeſterreich gegen die Franzoſen hielt. Er drohte ſogar einmal, mich zu enterben. Dazu kam ſein Zorn, daß ich ſtandhaft ablehnte, die Tochter eines der angeſehenſten Männer des Landes Braut zu nennen, die er, ohne mich zu befragen, zu ſeiner Schwiegertochter erleſen hatte. Sein Jähzorn,

Digitized by Google

ſeine Leidenſchaft, ſein Haß der franzöſiſchen Nation tödteten ihn. Als General Deſſolles in unſere Gebirge eindrang, die Oeſterreicher verjagte, deren Feldherr Auffenberg ſogar zum Gefangenen machte, ergriff ihn ein unausſprechliches Entſetzen. Ihn rührte der Schlag. Er ſtarb.

„Ich weinte um den Vater und das Vaterland. Dieſes, erſt die Bühne der Parteiwuth, war durch ſie ein Schlachtfeld fremder Heere geworden. Alle Freude entwich aus den Thälern. Ich lebte zurückgezogen und den Staatshändeln entfremdet. Unendlicher Schmerz aber und tiefer Grimm wohnte in der Bruſt alles Volkes. Es konnte ſich nicht an den Anblick ausländiſcher Krieger gewöhnen, die gleich Gebietern den freien Boden betraten, und in den Hütten herrſcheriſch befahlen.

„Bald vernahm ich, es ſei um Aufſtand zu thun, die Welſchen zu vertreiben. Von den innerſten Winkeln des Hochgebirges, vom Criſpalt und Lukmanier ſollte ſich der Aufruhr wie eine Lavine herabwälzen, den Rhein entlang bis Chur, wo gleichzeitig, nach Ueberwältigung des feſten Luzienſteigs, deutſche Kriegsvölker erſcheinen und Hülfe bringen würden. Auch ich ward aufgefordert. Ich aber warnte und blieb entſchloſſen, keine Hand zu bieten. Uns konnte kein Aufruhr, kein Landſturm mehr retten. Ich mochte nicht für die Plane öſterreichiſcher und franzöſiſcher Feldherren arbeiten, die nicht das Glück, ſondern die Engpäſſe Bündens verlangten; nicht für die Plane der Faktionsmänner arbeiten, die nicht Freiheit des Gebirgs, ſondern Sättigung ihrer Rache zum Ziel hatten. Man bedrohte mich, wenn ich mich der Sache des Vaterlandes entzöge. Ich gab Drohung für Drohung zurück. Man ließ mich.

„Eines Morgens ward ich früh geweckt. Es kam Botſchaft, der Landſturm des Oberlandes ziehe herab. Zu Tawetſch im äußerſten Gebirgsthal gegen den Gotthard war ſchon eine Abſendung franzöſiſcher Soldaten beim Mittagseſſen von den Bauern überfallen, gefangen

Digitized by Google

und nach Diſentis geſchleppt worden. Hier leiſtete ein franzöſiſcher Hauptmann mit ſeiner Kompagnie noch fruchtloſen Widerſtand gegen die anſchwellende Menge. Er, nach blutigem Gefechte übermannt, ſah ſich mit ſeinen Leuten, weil es Nacht wurde, ins Rathhaus geſperrt. Geſchrei und Unruhe weit umher im Gebirg bis zu den Hütten der höchſten Alpen. Neue, bunt bewaffnete Haufen zogen von allen Bergen, aus allen Thälern heran, und riefen den Tod der gefangenen Welſchen aus. Der ehrwürdige Dekan des Kloſters, mit einigen ſeiner Geiſtlichen, lag auf den Knien vor dem raſenden Volke, und flehte für das Leben der Verurtheilten. Aber die Wilden drohten mit den Mordgewehren ſelbſt gegen die frommen Fürbitter. Und als die Gefangenen zum Dorfe hinausgeſchleppt waren, fielen die wüthenden Haufen mit Geheul über ſie her und ermordeten ſie auf ſchauerliche Weiſe, mehr denn hundert.

„Nach dieſer blutigen That ging der lange Zug des Landſturms vorwärts, mit Flinten und Spießen, Sicheln, Keulen, Senſen und Morgenſternen. Er heulte und jubelte unter meinen Fenſtern vorüber. Man gebot mir, dem Haufen zu folgen. „Ihr rennet dem Verderben entgegen!“ ſchrie ich warnend. Zwei Flintenſchüſſe fuhren mir zur Antwort durch die Scheiben des Fenſters. Von Dorf zu Dorf wachſend wälzten ſich die ungeordneten, blutgierigen Schwärme bis Chur. Dort in den Wieſen vor der Stadt wurde meine Warnung ſchrecklich erwahrt. Verzweiflungsvolle Wuth war eitel. Zahlloſe fielen auf dem Schlachtfelde; Zahlloſe verbluteten an Wunden in Wäldern und Klüften; die Uebrigen zerſtreuten ſich.

„Mir zitterte das Herz, als ich den fürchterlichen Ausgang des Unternehmens und den Rückzug des Landſturms hörte. Ich wußte es, mir war der Tod, meinem Hauſe die Flamme geſchworen. Die Rache der halbwilden, verzweifelnden Bauern kennt keine Grenzen. Ich bereitete mich. Schon hatte ich Schriften und Koſtbar-

Digitized by Google

keiten wohl geborgen. Ich hatte mich jedes Falles auch zur Flucht gerüſtet, mit Geld verſehen, die Piſtolen geladen, den Säbel geſchliffen. Ach, ich hatte es nicht gegen meine unglücklichen Landsleute vonnöthen. Sie flohen bleich unter Todesſchrecken durchs Dorf, ohne an Vollziehung ihrer Drohworte zu denken. Der ſiegreiche Feind folgte ihnen mordend auf den Ferſen. Er kam.

„Das Dorf füllte ſich mit Soldaten. Ich, der Einzige unſerer Gemeinde der franzöſiſchen Sprache mächtig, hatte mich mit den Vorgeſetzten vereinigt, um Unordnungen zu verhüten. Ich veranſtaltete, daß den Kriegern Erfriſchung gereicht wurde. Ich ſprach den General Menard. Er verhieß, ſtrenge Mannszucht halten zu laſſen; er gab mir einen Brigade-Oberſten mit.

„Schon waren aber die Soldaten in die Häuſer gedrungen. Aus einem derſelben, an dem ich vorüberging, erſcholl durchdringendes, klägliches Geſchrei. Es wohnte eine Wittwe darin mit drei liebenswürdigen Töchtern. Ich flog hinein. Soldaten kamen mir mit Raub entgegen, andere ſprengten noch Thüren der Zimmer und Schränke auf. In der Stube, aus der das Geſchrei ſcholl, ſah ich eine der Jungfrauen im Blute ſchwimmend am Boden liegen. Einige Soldaten waren im Begriff, Mutter und Schweſtern der Ermordeten zu entehren. — „Schaffen Sie Ordnung!“ ſchrie ich dem Brigade-Oberſten zu, der neben mir ſtand: „Oder ich ſteche die Ungeheuer vor Ihren Augen nieder!“ Da er nicht antwortete, packte ich einen nach dem andern von den Satanen und ſchleuderte ſie zur Thür hinaus. Der Oberſt, anfangs erſtaunt, ſprang mir auf die Gaſſe mit gezucktem Degen nach, und wollte mir den Stahl durch den Leib rennen. Ich zog den Säbel und ſetzte mich zur Wehr. Wie unſere Klingen an einander flogen, ſtanden die Soldaten um uns her und wurden neugierige Zuſchauer. Als aber mein Säbel wie ein Blitzſtrahl den Oberſten zu Boden ſtreckte, und ſein Blut hoch aufſpritzte, riß man mich hinterrücks zu Boden,

Digitized by Google

entwaffnete mich, und würde mich umgebracht haben, wäre in dem Augenblick nicht der General erſchienen. Er erkundigte ſich. Die Soldaten klagten mich als einen Rebellenhauptmann an. Ich erzählte den Hergang der ſchändlichen Sache. Ich ward verhaftet, mit Seilen gebunden, auf einen Wagen geworfen und fortgeſchleppt nach Chur. Von hier brachte man mich als Gefangenen in die Schweiz. Es ſchien, als wüßte man nicht, wohin mit mir. Denn ich ward Anfangs gegen Baſel, dann gegen Lauſanne geführt. Vielleicht war es nur Menards Abſicht geweſen, den Schein ſtrenger Gerechtigkeit zu haben, und mich vor der Wuth ſeiner Soldaten zu retten. Vielleicht ſollte ich einem Kriegsgericht überliefert werden, das in den Verwirrungen, da man ſich täglich gegen die Oeſterreicher ſchlagen mußte, nicht zu Stande kam. Vielleicht ſollte ich nur nach Salins oder in eine andere franzöſiſche Feſtung gebracht und dort als einer der Anſtifter des Diſentiſer Mordes verwahrt werden, dergleichen nachher mehrere, ganz unſchuldig, weggeführt worden ſind. Genug, heute erblickte ich ſchon die Thürme von Pontarlier. Da entwaffnete ich meine Wächter und entſprang.«

»Wie viel der Wächter hatten Sie?« fragte Georg.

»Zwei Soldaten mit geladenem Gewehr ſaßen mir zu beiden Seiten auf dem Karren. Ich ſchlug ihre Köpfe zuſammen, daß ſie brachen wie hohle Scherben. Während ſie bewußtlos niedertaumelten, zerſchmetterte ich ihre Gewehre und ging davon.«

---

## 6.

### Befreundung.

Die beiden Staffarde betrachteten den Gaſt, der ſeine Abenteuer mit einer Ruhe erzählte, als ſpräche er von alltäglichen Dingen. In ſeinem ſchönen Antlitz war ſo viel Mildes, Freundliches, faſt Mädchenhaftes, daß man an ſeinem Muthe in ſo grauenvollen Gefahren und an

ſeiner herkuliſchen Stärke vielleicht gezweifelt haben möchte, wenn er nicht noch vor wenigen Stunden die grimmige Dogge des Nachbarn gebändigt hätte wie ein Schoos-hündchen.

„Wollen Sie mir nun,“ fuhr Florian fort, „das Wort geben, gegen Jedermann über meine Geſchichte, die ich Ihnen vertraute, zu ſchweigen; wollen Sie mir, wie Einem, der der Naturkunde, oder ſeiner Geſundheit zu lieb einen Sommeraufenthalt machen will, Obdach verſchaffen: ſo iſt mein beſter Wunſch für den Augenblick erfüllt. Ich begebe mich morgen in die Hauptſtadt, ſpreche den königlichen Statthalter ſelbſt, verſorge mich mit mancherlei kleinen Bedürfniſſen — denn mir mangeln Kleider, Wäſche und andere Nothwendigkeiten, — und kehre zu Ihnen zurück.“

Beide Staffarde reichten ihm mit freundlicher Herzlichkeit die Hände über den Tiſch; und ihr Handſchlag ſagte ihm mehr als jedes Wort: „Sie bleiben bei uns; unſere Hütte und unſer Tiſch ſind groß genug!“

„Ha!“ rief Georg, und ſeine Augen funkelten in den Flammen der Begeiſterung: „Wäre ich doch bei Ihnen geweſen; o wär' ich doch bei Ihnen geweſen! Wir hätten neben einander gefochten; wir hätten das ganze Gebirg bewegt zur Rettung der Freiheit. Ach, daß Sie ſo allein ſtehen mußten in Bünden, und der tapfere Aloys Reding ſo allein in den Hirtenkantonen! Warum that ſich nicht eine heilige Schweizerſchaar gegen die fremden Unterjocher zuſammen! Warum hat die Schweiz nicht der Männer mehr, wie Sie!“

„Wie mich?“ ſagte Florian mit dem Lächeln der Verwunderung: „Zehntauſend für Einen. Aber nicht die Einzelnen konnten einzeln retten. Es mußte die Nation aufſtehen, wenn Großes geſchehen ſollte. Aber das Leben der Nation war in örtlicher Parteiung und Selbſtſucht aufgelöſet. So ganz vernichtet hatte der Föderalismus das Nationalleben, daß ſelbſt die vortrefflichſten Männer

Digitized by Google

der Schweiz nichts von der Eidsgenoſſenſchaft, ſondern nur von ihrem Kanton wußten. Aloys Reding war vor zwei Jahren bei mir. Wir lernten uns auf dem Schloſſe Ortenſtein kennen, wo er Freunde beſuchte. Seine ſchöne Geſtalt, der feſte Blick ſeines blauen Auges, die hohe Gutmüthigkeit ſeines ganzen Weſens gewannen mich ihm ſchnell. Wir ſprachen von den Gefahren der Schweiz, von der Möglichkeit eines franzöſiſchen Angriffs. Er konnte ſelbſt die Möglichkeit nicht glauben. „Und“ rief er, „wenn die Weltverwüſter zu uns eindrängen — ich weiß nicht, was die andern Kantone thun werden; ich traue den meiſten nicht! — aber in unſern Urkantonen finden die Franzoſen ihr Grab. Ich würde mir die Haare ausraufen vor Scham,“ fuhr er fort und legte die Hand an ſeinen blonden Kopf, „wenn ein einziger Schweizer anders dächte, als ich!“ — Aber, ſagte ich, Ihr Ländchen und Frankreichs Uebermacht, der Kampf der Mücke gegen den Adler! — Reding mochte darüber nicht weiter denken. Mit einer Miene voll Zuverſicht und Stolz, als wollte er ſich und mich beruhigen, ſagte er: „Wir ſind noch nie bezwungen worden, und werden es nie!“ — So arglos, ſo kurzſichtig, ſo unerfahren waren die Beſten unſerer Schweizer.“

„Herr! Bei Gott, Sie haben Recht!“ ſchrie der alte Staffard mit frommem Zorn, und ſchlug die gewaltige Fauſt auf den Tiſch: „Es war ſchon längſt keine Eidsgenoſſenſchaft mehr, nirgends ein Begriff von Freiheit und eidsgenöſſiſchem Großſinn; ſondern in den kleinen Kantonen Eigennutz, Bettelei und Unwiſſenheit, in den Stadtkantonen Reichsſtädterei, Breitthuerei, Käſekrämerei; das Regieren ein Gewerb für die Haushaltung; die Liebe des Friedens eine ſcheue Feigheit; die Staatsklugheit Fraubaſerei, Phraſenmacherei und Geheimnißmacherei. Da mußte Alles in Grund und Boden gehen, oder der Hergott hätte mit Wundern dazwiſchen blitzen müſſen. Ich bin viel im

Digitized by Google

Schweizerlande herum gekommen; überall wackere Leute, aber Jeder für ſich, Gott für Alle.«

»Aber jetzt!« rief Georg: »Jetzt, Vater! Nun Alles im Abgrund des Verderbens liegt, muß es ein Aufraffen geben. Wenn nicht die Freiheitsliebe, muß die Verzweiflung begeiſtern. Erzherzog Karl zieht gegen Zürich und den Gotthard; die Franzoſen fliehen. Auf, auf mit den Schweizern nun, dem Erzherzog Hand geboten und den letzten Franzoſen niedergemacht!«

»Um den Stadtbürgern ihre Landvogteien wiederzugeben?« ſagte Florian: »Das wollen die unterjocht geweſenen Landleute nicht. Um die Unterthanen zu freien Schweizern zu machen? Das wollen die alten Rathsherren nicht. Um ſich, ſtatt durch Franzoſen, durch Ruſſen und Oeſterreicher kommandiren zu laſſen? Das wollen die Vernünftigen nicht. Die Zeit iſt noch nicht reif. Umgekehrt, jetzt erſt gährt der Moſt; jetzt erſt kämpft der Eigennutz und Stolz aller Einzelnen den Kampf auf Tod und Leben, bis er vernichtet iſt und ſich in Gemeinſinn verwandelt, und mit ungehemmter Wuth reiben ſich die Parteien an einander, bis ſie ſich insgeſammt ſelbſt zerrieben haben.«

»Der Wille des Himmels geſchehe!« rief der alte Staffard.

»O die armen Schweizer!« ſeufzte Georg.

So redeten ſie mit einander bis tief in die Nacht. Georg gewann in dieſen Geſprächen den Fremdling ſo lieb, daß er nicht mehr Fremdling, ſondern ein Vertrauter wurde. Nicht minder ſchloß ſich dem jungen Bündner das Herz des alten Staffard auf, der ihn beim Nachtgruß an ſeine Bruſt drückte. Sie begleiteten ihn zu ſeinem Zimmer die hölzerne Treppe hinauf und wünſchten ihm gute Träume. — Florian, von den Anſtrengungen und Abenteuern des Tages ermüdet, ſchlief, in dem Gefühl der lang entbehrten Freiheit und perſönlichen Sicherheit, nach vielen Wochen zum erſtenmal wieder feſten, frohen Schlaf.

Digitized by Google

Noch fröhlicher war ſein Erwachen. Er ſegnete den Glücksſtern, welcher ihn ſo trefflichen Menſchen zugeführt hatte. Er trat an das Doppelfenſter des kleinen, ſaubern und bequemen Gemachs. Daß noch mitten im Sommer die winterlichen Vorfenſter unabgehoben waren, und zwiſchen ihnen die Geſchirre mit Roſen, Nelken, Levkoyen und andern Blumen gegen die äußere Luft geſchirmt ſtehen mußten, verkündete die Rauhheit des Himmels in dieſer Berghöhe, die kaum einen reinen Sommer von fünf bis ſechs Wochen hat. Der Blick über die einförmigen Hügel, Wieſen und Felſen erinnerte an Stille und Einförmigkeit der Alpenwelt. Im Garten ſah er die gemeine Pappel und Eiche, welche in den Thälern und an den Bächen hochſtämmig gedeihen, als Zierbaum gepflanzt, kurz und verkrüppelt, daß er ſie kaum wieder erkannte; dazu die Linde und den Maulbeerbaum. An den Felsblöcken kletterten Ziegen. Aus der Ferne tönten Heerdenglocken. „Um ſo ärmer dieſe Natur, um ſo reicher der Menſch und ſein Herz!“ ſprach er.

Er ward längſt beim Frühſtück erwartet. Der Alte und ſein Sohn empfingen ihn wie einen vieljährigen Bekannten, der nach langer Abweſenheit wieder eingekehrt war. Man beſprach die künftigen Einrichtungen für Florian auf der Feenhalde. Daß er in Staffards Hauſe bleiben müſſe, war von ſelbſt verſtanden. Bei der Rückkehr von Neuenburg ſollte er ſein bequemes Zimmer finden und die Nachbarn weit umher kennen lernen.

Georg begleitete ihn darauf nach les Verrieres hinab, um ihm von einem ſeiner Freunde daſelbſt einen bequemen leichten Wagen zur Hauptſtadt zu ſchaffen. Sie ließen den Wagen aber vorausfahren, um im Wirthshauſe mit einander den Abſchiedstrunk zu thun. Da ergoſſen ſich beim vaterländiſchen Wein die Herzen der vaterländiſchen Jünglinge in einander. Sie wurden Brüder. „Es iſt, als riſſe mich eine zauberhafte Gewalt zu dir hin!“ rief

Georg, der den Freund umarmte: „Und doch kenne ich dich erſt ſeit geſtern. Ich kann's mir nicht erklären.“

„Und ich,“ rief Florian, „habe noch Keinen für mein Herz gefunden, wie dich, Georg, und doch fand ich ſchon Viele. Aber erklären kann ich's mir. Du biſt der beſſere Menſch, unendlich natürlicher als ich. Bei dir will ich gut werden.“

„O Florian,“ ſagte Georg mit Erröthen, „wie du auch ſprichſt! Du, von dem ich nicht weiß, ob ich ihn mehr aus Bewunderung liebe, oder aus Liebe bewundere, du erſt gut werden? Was wird meine Claudine von dir ſagen, wenn ſie dich ſehen wird?“

„Haſt du ein Liebchen, Georg?“

„Eine Verlobte. Wir feiern die Hochzeit im Herbſt. Du mußt ſie mit uns feiern, Florian. — Und du, Florian, du haſt noch keine Geliebte gefunden?“

„Nein, Georg. Daran mag ich nicht denken. Die Zeiten ſind zu ſtürmiſch. Ich will ungebunden bleiben; vielleicht bedarf meiner noch das Vaterland. Wie ſollt' ich da ein armes Geſchöpf mit ins Elend ziehen, wenn ich mich in die Schrecken dieſes Zeitalters hineinſtürzen muß?“

So ſprachen ſie lange, und vertrauten einander ihre kleinen Geheimniſſe, wie Brüder. Dann ſchieden ſie mit freudiger Ausſicht auf baldiges Wiederſehen.

---

## 7.
## Die Kette.

Florian eilte dem Wagen nach. Der Morgen war friſch und anmuthig, die Gegend neu, ſein Herz voll. Er ging langſamer, um ſein Glück im rechten Maße zu genießen. Denn mit ſolcher reinen Zutraulichkeit war ihm Niemand in Bünden begegnet, wie hier Georg und deſſen Vater. Er hatte im heimathlichen Thale wohl Umgang und Jagdgenoſſen und alte Spielgefährten gehabt; aber

Digitized by Google

keiner von allen hätte ſich ihm, er ſich keinem ſo offen hingegeben, wie hier geſchehen war. Dort hatten Partei- und Familien- und Geld- und andere Geſchichten das Reinſte befleckt und in das froheſte Leben eine gewiſſe Gezwungenheit hineingetragen; dort hatte er in der Freundſchaft Vorſicht und beim vollſten Becher kalte Lauerſamkeit beobachten müſſen. Es war ihm hier hingegen eine Welt, wo man mehr mit dem Herzen als mit dem berechnenden Verſtande lebte.

Sein Gang war in der ſtillen Freude ein tanzendes Schweben durch die grünen Thalwieſen zu beiden Seiten die ſich rechts und links zu lang hingedehnten Höhen erhoben, hin und wieder mit vereinzelten ländlichen Wohnungen und Gärten belebt, alle in der Bauart von Staffards Hauſe. Und die Höhen rechts und links zogen bald vor ihm zuſammen und ſchloſſen das Thal. Er ſtieg an ihnen hinauf, es ward ihm wie ein Weg zum Himmel.

Eine lange Reihe einſpänniger Güterfuhren kam ihm auf der Bergſtraße entgegen, jedes Roſſes Kummet, nach Landesſitte, mit einer Decke von blaugefärbten Schaffellen behangen, die Fuhrleute nebenher mit Geſang wandelnd. Die Heerdenglocken tönten von droben anmuthig nieder, wo die zerſtreuten Kühe am Rande des Tannenwaldes weideten. Kleine Hirtenknaben jauchzten, und wandelten ſchwankend auf den niedern Mauern, welche, ohne Mörtel, nur von künſtlich geſchichteten Rollſteinen erbaut, die weiten Triften umhägten. Alles in dieſer lieblichen Wilde, von deren Höhe man rechts die zerſtreuten Hütten der Bayards, vor ſich das Thal von Verrières ſah, ſchien dem freien Flüchtling reizender, als was er je Paradieſiſches in der ganzen Schweiz erblickt hatte. Alles ſchien mit ſeinem Looſe zufriedener, Alles frömmer, Alles glücklicher.

Indem er auf der Höhe an einem Bauernhofe, links der Landſtraße, vorübergegangen war, erblickte er abermals vor ſich Fels und Wald zuſammentretend, als würde der Ausweg verrammelt. Wie ſich aber das Gebirg zu einer

Schlucht öffnete, breit genug, die Straße hindurchlaufen zu laſſen, ward er in derſelben zwei weißgekleidete junge Frauenzimmer gewahr, welche ihn zu beobachten und ſich lachend von ihm zu unterhalten ſchienen.

So ernſt auch beide gern, da er näher trat, werden wollten, konnte ſich doch eins der Mädchen zuletzt des lauten Gelächters nicht erwehren. Die andere verbarg ihr Geſicht unter dem breiten Strohhut. Sie ſtanden neben einer ungeheuern eiſernen Kette, die links an den Felſen feſtgeſchmiedet in einen ſchmalen Graben niederhing, und vorzeiten beſtimmt geweſen ſein mochte, das Thal zuzuſchließen.

„Verzeihen Sie,“ ſagte die ſchöne Lacherin, indem ſie ſich gegen Florian anmuthig neigte, „verzeihen Sie, daß ich Ihre männliche Kraft in Anſpruch nehmen möchte, um mit der Kette hier das Land zu ſperren. Sehen Sie, meine liebe Freundin droht, unſer Thal zu verlaſſen; aber, gleichviel ob Scherz oder Ernſt, ſie gab doch das Wort, zu bleiben, wenn ich den Ausgang mit der Kette verſchließen würde. Ach, ich armes Kind, ich mühte mich vergebens ab. Da ſandte Sie der Himmel. Helfen Sie mir! Aber ich fürchte, man muß zu der Rieſenkette Rieſen ſtellen; denn ich kann nicht zwei Ringe in die Höhe heben.“

„Um den Preis, Ihnen eine Freundin zu erhalten, kann ich zum Rieſen werden!“ ſagte Florian, ergriff die raſſelnden, großen Ringe, gab der Lachenden das Außenende in die kleine, zarte Hand, und ſpannte die Kette über die Straße.

„Ich habe geſiegt, ich habe gewonnen, Hermione!“ rief die frohe Lacherin, klatſchte in die Hände, und tanzte wie eine luſtige Sylphide vor der Kette: „Dein Wort muß ich nun ſtärker feſſeln, als dieſe Bande, die kein Gigant ſprengen würde.“

Die überwundene Hermione erhob das Köpfchen und ſah zur Kette und zu dem herüber, der ſie wie einen

Digitized by Google

leichten Faden hielt; und betroffen und ſtarr ſah ſie den Fremdling an, und eine Röthe überflog ſchnell ihr feines, geiſtvolles Antlitz, wie Abglanz eines brennenden Abendrothes.

Auch Florian ſtand wie verzaubert vor dem Götterbilde, welches da in holder Verwirrung vor ſeinem Auge ſchwebte. Er wußte nicht, ob es ihm irgend ſchon einmal erſchienen, oder aus ſeinen Träumen ins Leben getreten war.

„Du haſt geſiegt, Mädchen,“ ſagte Hermione mit leiſer, anmuthvoller Stimme, „aber nicht durch eigene Stärke.“

„Ich bin ſtolz, Fräulein, zu ſolchem Siege geholfen zu haben,“ ſagte Florian, „denn Beſſeres hat dieſe Kette ſeit Jahrhunderten noch nicht an dieſes glückliche Land gebunden.“

„Und dem Sieger rechnet man nie die Mittel nach!“ rief die Fröhliche, indem ſie ihren Arm um Hermione ſchlug: „Du biſt meine Gefangene, und Ihnen, mein Herr, danke ich für die theure Beute.“

In dieſem Augenblick rollte ein leichter Reiſewagen herbei und hielt vor der Kette. Die Frauenzimmer, von Florian unterſtützt, ſtiegen ein. „Ach,“ ſagte er leiſe, und ſein Ton klang wie ein Seufzer, „nun erſt ſollte ich die Kette ſpannen! Mir bleibt nichts von der Beute, als die Erinnerung.“

„Aber Sie ſind großmüthig!“ rief die Siegesfrohe mit einem verbindlichen Neigen. Hermione blieb ſtumm, heftete aber auf Florian einen langen, ſinnigen Blick, den ſie, ſobald er ſeine Augen zu ihr wandte, ſchnell und verſchämt zurück nahm. Der Reiſewagen fuhr davon, den Berg hinab. Florian ſah ihm lange nach, bis er hinter Gebüſchen und Felſen verſchwand.

Plötzlich rief er: „Mein Gott! Es iſt keine Andere! Sie iſt's ſelbſt!“ Und darauf verſank er in ein ſtilles Sinnen und ſeufzte: „Sie iſt's ſelbſt!“ — Er meinte

Hermionen. Er erinnerte ſich, in ſeinem bündniſchen Vaterlande dieſe Geſtalt, dieſes Madonnenantlitz, von hellen, kaſtanienfarbenen Locken umſchimmert, geſehen zu haben. Im Schloßgarten von Reichenau war es geweſen, auf der obern Terraſſe, von wo eine Geſellſchaft franzöſiſcher Stabsoffiziere und einiger Frauenzimmer das Zuſammenſtrömen des vordern und hintern Rheins am Fuße der Felſen betrachtete. Da war es, wo er den wißbegierigen Fremdlingen die Namen der Gebirge und Ortſchaften nannte, während die Frauenzimmer ihm aufmerkſam horchten: den wilden, felſigen Kalanda rechts; das unter ſeinen Obſtbäumen verſchattete Tamins auf der Höhe unter den Felſenwänden; die Hütten von Bonaduz im Hintergrunde einer weiten Wieſe; und weiterhin, gegen die finſtern Bergſchlünde, aus denen die ſchwarzgrauen Wellen rollen, die alterthümlichen Gemäuer der Burg Rhäzüns. Noch waren ſeitdem nur kaum drei Monate verfloſſen.

Er hatte damals Hermionen nicht geſprochen, nicht ſprechen gehört; nur geſehen hatte er ſie, in winterliche Reiſekleider gewickelt, der halbverhüllten Schönheit einer aufbrechenden Moosroſe ähnlich. Als ſie damals mit ihren Begleitern ſchnell aufbrach und abreiſete, und ſich noch einmal umwandte und zu ihm ſah, durchſchauerte ihr Blick ihn. Er fühlte, an dieſer Wundergeſtalt müſſe ſeine Ruhe verloren gehen, wenn er ſie öfter ſehen ſollte. Es zog ihn zwei- und dreimal, ſeine Heimath zu verlaſſen, eine Reiſe nach Reichenau und der Stadt Chur zu machen, wo er ſie, wenn auch nur aus der Ferne, wenn auch nur flüchtig, noch einmal zu erblicken hoffte. Er machte vergebliche Wanderungen. Aber jedesmal bei der Heimkehr war er in den Schloßgarten gegangen, und hatte er ſich auf die Stätte des Raſens niedergelegt, den ihr Fußtritt geweiht hatte. Er wußte ſelbſt nicht, war ſein Herz oder ſeine Einbildungskraft krank geworden. Er machte ſich wegen ſeiner geheimen Thorheit Vorwürfe, und doch war ihm dieſe Thorheit lieb geweſen.

Digitized by Google

„Gewiß, ſie iſt's!“ ſeufzte er nun, verließ die Kette und ſetzte unruhig und bewegt ſeine Wanderung fort, den Berg auf der andern Seite abwärts: „Wie ſpielt der Zufall, ſo hartherzig, ſie mir wieder und nur auf einen Augenblick zu! Da eilt ſie hin, und ahnet nichts von dem Schmerze, den ſie hinterläßt. Sie geht in ihr Vaterland zurück, ins nahe Frankreich!“

Unten am Fuße des Berges, vor dem freundlichen ſtädtiſchen Flecken St. Sulpice, fand er ſeinen Wagen wartend. Er ſetzte ſich ein. Die Lieblichkeit des vom Gebirg eng umzäunten Thales zerſtreute ihn nicht; nicht die heitere Umgebung von Motiers, wo rechts auf umbüſchtem Felshügel die Ruinen der Burg Chatelard trauern. Erſt nach einigen Stunden, da der Kutſcher Mittags im Dorfe Travers anhielt, erwachte er aus ſeinen Träumereien.

Indem er hier vor dem Wirthshauſe auf der hölzernen Bank ſaß, und den Spielen der Kinder in einer gegenüber gelegenen Scheune zuſah, erblickte er ſeitwärts eine lange weibliche Geſtalt, die aus der Werkſtätte des benachbarten Schmiedes hervortrat und den Weg zum Dorfe hinaus wählte, welchen er gekommen war. Ob er ſie gleich nur von hinten und in der Ferne ſah, erkannte er doch an der ungewöhnlichen Größe des Weibes, an den ſchnellen, weitgeſtreckten Schritten und dem Krückſtock in der Hand, diejenige, welche ihm auf dem Gipfel des Gros-Taureau erſchienen war.

## 8.

## Frau Morne.

Er fühlte keine Neigung, ſie zu verfolgen und eine Bekanntſchaft aufzufriſchen, die ihm wenig Reiz hatte. Vielmehr drückte ihn bei dem unvermutheten Wiederſehen der Sibylla eine peinliche Empfindung, wie Scham und Verdruß, daß er ſich geſtern durch das närriſche alte Weib

abergläubiges Schrecken hatte einjagen laſſen. Er richtete alle Aufmerkſamkeit den Spielen der Kinder zu; und zwiſchen den ſpielenden Kindern ſchwamm wieder Hermionens Bild im Schneelicht ihres weißen Gewandes und im Goldglanze ihrer braunen Locken.

Da fuhr ihm durch den Sinn der Gedanke: „Wie? wenn die Alte vom Berge vielleicht ſagen könnte, wer dieſe Hermione wäre? Wen ſollte ich fragen, wenn nicht die Sibylle? Sie kennt das Land, die Menſchen, ſie weiß ſo Vieles!“ — Er ſprang eilig von der Bank, blieb aber nachdenkend und ſetzte ſich wieder langſam nieder. Denn er gedachte der Thorheit ſeines Einfalls. Hermione, die er zuerſt in Bünden in Geſellſchaft franzöſiſcher Offiziere geſehen hatte, war offenbar eine Fremde, offenbar erſt auf der Rückkehr nach Frankreich. Selbſt der Staub ihres Reiſewagens bezeugte es. Aber — und es durchglühte ihn ein Strahl der Freude — aber ihre Gefährtin hatte geſprochen: ſie droht, uns zu verlaſſen. Welches Thal, wenn nicht das von Les Verrieres? Vielleicht auch das von Pontarlier. Gleichviel, ſie muß in dieſen Gegenden doch verweilen. Die Alte kann folglich von ihr wiſſen. Er dachte es, und eilte zum Dorfe hinaus, der Alten nach.

Dieſe aber, als er ins Freie kam, war nirgends mehr zu erblicken. Ungewiß, ob ſie in ein anderes Haus eingekehrt, oder die Landſtraße oder einen Nebenweg gegangen ſei, befragte er einen Bauer, der des Weges kam, und dem er die Geſtalt der Alten beſchrieb.

„Ha, ich verſtehe!“ ſagte der Bauer: „Sie meinen Mutter Morne, wie wir ſie nennen. Wenn Sie Ihre Schritte verdoppeln wollen, erreichen Sie ſie in einer halben Viertelſtunde. Sie geht die Straße nach Couvet.“

„Was iſt es für eine Frau, dieſe Mutter Morne? Ich begegnete ihr ſchon geſtern. Sie ſagte mir Vieles, und ich kenne ſie nicht.“

Digitized by Google

„Glaub's gern, Herr. Es iſt ein wunderliches Weib; vielleicht nicht immer bei geſunden Sinnen, übrigens aber eine ganz gute Frau. Manche halten ſie für eine Hexe, die Umgang mit böſen Geiſtern hält. Das iſt Aberglaube. Doch das läßt ſich nicht läugnen, ſie verſteht mehr als andere Leute, und man wird aus ihrem Weſen nie klug. Sie hat ſchon Vieles vorausgeſagt, woran Keiner glaubte, und es iſt eingetroffen. Sie kann das Fieber beſprechen. Sie hat ſchwere Krankheiten durch bloßes Auflegen ihrer Hände geheilt. Sie hat Dinge ans Tageslicht gebracht, von denen Niemand wußte. Kurz, es ließe ſich viel von ihr ſagen. Kein Menſch weiß, von welcher Religion ſie iſt; denn ſie geht in keine Kirche, aber man findet ſie zuweilen in den Wäldern mit gefalteten Händen auf den Knien. Sie iſt in beſtändiger Unruhe, ſtets auf Reiſen, und hat doch kein Geld und nimmt auch keins an. Sie iſt aller Orten, aber an keinem Orte daheim. Winter und Sommer ſind ihr zum Wandern gleich, eben ſo Tag und Nacht. Länger als drei Stunden ſchläft ſie nie, auch im beſten Bette.“

So erzählte der Bauer noch lange fort, was ihm von der ſeltſamen Alten bekannt war; Florian aber wollte nicht verzögern, aus Furcht, die Wandernde zu verlieren. Er brach das Geſpräch ab, dankte dem gefälligen Manne und eilte mit Doppelſchritt davon.

Endlich erblickte er in der Ferne die Geſtalt; dann ſah er, wie ſie von der Landſtraße rechts abwich, über die Felder aufwärts ſtieg, den Bergen zu. Er folgte ihr, er kam zum Seitenweg, der ſteinig und rauh ward bis zum ausgetrockneten Bette eines Baches, in deſſen Nähe zwiſchen Hügeln einzelne Hütten gelegen waren, von denen ſich ein finſterer Rauch erhob. Er trat in eine der offenen, vom Ruße geſchwärzten Hütten, die einen ganz eigenen, betäubenden Geruch ausbreiteten. Hier ſchmolzen die Leute Asphalt aus den Erdblöcken, welche ſie in der Nähe hervorgegraben hatten. Dieſes Steinöl, deſſen Quelle noch

Digitized by Google

unbekannt iſt, hat nur wenige Schuh tief unter der Dammerde ein kalkiges Mergellager durchdrungen, geſchwärzt und zum Uebermaße geſättigt. Unter dem Mergel ruhen die Felſen.

In einem Winkel der Hütte ſaß Frau Morne. Florian bemerkte ſie nicht eher, bis ſie rief: „Willkommen auf la Combe, Flüchtling!“ Damit erhob ſie ſich, ging aus der Hütte, und winkte ihm, zurückſehend, mit dem Krückſtocke. Er folgte, wie ſie ſchnelles Schrittes im ſteinigen Bette des Waldſtroms gegen die Bergſchlucht ging, und er erzählte ihr unterwegs, da ſie fragte, wohin er reiſe, von ſeiner guten Aufnahme in Staffards Hauſe, und aus welchen Urſachen er nach der Stadt Neuenburg gehe.

Plötzlich unterbrach ſie ihn mit der Frage: „Wer iſt Ihnen unterwegs begegnet?“

Florian ſtutzte und ſagte: „Eben das wollte ich Euch fragen, Mutter Morne.“

Sie blieb vor ihm ſtehen und wiederholte die Frage, er die Antwort. „Ich ſah Euch,“ fuhr er fort, „im Dorfe Travers. Ihr waret mir zu ſchnell aus den Augen; ich bin Euch weit nachgeeilt.“

„Schonen Sie die Ruhe der Jungfrau.“

„Welcher denn, Mutter Morne?“

„Die Sie zum erſtenmal in dem großen Garten an zween großen Strömen fanden. Die haben Sie wieder gefunden, und derentwillen ſind Sie mir nachgerannt.“

Florians Verwunderung war jetzt nicht geringer, wie geſtern auf dem Gros-Taureau. Es ſchien etwas Uebernatürliches an dem Weibe. Wie konnte es das Geheimniß ſeiner Bruſt wiſſen, das er Keinem vertraut hatte? — Er erzählte, wie er den Frauenzimmern begegnet ſei bei der eiſernen Kette, und was er mit ihnen geſprochen. Er bat, ihm nur zu ſagen, wer die unbekannte Schöne wäre, die den Namen Hermione trage, und wer ihre Begleiterin, und wo ſie wohne, und wohin ſie reiſe, und zwanzig andere Dinge mehr.

Digitized by Google

Frau Morne rieb mit der braunen, dürren Hand ihre Stirn, und ſagte mit verfinſtertem Geſicht: „Das werden Sie von ihr ſelbſt hören, beſſer, als ich's weiß. Aber ſchonen Sie die Ruhe der Jungfrau! Sie kommen in unſer Land, wie der warme Oberwind. Traue Keiner dem Lüftchen! Es füllt den Himmel mit Wolken und Wettern, und ſchlägt die Erde mit Hagel und Blitzſtrahlen.“

„Wie? Hermione wird mir's ſelbſt ſagen?“ rief Florian: „Ich werde ſie noch einmal ſehen? Wann? Wo? Saget mir's, Mutter Morne; ich will Euch ewig erkenntlich ſein.“

„Nichts!“ ſchrie die Alte: „Es iſt den höchſten Himmeln und in den Tiefen des Abgrunds Keiner, welcher die künftigen Dinge verrathen möchte, als der Teufel; denn damit ſchnitte er die Wurzeln aller Glückſeligkeit ab: Glaube, Liebe und Hoffnung. — Was verlangen Sie? Wer hat Ihnen geſagt, daß ich den Geiſt der Weiſſagung habe?“

„Zürnet nicht, Mütterchen! Ihr habet mir ſchon Manches geredet, worüber ich in Erſtaunen gerieth, weil außer mir ſelbſt Niemand davon belehrt ſein konnte.“

„Ei doch!“ murrte Frau Morne ärgerlich: „Was ich weiß, habe ich durch Sie ſelbſt. Ich höre nur mit feinern Ohren und ſehe mit gewaſchenern Augen.“

„Habt Ihr mir alſo keine Antwort auf die unſchuldige Frage, wo Hermione wohne, wer ſie ſei?“

„Ich hab' es ſchon geſagt: Sie werden es von ihr hören.“

„Wirklich? Und habt Ihr mir keinen Rath zu geben?“

„Sich wohl zu hüten.“

„Wovor?“

„Sich, vor ſich ſelbſt!“

Florian bot ihr einige Stücke Geldes: „Mutter Morne, nehmet dieſes Wenige.“

Frau Morne warf die Geldſtücke an den Boden, wandte das Antlitz und verlor ſich bald in den Gebüſchen gegen

die Bergſchlucht. Florian hatte die Mühe, ſein Geld wieder aufzuleſen. Er ging ins Dorf zurück.

„Das alte Weib hat Recht! Vor mir ſelber mich hüten!“ ſprach er, indem er dahin ſchritt: „Sie hat die ſtürmiſche Sehnſucht dieſer Bruſt, die verzehrende Flamme der Phantaſie in mir erkannt. Bin ich nicht auf der großen Straße zu allen Narrheiten der Leidenſchaft?“

Er pfiff ein Liedchen, wandte Alles auf, ſich zu zerſtreuen, hielt im Wirthshauſe ſeine ſtattliche Mahlzeit, und fuhr bis in die dunkelnde Nacht zur Hauptſtadt des Fürſtenthums.

---

## 9.

## Aufklärungen.

Die Geſchäfte, welche ihn, wegen Sicherheit ſeines Aufenthalts in dieſem Lande, zum alten, weitläufigen Schloſſe auf der Höhe und zur königlichen Statthalterei zogen, waren bald abgethan; deſto länger hielten ihn Schneider und Schuhmacher, Näherinnen, Wäſcherinnen und Putzmacherinnen in der kleinen, finſtern Hauptſtadt auf. Denn er mußte ſich von Kopf zu Fuß neu kleiden. Die ſogenannten Sehenswürdigkeiten hatte er bald geſehen; das machte ihm dann die Tage etwas lang, wie fleißig er auch die Umgebungen der Stadt durchwanderte, und wie reizend auch die Ausſichten von den Rebhügeln und Landhäuſern über den weiten See zur fernen Verkettung der Alpen wechſelten. Unerwartet kam ihm Troſt.

Eines Abends ging er längs der Stadt, wo ſich ihre Straßen unregelmäßig gegen das Seegeſtade öffnen. Das Ufer war von Landleuten belebt, welche ſich anſchickten, über den See in ihre benachbarten Heimathen zurückzufahren, und von lärmenden Schiffern, Fiſchern und andern Arbeitern. Wie er gegen die ſteinerne Brücke kam, welche über den Waldſtrom des Seyon führt, der ſich wenige Schritte von da in den See ergießt, bemerkte er einen

Digitized by Google

kleinen, ſchwarzgekleideten Mann, welcher, über das Geländer der Brücke unbeweglich hingelehnt, in das leere Bett des Waldſtroms niederſtarrte. Es war unverkennbar der Profeſſor Onyx.

Florian, froh, einen Bekannten zu ſehen, begab ſich zu ihm. Er redete ihn aber vergebens an. Der Profeſſor ließ ſich in ſeiner Betrachtung nicht ſtören. Endlich weckte ihn der Bündner mit einem kräftigen Schlag auf die Schulter. Da ſah er dieſen mit großen, befremdeten Blicken an, ging aber plötzlich in die lebhafteſte Freude über, als er ihn endlich erkannte.

„Seelenfreundchen!“ ſchrie er, und ſchüttelte ihm die Hand und betrachtete Florians Bekleidung: „Sie haben ſich ja ganz neu verpuppt; ich habe Noth, Sie in dieſer zierlichen Geſtalt wieder zu erkennen. Was führt Sie nach Neuenburg? Wollen Sie das Land ſchon wieder verlaſſen? Gelt, ich ſagte Ihnen voraus, Sie würden es unter dieſen Halbwilden nicht lange treiben können?“

Als ihm Florian den Grund ſeines Hierſeins angegeben hatte, worauf aber Onyx kaum zu hören ſchien, unterbrach ihn dieſer, zeigte mit der Hand über die Brücke in den Seyon nieder, und ſagte in einer Bewegung voll Unwillens: „Sehen Sie, Freund, die unverzeihliche Nachläſſigkeit und Unbehilflichkeit der hieſigen Menſchen! Ein breites, mit Geviertſteinen aufgemauertes Strombett, und ſtatt des Waſſers darin — nein, die Welt wird es nicht glauben! — Koth, Unflath, ſtinkender Schlamm, der die Luft mit giftigen Miasmen verpeſten würde, wenn nicht der Wind mit den unwiſſenden Leuten Erbarmen hätte. Nun müſſen Sie wiſſen, Herr, daß eben dieſer Strom, der jetzt kaum vom Waſſer einiger Schüttſteine fließt, zu anderer Zeit überläuft, die Stadt mit Gefahr bedroht, Felder und Wieſen verheert, und ſchon unzähliges Unglück geſtiftet hat. Es wäre Kleinigkeit, ich ſag' Ihnen, wahre Kleinigkeit, den Strom zu bändigen; ihn zu zwingen, das ganze Jahr hindurch Waſſer genug zu haben, um Fabriken

und Mühlen zu treiben, ſeinen Ueberfluß unſchädlich zu machen und zur Befruchtung des Landes abzuleiten. Der dienſtbar gewordene Tyrann dieſer Gegenden könnte den Neuenburgern jährlich einen Gewinnſt — ich hab' ihn genau berechnet — von einigen Hunderttauſend Livres bringen. Die Unkoſten der Vorrichtungen wären binnen wenigen Jahren wieder eingebracht.«

»So viel ich weiß, wird dieſer Strom nur durch Regen- und Schneewaſſer aus den Bergen ernährt!« ſagte Florian: »Welches Rezept wollen Sie gegen die gute und böſe Laune des Himmels verſchreiben?«

»Seelenfreundchen,« ſchrie Onyx, »wir müſſen nicht den Himmel, ſondern den menſchlichen Verſtand in die Kur nehmen. Unterhalb Valangin, wo der Strom zwiſchen Felswänden ſein tiefes, enges Bett hat, dämm' ich ihn empor; bild' ich einen ungeheuern Sammler; leit' ich vom aufgeſchwellten Waſſer Kanäle rechts und links zur Bewäſſerung des Landes, zum Betrieb von Räderwerken unterhalb des Waſſerfalls; zapfe in der dürren Zeit den Sammler allmälig ab und — kurz, ich habe den Plan im Kopfe; ich bin beſchäftigt, ihn zu Papier zu bringen, mit allen dazu gehörenden Berechnungen, Nivellements, Grund- und Aufriſſen und Koſtenverzeichniſſen.«

Der Profeſſor gerieth in ſolches Feuer, daß er ſogleich die Schreibtafel hervorzog und mit dem Bleiſtift zu zeichnen anfing. Er ſprach ſo lebhaft, daß die Vorübergehenden auf der Seyonbrücke ſtehen blieben und bald einen Kreis um ihn ſchloſſen. Florian hatte Mühe, ihn zu bereden, den Plan zu anderer Zeit zu erklären, und ſtatt deſſen ihm im Wirthshauſe beim Nachteſſen Geſellſchaft zu leiſten.

Der letzte Vorſchlag hatte für Herrn Onyx viel Einladendes. Unterwegs, wie ſie durch die Stadt gingen unter den von Steinen gewölbten Lauben längs den Häuſern, fragte ihn Florian, was ihn zur Reiſe nach Neuenburg bewogen habe. Der Profeſſor antwortete: »Ich habe

der Regierung einige Entwürfe von Wichtigkeit mitzutheilen; dazu wären vorläufige mündliche Verabredungen unentbehrlich. Jetzt iſt die Sache hoffentlich im Gang: mein Glück kann gemacht werden; dann werd' ich mich verheirathen und meinen Sitz in dieſer Stadt nehmen. Ich liebe; Sie würden mir dies bei meinen ernſten und vielen Geſchäften kaum zutrauen! Ich liebe das liebenswürdigſte Mädchen von der Welt, Ihnen im Vertrauen geſagt, ein Fräulein Delory. Ich bin nicht ganz ohne Vermögen; aber das Fräulein iſt von gutem Hauſe, an gewiſſe Bequemlichkeiten des Lebens verwöhnt; ich muß größere Einnahmen haben. In der That, für meine geringen Bedürfniſſe wäre ich reich genug. Aber was thut man nicht für ein angebetetes Weib!"

"Ich wünſche Glück, Herr Profeſſor."

"Ha, wahrlich, was könnte mich ſonſt bewegen, meinen künftigen Wohnſitz in dieſer Stadt aufzuſchlagen? Meinen Sie etwa, der Anblick dieſer höhlenartigen Laubengänge unter den Häuſern, dieſer burgundiſchen Mißgeburt der Baukunſt, wogegen ich ſchon hier und in Bern und Murten ſo viel vergebens geeifert habe? Wären dergleichen Laubengänge oder Arkaden geräumig, breit und hochgewölbt, ſo würde wenigſtens das Großartige derſelben mit andern Nachtheilen verſöhnen, die ſie bringen. Jetzt aber, eng und niedrig, Kloaken ähnlich, die über der Erde angelegt ſind, wahre Hohlgänge in Kaſematten, wo man Noth hat, den Begegnenden auszuweichen und die Naſe vor den mancherlei Gerüchen zu verwahren, die von einer Hausthür zur andern wechſeln, verfinſtern und verdumpfen ſie die Hausgänge und Zimmer des Erdgeſchoſſes, erkälten ſie die über den Gewölben hängenden Zimmer und werfen ſie den Fußgängern durch Luftzüge kalt und warm alle Uebel der plötzlichen Erkältungen an, Hals- und Zahnweh, Schnupfen und Flußfieber und dergleichen. Wahrhaftig, mir iſt für die zarte Geſundheit des Fräuleins Delory

Digitized by Google

bange. Was ſoll ich aber machen? Sie iſt gewohnt, in Städten zu leben, und ich verarg' es ihr nicht. Denn in der ſiberiſchen Kälte auf der Feenhalde oder in den Bayards würde ſie den erſten Winter drauf gehen, wie eine Ananas im freien Gartenbeet.«

»Wie?« ſagte Florian, »Ihre Braut bewohnt die Feenhalde, oder die Bayards?«

»Nur in den ſchönſten Monaten, als ausländiſche Blume. Im Winter wär' es unmöglich! Denken Sie doch, drei- bis viertauſend Schuh über dem Spiegel des Mittelmeers und bei zwanzig, dreißig Grad Kälte! Sie würde keinen Winter überleben. Indeſſen hab' ich ihr im Scherz geſchworen, das ganze Gebirg mit duftigen Hermionen zu bevölkern, troz dem polariſchen Himmelsſtrich.«

Bei dieſen Worten waren ſie in Florians Zimmer eingetreten. Der Name Hermione feſſelte alle Gedanken des jungen Bündners. Er hörte vom Geſchwätze des Profeſſors nichts mehr, der ſich nun bequem auf dem Sofa hinlagerte, und ſeine Bemerkungen über Verbeſſerung des Klima's freigebig mittheilte.

»Herr Profeſſor, Sie nannten vorhin den Namen Hermione,« ſagte Florian: »das ganze Gebirg wollten Sie mit Hermionen bevölkern.«

»Wohlverſtanden, Seelenfreundchen,« erwiederte Herr Onyx ſchalkhaft ſchmunzelnd, »es iſt ſo arg nicht gemeint, als es klingt. Seit drei Jahren ſammle ich an einer burgundiſchen Flora. Es wird ein koſtbares Werk. In dieſen abgelegenen Erdwinkeln leben noch ſeltene Pflanzenſchätze, die keinem Botaniker bekannt ſind. Ich habe ſchon ſiebenzehn neue Arten entdeckt und beſchrieben, unter andern einen Wegerich von pyramidaliſchem Wuchſe und eine liebliche, zarte Pflanze an den Felſen ob Buttes, mit weißröthlicher Blüthe, die ich für ein noch nie beſchriebenes Geſchlecht halte und Hermione benennen will, dem Fräulein Delory zu Ehren.«

Digitized by Google

„Halt!“ unterbrach plötzlich Florian ſeinen Freund: „Hermione alſo wäre das Fräulein Delory? Sie wohnt auf der Feenhalde? Doch nur zum Beſuch?“

„Allerdings. Eigentlich iſt ſie in Lyon daheim; ſeit einigen Jahren lebte ſie in der Gegend von Beſançon auf dem Landgute ihres Stiefvaters, den ich nicht näher kenne. Seit zwei Sommern bringt ſie die ſchöne Jahreszeit in der Feenhalde zu. Und darum trägt meine Pflanze mit Recht ihren Namen. Dieſe Berghöhen ſind die wahre Heimath der Hermionen.“

„Ich glaube, ſie zu kennen. Ich fand ſie zufällig bei der Kette, zwiſchen den Felſen ob St. Sulpice.“

„Richtig, richtig! Da hab' ich ſie auch ſchon gefunden, aber ſelten.“

„Schlank aufgeſchoſſen, wie eine Lilie!“

„Falſch! Sie liegt immer am Boden geſtreckt oder kriechend. Ich ſah ſie nie aufrecht.“

„Sie ſcherzen, Profeſſor.“

„Nein, voller Ernſt; beſtändig iſt ſie geſtreckt mit ihren kleinen, eirunden, feingezahnten Blättchen.“

„Ich rede vom Fräulein Delory.“

„Und ich von m e i n e r Hermione. Sie begreifen, Seelenfreundchen, ich kann das Fräulein erſt mein nennen, wenn ich mit ihm vom Altar komme. Aber wollen Sie, ſo hol' ich Ihnen auf der Stelle ein getrocknetes Exemplar meiner Hermione proſtrata.“

„Ach!“ ſagte Florian: „Könnten Sie mir ſtatt deſſen ein Exemplar des Fräuleins Delory zeigen, ein Bild, oder dergleichen, um zu wiſſen, ob wir von einerlei Perſon reden.“

„Auch das, Herr; aber ohne Kirchenraub kann ich es Ihnen nicht herbeiſchleppen. Heute iſt es zu ſpät, zur alten Stiftskirche hinaufzuſteigen; aber morgen ſollen Sie die Bildſäule einer der jungen Gräfinnen von Neuenburg ſehen, und ſchwören, ſie gleiche dem Fräulein Delory aufs Haar. Ich glaube, es iſt die ſchöne Iſabelle, Tochter des

Grafen Ludwig, des letzten Herrn vom alten Hauſe Neuenburg, der hier vor vierhundert Jahren mit Helm und Schild in der Stiftskirche begraben worden iſt.«

»Wir gehen morgen, lieber Profeſſor. Ich beneide Sie, wenn die Hermione, welche ich kennen lernte, Ihre Geliebte iſt. Doch zweifle ich faſt. Ich möchte ſie Ihnen beſchreiben; aber woher Worte nehmen für dieſe Lieblichkeit der Geſtalt, für die Anmuth der Bewegungen, für die Hoheit und Süßigkeit des Blicks? Jede ihrer lichtbraunen Locken, um den ſchneeweißen Hals ſpielend, iſt eine eigenthümliche, einzelne Schönheit.«

»Richtig, Herr; Sie haben ſie Zug um Zug getroffen!«

»Und Sie, lieber Profeſſor, ſind der Gegenliebe dieſes Engels gewiß?«

»Allerdings. Hermione kann Niemanden haſſen. Warum ſollte ſie mich haſſen? — Ich bringe ihr Pflanzen, ich wähle ihr Bücher zum Leſen, ich . . . nein, ſie liebt mich; das iſt ausgemacht.«

»Hat es Ihnen alſo bekannt? Iſt entſchloſſen, Ihre Gemahlin zu ſein?«

»Herr, das iſt ein kitzlicher Punkt. Ich hab' ihr davon noch nicht reden können; hab' es noch nie gewagt; weiß es nicht anzuſtellen. Sie wiſſen, wie die Mädchen in ſolchen Fällen denken! Ich ſchiebe das auf, bis alle Vorrichtungen beendet ſind; dann ſollen Schlag auf Schlag Erklärung, Verlobung und Hochzeit hinter einander folgen. Sie kann mir unmöglich etwas abſchlagen. Ich kenne ſie zu gut.«

Florian mußte zur Gutmüthigkeit des Gelehrten lächeln. »Wie aber, Herr Profeſſor, wenn ſie Ihnen am Ende doch die Hand verweigerte?«

»Das wäre erſtaunlich! Das iſt unmöglich! Sie weiß ja, wie theuer ſie mir iſt. Und — nein, es iſt unmöglich, ſag' ich Ihnen. Sie nennt mich immer ihren lieben Profeſſor. Und Sie begreifen, Frauenzimmer ſind mit ſo

zärtlichen Ausdrücken gegen junge, unverheirathete Männer nicht gern freigebiger Natur. Hermione nimmt jedes Mal tapfer meine Partei, wenn mir Claudine den Krieg macht, und das iſt allerdings bedeutſam!“

„Wer iſt dieſe Claudine?“

„O, ein erzwildes, flatterhaftes, queckſilbernes, ſchnippiges Ding!“

„Mit ſchwarzen blitzenden Augen, die Braut des jungen Staffard?“

„Richtig, dieſelbe. Der arme Georg, glauben Sie mir, verheirathet ſich die Auszehrung an; denn junge Neckerinnen werden alte Zänkerinnen. Wo ſie mich nur ſieht, macht ſie mir tauſend Händel. Sie iſt hübſch; aber ich fürchte mich ordentlich vor dem verzweifelten Mädchen. Es iſt erſtaunlich, daß die beiden Frauenzimmer Freundinnen ſein und mit einander unter gleichem Dache wohnen können. Aber Frau Bell, Claudinens Mutter, Hermionens Tante, iſt eine kluge Frau. Sie verſteht es, Ordnung im Hauſe zu halten.“

Florian ließ den geſprächigen Onyx vor Mitternacht nicht von ſich. Er hörte eben ſo gern von den Familien auf der Feenhalde, als jener gern erzählte.

## 10.

## Die Bildſäulen.

Folgendes Morgens waren Beide eben im Begriff, aus dem Gaſthof zu gehen, um die ſteile Straße hinauf zu der Höhe zu ſteigen, wo, neben dem alten Schloſſe, die Stiftskirche ihre grauen ſechs- bis ſiebenhundertjährigen Mauern erhebt, als ihnen ein Weibel der königlichen Statthalterſchaft entgegentrat. „Freundchen!“ rief ihn der Profeſſor an, der ihn ſchon kannte: „Sie wollen zu mir? Der Statthalter läßt mich rufen? Er hat meine Abhandlung alſo geleſen? Haben Sie nichts gewittert, wie er dazu

denkt? Ließ er nichts über meine Arbeit verlauten? Richten Sie Ihren Auftrag jetzt recht buchſtäblich aus. Sagen Sie, welche Miene er dabei machte, und ich ſage Ihnen, was der Statthalter Willens iſt.«

Diesmal irrte Herr Onyx. Der Weibel fragte einem Herrn Florian nach, und brachte dieſem Befehl, binnen einer Stunde perſönlich und unfehlbar auf der Statthalterei zu erſcheinen. Onyx, den ein Hauch der Hoffnung in ſeinem ganzen Weſen ausgedehnt und gehoben hatte, ſank eben ſo ſchnell wieder zuſammen, und die runden, heitern Züge ſeines Antlitzes wurden wieder geradlinig, kalt und einförmig. Florian verſprach zu gehorchen.

Unterwegs rief der Profeſſor den Sigriſt der Kirche, welcher dienſtfertig die ſteinernen Treppen am Berge hinaufeilte, die Pforte des alterthümlichen Tempels aufſchloß und die Fremden zur Kirche einließ. Hier führte er ſie zum Grabmale des Grafen Ludwig von Neuenburg, einer Gruppe von neun männlichen und vier weiblichen lebensgroßen Bildſäulen von Stein, alle in der Tracht des vierzehnten Jahrhunderts, beiſammenſtehend in Andacht und Gebet. Es war in den Geſichtszügen der edeln Geſtalten, hin und wieder zwar ſchon von der Zeit verletzt, eine gewiſſe Familienähnlichkeit. Alle trugen, voller Würde und Anmuth, den ſichtbaren Zauber deſſen, was das Herz ſtill an ſich zieht.

»Sehen Sie, ſehen Sie,« rief Herr Onyx lebhaft, und zeigte mit den Fingern zu einer der Gräfinnen empor, deren jugendliche Geſtalt Hermionen gleichen ſollte: »Hab' ich nicht Recht?«

»Vollkommen,« ſagte Florian lächelnd, »wenn man etwas optiſchen Betrug zu Hülfe rufen kann.«

Die Todesſtille in dem weitläufigen Gebäu, und das Helldunkel, welches durch die langen, hochgeſpitzten Fenſter über Alles verbreitet lag, dann der Lichtſtrom, welcher durch die offene Kirchthür auf die Bildſäulen fiel, ſtimmte Florians Gemüth bald wieder zu einem gewiſſen Ernſt.

Digitized by Google

Die ſchönen, ſtillen Geſtalten des Alterthums wurden ſeiner Einbildungskraft allmälig lebend. Die blaſſen Wangen der Bildſäulen ſchienen ſich zu röthen; der Buſen der Gräſinnen ſchien ſich in leiſen Odemzügen zu heben und zu ſenken. Er ſah in der Verſchattung der andern diejenige, welche Hermionen ähneln ſollte; aber er dachte ſich nun Hermionens Geſtalt ſelbſt immitten dieſer Gruppe, und bald verſchwand ihm in dem Selbſtbetruge der Einbildung das Uebrige.

Da trat der Sigriſt zu den Bildſäulen, hob vom Fußgeſtell derſelben einen weiblichen Handſchuh, betrachtete ihn aufmerkſam und ſagte kopfſchüttelnd: „Richtig! Die beiden jungen Damen vom Dienſtag! Sie waren die Letzten. Er gehört einer derſelben. Eine dieſer Fremden ließ ihn vergeſſen liegen. Wer weiß, ob ſie noch in der Stadt ſind!“

Florian ſah den Handſchuh, horchte und dachte ſogleich an die Frauenzimmer, denen er auf der Reiſe begegnet war. Er ſchilderte dieſe mit ſo großer Genauigkeit, daß ihm der Sigriſt den Handſchuh reichte und ſagte: „Es kann nicht fehlen. Die größere mit dem braunen Haar legte den Handſchuh für einen Augenblick hier ab; ich ſah es; aber ich vergaß, ſie daran zu erinnern, und er blieb liegen. Wenn Sie ſie kennen, bitt' ich, ihr das Verlorne zuzuſtellen.“

Florian lehnte es nicht ab. Es durchdrang ihn ein angenehmes Schauern, als er mit den Fingern den weichen Handſchuh berührte, der Hermionens ſchönen Arm bedeckt haben mochte. Er legte das Kleinod mit unwillkührlicher Ehrfurcht zuſammen und verbarg es, als der Profeſſor aus dem Hintergrunde der Kirche zurückkam, wohin er gegangen war, um die Verhältniſſe der Länge, Breite und Höhe des Gebäudes nach dem Augenmaße zu berechnen.

„Ich habe jedes Mal Todesverdruß, wenn ich die alten Kirchen betrachte!“ rief Onyx: „Immer ein Rieſenrumpf mit einem Kindeshaupt, eine breite Schildkröte, die ein

Digitized by Google

kleines Köpfchen vorſtreckt. Man ſieht es: Anfangs war, als der Bau begonnen ward, die Andacht groß, das Geld im Ueberfluſſe; es wurden ungeheure Anlagen gemacht, zu denen man ſich eine Krone von Thürmen dachte, die in den Himmel ſteigen ſollte. Hintennach ward die Andacht kalt, der Beutel leer, und man ſetzte Thürmchen darauf, wie Zaunpfähle und Schilderhäuſer. Die Münſter von Straßburg und Freiburg laſſ' ich gelten; der Thurm von Bern iſt um die Hälfte zu kurz gerathen; aber dieſer von Neuenburg iſt ein Höcker auf dem Rücken eines Dromedars.“

Nachdem der Profeſſor ſeine lehrreichen Gedanken über die Bauart der Alten bis zur Neige mitgetheilt, und ſie bald mit Dichtern, denen in der Länge Athem und Begeiſterung ausgeht, bald mit Kindern verglichen hatte, die ſich fürchten, auf ihr Kartenhaus das letzte Blatt zu legen, damit nicht Alles zuſammenbreche, bemerkte Florian, es ſei für ihn Zeit, im Schloſſe zu erſcheinen, dem empfangenen Befehl Folge zu leiſten. Der Profeſſor verſprach, ſeiner Rückkehr zu warten und unterdeſſen dem Sigriſt die zweckmäßigere Bauart der Neuern umſtändlich auseinander zu ſetzen.

Florian ging über den kleinen Raum, welcher die Kirche vom Thorwege des Schloſſes trennt, und über den leeren, geräumigen Vorhof in die alte Burg, über deren Haupteingang in gewaltiger Größe das fürſtliche Wappen mit den drei ſilbernen Sparren im rothen Feld auf goldenem Grunde prangte, nebſt dem ſteifen mit Krone, Zepter und Apfel wunderlich gezierten preußiſchen Adler. Der Weibel, der ihn berufen hatte, begegnete ihm gleich beim Eintritt, und führte ihn durch das ſtille Gebäude in ein weites alterthümliches Zimmer. Hier wartete er nicht lange, ſo erſchien ein ältlicher, ſchneeweiß gepuderter Herr, der die Verbeugung des jungen Bündners kaum erwiederte, ſondern eine Tabacksdoſe hervorzog und gemächlich eine Priſe ſchnupfte, während er den Fremdling von Kopf bis zu Fuß muſterte.

Digitized by Google

„Es thut mir leid," ſagte der Herr, „Ihres Bleibens kann im Fürſtenthum nicht ſein. Es iſt vom benachbarten franzöſiſchen Departement ein Schreiben eingelaufen, begleitet mit Ihrem Signalement. Man verlangt Ihre Auslieferung. Sie haben unweit Pontarlier zwei franzöſiſche Soldaten auf den Tod mißhandelt. Man klagt Sie außerdem an, Einer von denen zu ſein, welche die Bauern in Bünden aufgewiegelt und die Ermordung aller Franzoſen veranſtaltet haben."

Florian wollte ſich rechtfertigen.

„Gleichviel!" ſagte der alte Herr und nahm wieder eine Priſe: „Wir haben das nicht zu unterſuchen, ſondern Ihnen zu ſagen, wie Ihre Sachen ſtehen. Preußen iſt mit Frankreich in freundſchaftlichen Verhältniſſen, denen wir unſern Frieden danken, inzwiſchen die ganze Schweiz von franzöſiſchen Heeren überſchwemmt iſt. Wir dürfen der franzöſiſchen Regierung auf keine Weiſe Anlaß oder Vorwand zu gegründeten Beſchwerden bieten. Wir haben beſtimmte Weiſungen von Berlin. Machen Sie ſich auf und davon. Ich gebe Ihnen den freundſchaftlichen Wink. Binnen einer Stunde werden ſie gefänglich eingezogen werden. Alſo . . ."

Darauf machte der alte Herr eine Bewegung mit der Hand und eine leichte Verbeugung dazu, die verſtändlich genug ausdrückte, daß der bündniſche Flüchtling beurlaubt ſei.

„Ich erkenne dankbar Ihre Gewogenheit," ſagte dieſer; „nur wohin kann ich, wenn ich in Ihrem Staate gegen die franzöſiſche Tyrannei keinen Schutz finde?"

„Gleichviel!" erwiederte der Herr, und wandte ſich, um das Zimmer zu verlaſſen: „Sie wiſſen, woran Sie ſind."

„Füſilirt oder guillotinirt zu werden!" rief Florian: „Das weiß ich. Denn nach Frankreich kann ich nicht, noch minder in die Kantone Bern oder Solothurn, wo Alles von franzöſiſchen Soldaten wimmelt. Wie kann ich

Digitized by Google

nach Deutſchland entkommen, da ich hier rings von franzöſiſcher Gewalt umgeben bin?«

»Gleichviel. Sie wiſſen, woran Sie ſind!« ſagte der alte Herr, indem er beim Weggehen zurückſah.

»So wäre es beſſer, ich würde ſogleich hier gefangen gelegt. Wozu ſoll ich mich fruchtlos, als Flüchtling, weiter ſchleppen, und mein Leben um ein paar nothvolle Tage verlängern? Ich fürchte den Tod nicht.«

»Gleichviel!« ſagte der Alte, indem er eine Seitenthür öffnete: »Sie wiſſen, woran Sie ſind.« Mit dieſen Worten verſchwand er und ließ den Flüchtling allein ſtehen. Dieſer ſtierte lange unentſchloſſen vor ſich mit finſterm Blicke hin. Dann wandte er ſich raſch und ging mit großen Schritten zur Burg hinaus auf den Platz vor der Kirche. Weder der Profeſſor Onyx noch der Sigriſt waren mehr ſichtbar. Auch kümmerte ſich Florian, der nun mit andern Dingen beſchäftigt ſein mußte, wenig darum. Er ging düſter, aber mit feſtem Schritt hinab zur Stadt. Da kaufte er im Vorbeigehen in einem der offenen Laden einen damaszirten Säbel und zwei treffliche Piſtolen, nebſt Pulver, Kugeln und Kugelform; zahlte ſeinen Wirth, miethete einen Wagen nach Locle und Brevine, packte ein, und fuhr in der Frühe des folgenden Tages davon.

## 11.

## Die Heimkehr.

Sein Entſchluß war feſt, das neuenburgiſche Bergland nicht zu verlaſſen, überzeugt, nirgends könnte er ſicherer ſein, als in jener von den Landſtraßen entfernten Einſamkeit des Hochlandes, wo ihm jede der zahlloſen an den Bergen zerſtreuten Hütten gegen Verfolgung eine wechſelnde Zuflucht darbot. Zum Ueberfluſſe konnte er ſich bei Ueberraſchungen eben ſo ſehr auf die Freundlichkeit der hieſigen Menſchen, als auf ſein gutes Schwert und Ge-

Digitized by Google

ſchoß verlaſſen. Eine in die Höhe geſchleuderte Zitrone zerſchmetterte ſeine Kugel in der Luft, als er unweit Geneveys, wo der Weg ſteil ward, neben ſeinem Wagen am Berge hinwandelte.

Doch mochte ihn wohl mehr noch, als die Berechnung ſeiner Sicherheit, der Gedanke an die ſchöne Nachbarin des Hauſes Staffard auf der Feenhalde an dieſes Land feſſeln. Zwar kaum näher konnte er den Grenzen des feindſeligen Volkes, vor dem er floh, wohnen, als eben dort; aber die Gefahr ſelbſt machte den Aufenthalt nur anziehender, ſo wie in gewitterhafter Beleuchtung eine Landſchaft reizender wird. Er verweilte in dem gewerbigen Locle keine Stunde, um nicht zufällig einem franzöſiſchen Spürer zu begegnen, ſondern fuhr durch das weite, grüne, baumloſe Thal, voller ſtädtiſchen Gebäude, den ſtillen Triften und öden Torfgründen von Chaux-du-Milieu und Chaux-du-Cachot entgegen, zum wilden, hochgelegenen Thal Brevine, wo ſich im Hintergrunde die gleichförmigen, langen Hügelketten an beiden Seiten der Niederung zuſammenziehen.

Als in la Brevine, dem Dorfe, vor dem Wirthshauſe ſein Wagen hielt, verabſchiedete er den Miethkutſcher, und ließ einen Mann ſuchen, welcher ihm das Gepäck über die Bayards nach der Feenhalde trüge. Er ſah die Gaſtſtube voller Menſchen, die an langen Tiſchen ihren Wein unter heitern Geſprächen tranken. Es ſchienen darunter mehrere von den Fremden zu ſein, welche in der ſchönen Jahreszeit hierher zu kommen pflegen, um in der reinen Luft des Hochlandes und durch den Genuß des benachbarten eiſenhaltigen Brunnens ihre erſchütterte Geſundheit zu befeſtigen. Die ſchallenden Namen Suwarow, Maſſena, Zürich, Buonaparte, Neapel, St. Jean d'Acre verriethen, welche Gegenſtände verhandelt wurden. Er wandte ſich verdroſſen ab, und ſtatt in das Zimmer begab er ſich rechts auf den nahe gelegenen Kirchhof, lehnte ſich über die niedere Mauer deſſelben und ſah über den weiten

Digitized by Google

grünen Wieſenteppich zu den Hügeln und zum Himmel hinauf.

„Hat denn der Erdboden kein Heiligthum, keine Einöde,“ murrte er, „die von Namen unentweiht bleiben, an denen die Erinnerung aller menſchlichen Leidenſchaften, alles Elendes hängt, was die Welt quält? Iſt es nicht wider Majeſtät und Unſchuld der Natur geſündigt, die Ruhe und Feierlichkeit dieſes armen und glückſeligen Hochlandes mit Geſprächen zu ſtören, die auch nach Jahrhunderten noch das Gemüth der beſſern Menſchheit empören werden?“

„Alſo biſt du's doch!“ rief Georgs Stimme, und ein Arm legte ſich um Florians Leib. Georg, unter den Gäſten des Wirthszimmers, hatte den Freund durch die Fenſterſcheiben auf der Straße halb und halb an der Geſtalt erkannt, war aber durch Florians zierliche Bekleidung faſt irre geworden. Beide umarmten ſich.

„Herrlich, daß du zurück biſt!“ rief Georg: „Nun ſcheide nicht mehr von uns hinweg.“

„Wie ein Engel erſcheinſt du mir auf dieſen Gräbern!“ ſagte Florian: „Ich will bei euch bleiben, ſo lange ich darf. Ich bin ein Flüchtling, und immer noch Geächteter auf dieſem Boden. Die Regierung von Neuenburg fürchtet, mir Schutz zu geben. Ich irre alſo vogelfrei umher, und muß mich auf Schnelligkeit meiner Füße oder auf die Kraft meiner Fauſt verlaſſen, will ich nicht in die Gewalt der Henker und ihrer Knechte fallen. Man hat von den neuenburgiſchen Behörden meine Auslieferung gefordert, weil es kein Geheimniß war, daß ich die Flucht hierher genommen.“

„Du biſt ſicher in unſerer Feenhalde, Florian, ſo gewiß, als ſäßeſt du im Monde. Wir haben dich bei unſern Nachbarn für einen Verwandten ausgegeben, der uns aus Deutſchland beſucht. Das genügt. Nur bei zwei Weibern wollte die Lüge nicht anſchlagen. Das eine derſelben iſt ein halbnärriſches, wunderliches, unſtetes Geſchöpf, wir

nennen es nur Mutter Morne, alt und häßlich, wie die Sünde. Das ſchüttelte den Kopf, als von dir Rede war, und ſagte: „Eure Nothlüge iſt gut. Bleibet dabei. Es ſind ſchon Leute im Lande, die ihn ſuchen. Man muß ihn aber nicht finden.“

„Ich kenne dieſe Alte!“ ſagte Florian, und erzählte von ſeinem Zuſammentreffen mit ihr.

„Man findet ſie überall,“ ſagte Georg, „doch iſt ſie gutartiger Natur, und darum ſieht man ſie nicht ungern. Sie ſtreicht beſtändig umher, hört viel, ſieht viel, weiß daher viel, bildet ſich aber aufrichtig ein, Alles durch Einflüſterung höherer Weſen oder durch göttliche Eingebung zu haben. Ich glaube, ihr ward von religiöſer Schwärmerei der Verſtand verrückt. Sie betrachtet ſich ſelbſt wie ein Weſen höherer Art, im unmittelbaren Umgang mit Gott und unſichtbaren Geiſtern. Aber es ſcheint, du kennſt auch die Andere, die zu unſerer Lüge das Köpfchen ſchüttelte. Es iſt eine Verwandtin meiner Claudine, ein Fräulein Delory. Du ſahſt ſie mit Claudinen bei der Kette.“

Florian erzählte ſein Abenteuer mit den Mädchen. „Aber,“ fragte er, „warum wollte ſie deinen und deines Vaters Worten, was mich betraf, nicht glauben?“

„Weiß ich's? Sie nahm mich, als wir von dir geſprochen hatten, ſeitwärts, ſah mich mit ihren durchdringenden Blicken an und fragte: Georg — denn ſie heißt mich Georg, und ich ſie Hermione — Georg, warum wollen oder müſſen Sie dieſen Fremden in ein Geheimniß hüllen? Er iſt nicht aus Deutſchland, und ich zweifle, daß er Ihnen verwandt ſei. — Natürlich, dieſe Anrede ſetzte mich in Erſtaunen. — Wenn Sie mir nicht glauben können, erwiederte ich, ſo bitte ich, wenigſtens dergleichen zu thun. Sie wiſſen, Hermione, es gibt heutiges Tages auch Tugenden, die ſich flüchten müſſen, wie ein lichtſcheues Verbrechen, weil es Verbrechen gibt, die umhergehen, wie triumphirende Tugenden. — Hermione ſah mich nach

Digitized by Google

dieſen Worten ſchweigend und ſinnend an, nickte, als wollte ſie mir Recht geben, und fragte nicht weiter.“

Florian vernahm das Alles nicht ganz ohne Vergnügen. Er ſchien ſich ſelber wichtiger in der Welt, weil Hermione ihn würdig fand, ſeinem Schickſal einen Gedanken zu weihen. In der ſchönen Gewißheit, die auf der Feenhalde wiederzuſehen, welche längſt in ſeinen Erinnerungen lebte, ward ſeine Sehnſucht nach Staffards Hauſe ungeduldiger.

Die jungen Leute machten ſich auf den Weg gegen die Hütten von Bremont, ſeitwärts zur Linken dem wunderbaren Bergſee von Etalieres vorüber, deſſen Gewäſſer fort und fort in unterirdiſchen Geklüften niederfährt und verſchwindet. Als ſie aber im Tannengehölze den ſteinigen Bergweg zu den Bayards hinaufſtiegen, begegneten ihnen fünf Fußgänger, die ihrer Tracht nach zum franzöſiſchen Kriegsvolk gehörten, doch unbewaffnet waren. Dieſe erkundigten ſich nach dem Wege, und Florian glaubte zu bemerken, daß ſie ihn vorzüglich ins Auge faßten. Er wäre geneigt geweſen, ſeinen Glauben für Werk des argwöhniſchen Gewiſſens zu halten, hätte nicht einer der Fremden noch, als ſie ſchon ihren Weg fortgeſetzt hatten, ziemlich laut geſprochen: „das iſt er gewiß.“

Unter freundlichem Geplauder erreichte er mit Georg die öde Berghöhe, von da man die zerſtreuten Hütten der Bayards zwiſchen Wieſen und Tannenhorſten und Felſen erblickt, und jenſeits des Thals von Verrieres die vom dunkeln Wald bekleidete Bergſeite der Feenhalde. Der Nachmittag war ſehr ſchwül geweſen, Georg ermüdet. Die Freunde ruhten einige Augenblicke auf einem bemooſeten Steinblocke, während der Träger von Florians Gepäck raſch vorausſchritt, ihre Ankunft dem alten Staffard zu verkündigen.

„Meiner Treu'!“ rief Georg: „Sieh' doch, ſind das nicht dieſelben Blauröcke, die uns am Berge begegneten

und nach dem Wege fragten? Was treibt die, daß ſie zurückkommen?“

„Ich denke,“ ſagte Florian, „wir werden es erfahren.“

In der That kamen dieſelben Männer wieder bergauf, die zuvor bergab gegangen waren, näherten ſich mit feſten Schritten und blieben vor unſern Wanderern ſtehen.

„Meine Herren, erlauben Sie: wohin gehen Sie?“ ſagte derjenige unter den Blauen, der unter ihnen der Vornehmſte ſchien.

„In die Bayards, bergab!“ antwortete Florian.

„So werden wir die Ehre haben, Sie zu begleiten; auch möchten wir Sie bitten, uns zum nächſten Kaſtellan oder Maire zu führen, falls Sie nicht für gut finden ſollten, uns Ihre Papiere und Päſſe gutwillig zu zeigen. Denn Sie ſind nicht dieſes Landes.“

„Wer ſagt Ihnen das?“ rief Georg heftig, als er Gefahr für ſeinen Freund witterte.

„Dieſes braune Wärzchen neben dem linken Ohrläppchen!“ antwortete der Blaue, und zeigte mit dem Finger auf ein kleines Muttermaal an Florians Wange.

„Und weiter?“ fragte Florian ruhig.

„Sie ſind der Gefangenſchaft entſprungen, der Mörder vom Kameraden dieſes Soldaten!“ entgegnete der Blaue, und zeigte auf einen der Seinigen, in welchem Florian wirklich einen der Wächter erkannte, die er vor Pontarlier gelaſſen hatte.

„Der Herr wird's nicht läugnen!“ rief der Soldat, nahm den Hut ab und zeigte eine ſchwarzbepflaſterte Stelle über ſeiner Stirn.

„Und wenn ich's nicht läugne?“ ſagte Florian.

„So werden Sie mit uns zum nächſten Kaſtellan gehen,“ erwiederte der Anführer; „denn wir verlaſſen Sie nun nicht wieder.“

„Wetter!“ ſchrie Georg, und ſprang zornig vom Felsblock: „Wiſſet, ihr Herren, Ihr ſtehet nicht auf franzöſiſchem Boden, ſondern auf Neuenburger Grund. Ihr

ſeid Fremdlinge, und man würde Euch übel heimzünden, wenn Ihr bei uns die Sicherheit der Landſtraße ſtörtet.«

»Herr, Sie ſchweigen!« entgegnete das Haupt der Blauen, indem er den jungen Staffard gebieteriſch mit den Augen anblitzte: »Wir haben es mit dem Diſentiſer Mörder zu ſchaffen. Die Regierung dieſes Landes geſtattet die Auslieferung.«

»Eher ſollt Ihr mir Arm und Bein brechen, als ich Gewaltthat auf offener Landſtraße dulde!« donnerte ihn Georg an, ſprang ſeitwärts und riß einen Pfahl aus dem Boden: »Packt Euch! Fort, den Berg hinab!« brüllte er, und wies gegen das Thal Brevine.

Die Franzoſen ſchienen nichts weniger als gelaunt zu ſein, dem guten Rath zu folgen. Einige lachten, Andere riefen: »Stopft ihm doch das unverſchämte Maul!« — Es bekümmerte ſich keiner im Ernſt um ihn, ſondern man ging dem ſchweigenden Florian näher, der ſich ganz gemächlich vom Steinſitze erhob und ſeinem Freunde zurief, kaltes Muths zu bleiben.

»Sie begleiten uns alſo zum Kaſtellan?« ſagte der Hauptmann der Blauen, der einem Gendarme oder Douanier ähnlich ſah, zu Florian.

»Mein Herr,« erwiederte dieſer, »ich werde gehen, wohin mir's gefällt, und Sie werden gehen, woher Sie gekommen ſind. Ich liebe Freiheit und Gleichheit, zumal bei Ihnen und Ihresgleichen!«

»Fort,« brüllte Georg die Franzoſen an, »oder es gibt blutige Köpfe!« Ein Schwung, den er mit Fauſt und Pfahl durch die Luft machte, ſchien ſeiner geſetzgebenden Donnerſtimme die vollziehende Gewalt beifügen zu ſollen. Allein zwei der Blauröcke faßten ihn bei den Armen und hielten ihn ſo feſt, daß er ſich nicht bewegen konnte. Als Florian die Stellung Georgs ſah, wie er ſich wand und krümmte, von der unerwarteten Umarmung frei zu werden, rief er mit einer Löwenſtimme: »Laßt ihn los!« Bei dieſen Worten verſetzte er dem vor ihm ſtehenden Haupt-

Digitized by Google

mann der Blauen mit dem Fuße einen ſo kräftigen Tritt gegen den Leib, daß der lange Herr Athem und Gleichgewicht verlor, drei Schritte rücklings ſchwankte und wie eine gefällte Tanne zu Boden ſchlug. Im nämlichen Augenblicke hatte er einem der Blauen, die dieſem zur Seite ſtanden, mit den gewaltigen Fäuſten Bruſt und Achſel gepackt, und rechts, dann eben ſo den andern links zur Erde geſchleudert, daß der Boden erdröhnte und der Staub auffuhr. Der eine lag wie todt da; der andere, von der Wucht des Sturzes fortgeſchwungen, rollte wie eine Walze den Rain des graſigen Hügels hinab, und blieb drunten im Gebüſche von Buchen und Ebereſchen hangen. Als dies diejenigen ſahen, welche, wie die Schlangen Laokoons, den wüthenden Georg mit ihren Armen umſtrickt hielten, ließen ſie ihn los nnd liefen mit ſchnellen Füßen bergab, den grünen Flächen des Brevinethals zu; vergebens ſetzte ihnen Georg eine Weile mit hochgeſchwungener Keule und weithallenden Verwünſchungen nach.

Wie er zurückkam, ſah er ſeinen Freund ein Tuch um den blutigen Kopf des wieder aufgeſtandenen Hauptmanns binden, während der rechts zu Boden geſchmetterte Soldat ſchüchtern und ächzend mit der Betheurung herbeinahte: ihm ſeien alle Rippen im Leibe gebrochen. Er hinkte gekrümmt herbei, ſein Geſicht, vom Staub, in dem er gelegen, zur Hälfte graugelb gefärbt. Auch der von der Anhöhe abwärts Gerollte taumelte wie ein Berauſchter; ſein Antlitz war bleich, wie das eines Todten.

„Sie hätten uns,“ ſagte Florian höflich zum Hauptmann, „Sie hätten uns dieſe kleine Jahrmarktsſzene füglich erſparen können. Ich liebe dergleichen nicht.“

„Beim Teufel!“ ſtöhnte der Hauptmann, „Sie ſcheinen an ſolche bäuriſche Schlachten gewöhnter zu ſein, als ich. Was mich betrifft, mein Herr, ich bin Soldat und pflege mit andern Waffen, als mit groben Fäuſten, zu fechten. Hätt' ich die Klinge bei mir, Sie ſollten mir tanzen lernen.“

Digitized by Google

„Sie ſind ſehr gütig!“ verſetzte Florian: „Ich tanze die Françaiſe ſchon ziemlich: aber mit der Klinge würd' ich Ihnen eine Griſonne aufſpielen, an der Sie vielleicht kein Gefallen fänden. Einsweilen haben Sie die Gewogenheit, Ihren Weg nach la Brevine fortzuſetzen.“

„Wo ſind meine andern Leute? Es fehlen deren noch zwei!“ ſagte der Hauptmann, und ſuchte mit den Augen, ohne den Kopf zu wenden.

„Vorausgeſprungen, Ihnen in la Brevine das Nachteſſen zu beſtellen. Eilen Sie, die Suppe wird kalt!“

Der Hauptmann entfernte ſich langſam, blieb wieder ſtehen, wandte ſich und ſagte: „Mein Herr, hüten Sie ſich, mir zu begegnen, denn ich werde Sie ſuchen und Ihnen an einem ſchönen Tage den Degen in den Leib rennen. Ich heiße Larmagne. Vergeſſen Sie mich nicht.“

„Ich glaube, es ſei unnöthig, Ihnen die zärtliche Gegenbitte zu erwiedern!“ verſetzte Florian.

Der Hauptmann und ſeine Gefährten ſchlichen fluchend davon, den Berg nach dem Brevinethal hinab; Florian und Georg wanderten in entgegengeſetzter Richtung den Bayards entgegen, in Geſprächen über das Abenteuer.

Schon war es Nacht, als ſie auf der Feenhalde zu Staffards gaſtlichem Hauſe gelangten.

## 12.

## Heimiſchwerden.

Erſt am folgenden Morgen bemerkte Florian die Aufmerkſamkeit ſeiner gütigen Wirthe in Verzierung ſeines Wohnſtübchens. Zwiſchen den innern und äußern Fenſtern blühten Roſen, Nelken und Hortenſien. Ein niedliches Schreibſchränkchen von Nußbaum- und Ahornholz, zierlich eingelegt und gebeizt, mit zahlreichen Schubfächern, ſtand ſeitwärts. Ueber den Tiſch lag eine dunkelgrüne Decke gebreitet, mit Blumenwerk am Rande geſchmackvoll geſtickt.

Digitized by Google

Das Bett, mit feinen, ſchneeweißen Ueberzügen, die Kopfkiſſen mit dunkelgrünen Seidenquaſten geſchmückt, ſtand neben der Thür. Ein großer Spiegel mit vergoldetem Rahmen hing zwiſchen den von weißen Umhängen halb verſchatteten Fenſtern nieder. So viel Zierlichkeit und Aufwand hätte Florian nie in dem hölzernen Bauernhauſe, am wenigſten in der Einöde des Gebirgs, vermuthet.

„Freund!“ ſagte der alte Staffard: „Was die Natur verſagt, muß die Kunſt gewähren. Wir haben bei uns zu Lande einen Winter von acht bis neun Monaten; da ſind wir in die kleinen Stuben eingebannt, und müſſen uns die enge Welt verſchönern, wie wir können. Italiener, Spanier und ſchon Franzoſen dürfen den größten Theil des Jahres im Freien leben, darum ſind ihre Wohnungen vernachläſſigt. Der Süden kennt den Reiz des öffentlichen, der Norden, zum Erſatz, die Süßigkeit des häuslichen Lebens. Wehe dem armen Menſchen, der beides entbehrt! Und wahrlich, lieber Freund, uns Hochländern iſt ein ſchöner Kunſtſommer im Winter am Ende ſo reizvoll, als den verbrannten Südländern ein Kunſtwinter in ihrer Sommergluth.“

Der alte Staffard und Georg führten ihren Gaſt durch den weitläufigen, hölzernen Palaſt umher. Da zeigten ſie ihm die langen Viehſtälle im Haupt- und Nebengebäude, die weiten Räume zur Aufbewahrung des Heues in den langen Wintern, die großen Käſemagazine, die kühlen Milchkammern und alle Einrichtungen ihres ländlichen Gewerbes. Vormals hatte Staffard einen ſtarken und großverbreiteten Handel mit Uhren und Spitzen getrieben. Sein Sohn war zwei Male, er ſelbſt fünf Male in Amerika geweſen. Sie hatten Europa lange Zeit in allen Richtungen durchzogen, endlich aber, nach Erwerbung anſehnlichen Vermögens, das unruhige Leben aufgegeben und Ländereien im Thale wie auf den Bergen angekauft für ihre Heerden.

Digitized by Google

Der alte Staffard galt bei ſeinen Nachbarn als reicher, vielerfahrner und ſehr verſtändiger Mann. Dabei war ſeine Gaſtfreundſchaft und Ehrlichkeit berühmt. Sein Maſtvieh und ſeine Käſe, die als feiner Greyerzer nach Frankreich und England gingen, wurden von den Fremden geſucht. Junge Künſtler und Anfänger, die aus den Thälern zu ihm heraufkamen, guten Rath oder Geldanleihen zu verlangen, kehrten ſelten unzufrieden von ihm zurück. Florian bemerkte bald die ungekünſtelte Hochachtung, welche dem Greiſe in der Feenhalde überall entgegenkam, da ſie mit einander des Morgens auf die Höhen ſtiegen, um die zerſtreuten Heerden zu beſuchen. Aus jeder Hütte ſcholl ihm der freundliche Gruß zu, und aller Orten mochte man ihn gern mit freundlichem Geſchwätze feſthalten.

„Wahrlich, ihr ſeid hier glückliche Menſchen!“ ſagte Florian, als er von der Höhe herab das ſtille Friedensthal mit den zerſtreuten Hütten in den baumloſen, grasreichen Wieſen überſah, und dieſe Ruhe des Volks mit den Unruhen und Schrecken verglich, welche der Krieg der Franzoſen und Oeſterreicher in die Thäler von Graubünden gebracht hatte.

„Jeder iſt es, der es ſein will!“ ſagte der Alte: „Es fehlt auch nicht an Unglücklichen unter uns.“

„Die es ſind,“ erwiederte Florian, „ſind es durch eigene Schuld.“

„Wie überall und wie immer; außerdem ſind alle Menſchen glücklich!“ ſetzte Staffard hinzu.

„Doch muß man auch nicht läugnen, daß äußere Verhältniſſe gute Stützen des Lebensglückes ſind!“ entgegnete Florian.

Der Alte ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Nein, das eben iſt eins der heilloſen Vorurtheile, aus welchem der Menſch ſein bitterſtes Verderben ſchöpft. Kein Stand, kein Reichthum, keine Armuth, keine Ehre, keine volle Tafel, durchaus nichts, was zu Umgebungen gehört, trägt zum Glück oder Unglück bei, ſondern unſere Anſicht

der Umgebungen. Wiſſen Sie nicht, daß Könige auf Thronen ihre Tage verwünſchen und Märtirer auf Scheiterhaufen Freudengeſänge anſtimmen können, wenn ſich die rothen Flammen über ihrem Haupte wölben?"

"Gut, Vater Staffard; wie aber, wenn fremde Heere in dieſe ſtille Welt einbrechen, wenn ſie Ihnen den Sohn tödten, die Heerden rauben, die Häuſer verbrennen?"

"Nun ja, ich verlöre allerlei!" Mein Sohn aber kann ſterben, ohne daß fremde Heere dazu nöthig ſind, und der Tod iſt kein Uebel. Es gibt kein Unglück, als das Schlechte, was wir thun. Aber auch Verweichlichung, auch Verwöhnung iſt ſchlecht."

"Sie werden bei dieſer Philoſophie..." ſagte Florian.

"Halt, ſagen Sie Chriſtenthum!" unterbrach ihn Staffard.

"Gut. Sie ſind aber, wie ich ſehe, bei dieſem chriſtlichen Sinne gegen äußeres Wohlanſtändige und Erfreuliche keineswegs gleichgültig!"

"Wie ich in mir bin, ſo will ich die Umwelt ſehen!" erwiederte der Alte. Darum iſt die Welt ſchön, weil Gott das Schönſte iſt. Niemand macht aus dem, was er behandeln kann, etwas Anderes, als er ſelbſt iſt. Der Ehrgeizige will Anbeter, der Deſpot Sklaven, der Unverſtändige Unverſtändiges, der Narr Närriſches, der Aufgeklärte Aufklärung, der Freie Freiheit. Wie könnte einer das Erfreuliche verſchmähen, ohne ſich ſelbſt zu verſchmähen!"

Florian erſtaunte über die Lebensweisheit des Landmanns, und gefiel ſich, durch Spruch und Widerſpruch die Urtheile deſſelben über hundert Dinge hervorzulocken.

"Sie haben Recht, Vater Staffard," ſagte er, "was ich hier ſehe und vernehme, ſagt auch meinem Gemüthe zu; ich finde hier einen großen Theil meines innern Lebens in das Aeußere, Wirkliche hinausgeſtaltet, alſo ganz eins mit mir. Hier kann keinem Weichling, keinem Schwelger, keinem Trägen, keinem Wollüſtling, keinem Tyrannen wohl ſein. Wenn ich in dieſen unfruchtbaren

Höhen die Volksmenge und deren Wohlſtand, in dieſen hölzernen Hütten die gefällige Reinlichkeit und das Zierliche, in dieſen Wieſenlandſchaften die ſtädtiſche Bildung der Hirtenfamilien, in dieſen abgeſchiedenen Einſamkeiten den wundervollen Kunſtfleiß, in dieſem weitverbreiteten Wohlſtand die Nüchternheit und Mäßigung der Menſchen ſehe, muß ich bekennen, dieſes Ländchen iſt das glücklichſte von allen Schweizerlandſchaften.«

»Nicht doch, Freund!« fiel ihm der alte Staffard ins Wort: »Sagen Sie vielmehr, Sie glauben ſich in dieſen Verhältniſſen glücklicher, als in jeder andern Schweizerlandſchaft, wo minder Gewerbsfleiß, Lebensverſchönerung, Sitteneinfalt und Verſtandesbildung iſt. Tauſend Andere würden bei uns nicht glücklich ſein, würden beim Anblick dieſes armen Landes und ſeiner kunſtſinnigen Bewohner die Achſel bedauerlich lüpfen und ſeufzen: es iſt eine geräumige Zucht- und Arbeitsanſtalt! — Jeder ſpricht über Lebensverhältniſſe nur das Urtheil von dem, was er ſelber iſt und taugt.«

»Wodurch aber hat in dieſen unwirthbaren Gefilden das Volk ſolche Vortrefflichkeit gewonnen?« fragte Florian.

»Wodurch alle Völker das Beſſere gewinnen!« antwortete Staffard: »Herbe Noth iſt die erfindungsreichſte Lehrerin, und Freiheit die regſamſte Gehilfin. Hier ſind Moore, Sümpfe, Felſen und lange Winter; aber hier iſt Arbeit und Talent frei; hier kein Zunftzwang, kein Druck von Abgaben, keine Quälerei von Verordnungen, Edikten und vom Hummelſchwarm hungriger Beamten. Wir haben einen mächtigen Fürſten, aber er lebt mit ſeinen Höflingen und ſeinem Glanze einige hundert Stunden von uns entfernt; faſt nichts haben wir zur Beſtreitung ſeiner Pracht zu zahlen. Er iſt unſer mächtiger Schirmherr; doch unſer wahrer Fürſt iſt das Geſetz, welches wir uns ſelbſt geben.«

Unter ſolchen Geſprächen wandelten die Freunde durchs Thal während des ganzen Morgens. Staffard zeigte an

den Berghöhen ſeine Heerden. Er hatte dreißig bis vierzig Stück Kühe zweien Pächtern oder Kühern übergeben, welche den Milchertrag vom Vieh in einer gemeinſamen Sennerei zu Butter und Käſe verwandeln mußten. Er zeigte ihm die weitläufigen Einhägungen von Wieſenland, wo mit Hülfe des Düngers höherer Graswuchs erzwungen ward, um Winterfutter zu erhalten, oder wo nach dem Schmelzen des Schnees Haber und Gerſte in kleinen Aufbrüchen geſäet ward, nie ohne Furcht, daß die Schneewolken des Septembers Alles wieder vernichteten.

13.

## Das Haus Bell.

Als der Nachmittag gekommen war, führte Herr Staffard ſeinen Gaſt zum Hauſe der Frau Bell, wohin Georg ſchon voraus war. Der Weg zog ſich zwiſchen kleinen begraſeten Hügeln, vermuthlich nur herabgerollten Felsblöcken, mit Erdrinde überzogen, gegen den Berg und gegen eine nackte, weit umher ſichtbare Wand von graulichgelben Kalkfelſen. Man hatte faſt eine Viertelſtunde dahin. Der alte Staffard erzählte von Claudine, der Braut ſeines Sohnes, und mit Wohlgefallen von ihrer Wirthlichkeit, ihrem Heiterſinn und dem wunderlichen Eigenſinn ihrer Mutter, der Frau Bell. „Claudine wäre längſt Georgs Weib und meine Schwiegertochter,“ ſagte der Alte, „wenn nicht vor dreißig Jahren der Hochzeittag der Frau Bell am zwölften Oktober geweſen wäre, der zufällig auch ihr Geburtstag, und wieder Claudinens Geburtstag, und der Sterbetag ihres Mannes, und der Himmel weiß, was noch ſonſt für ein Tag iſt. Sie meint, der Himmel knüpfe alle Wichtigkeiten ihres Lebens an dieſen Tag, und ſie glaubt feſt, er werde auch ihr Sterbetag werden. Die Weiber haben alleſammt gewiſſe heilige Grillen, die ihre heimliche Religion ſind, und in der ſie feſter ſtehen, als in der, die ſie beim Pfarrer lernen.“

Stafford ſagte noch vieles, aber Florian hörte immer weniger, je näher ſie dem Bellſchen Hauſe kamen, das ſich in breiter Bequemlichkeit vor ihnen neben der Einhägung eines Gemüſegartens hinlagerte. Ihm war hier Arkadien, wo unter den Schindeldächern der Hirten Göttinnen wohnten. Ein warmer Schauer umflog ihn, als ſie durch die ſaubere Küche in ein niederes, aber zierliches Zimmer traten.

Frau Bell empfing die Kommenden mit geſchäftiger Höflichkeit. Obgleich ſchon den Fünfzigern nahe, verriethen ihre feinen Züge, daß ſie in den Blüthentagen der Jugend nicht minder reizend als ihre ſchöne Tochter Claudine geweſen, die jetzt Hand in Hand in bräutlicher Seligkeit neben einem kleinen Klavier bei Georg ſtand und den Fremdling Florian grüßend muſterte. Frau Bell wiſchte mit reinlichem Tuche einige Strohſeſſel, lud die Gäſte zum Niederſitzen und fädelte ſogleich das Geſpräch mit dem Fremden an. Um ihre Haube trug ſie ein ſchwarzes Trauerband, um den Hals ein Tuch von ſchwarzem Krepp, zum Gedächtniſſe ihres vor fünf Jahren verſtorbenen Mannes. Mehr als Band und Tuch aber ſprach eine milde, wittwenhafte Schwermuth, in welcher ſich ihre natürliche Freundlichkeit, wie die heitere Sonne im Regengewölk, brach.

Man hatte ſich kaum einige Minuten lang unterhalten, als die Thür aufging und Hermione eintrat im einfachen Hauskleide. Ein ſchneeweißes Morgenhäubchen, deſſen breiter Spitzenſchmuck über Stirn und Wangen nebelhaft hinſank, hinderte die Fülle der goldigbraunen Locken nicht, ſeitwärts an den Schläfen und am Halſe ſpielend hervorzuſchleichen. Als ſie den Fremdling erblickte, der ihr nicht fremd war, hätte man glauben ſollen, ein Strahl der Abendröthe falle durch die Fenſter. Alle bemerkten es, Claudine am meiſten, Florian gar nicht.

Das Geſpräch aber wandelte bald zu den wichtigen Ereigniſſen des Tages und zu den kriegeriſchen Unruhen

Digitized by Google

der Nachbarſchaft über. Wallenſtadt am See, zwiſchen himmelhohen Felſen, war, der Sage nach, in Flammen verſchwunden; der Erzherzog Karl mit den Oeſterreichern ins Herz der Schweiz eingedrungen; die Walliſer hatten ſich aus ihren Bergen aufgemacht, Ruſſen und Deutſche gegen die Franzoſen zu unterſtützen; die Glarner, der Abt von St. Gallen, die Rathsherren in Zürich und Schafhauſen wollten unter dem Schutze der öſterreichiſchen Bajonette ihre alte Oberherrlichkeit und die alte leibeigene Unterthänigkeit des Landvolks verjüngen, während die helvetiſche Regierung in Bern, alles Vertrauens verluſtig, Miene machte, im Sack und in der Aſche Buße zu thun; denn ſie verminderte eilfertig ihre eigenen Gehalte, legte ihre außerordentlichen Vollmachten ab, ließ die aufgebotenen Milizen in die Heimathen gehen, und wollte keine Todesſtrafen gegen politiſche Verbrechen.

„Ganz billig,“ ſagte Staffard, „denn politiſche oder religiöſe Grundſätze, und die Handlungen, die daraus ſtammen, laſſen ſich nach keinem menſchlichen Geſetze beurtheilen, wie Todtſchlag, Diebſtahl oder ein anderes Verbrechen. Oder nach welchem Recht will man das mit dem Tode ſtrafen, was in einem andern Gebiet, einen Büchſenſchuß weiter, das höchſte Recht iſt? Politiſche Parteien in einem Lande ſind freilich gegen einander auf dem Kriegsfuße; aber man muß die Ueberwundenen nicht tödten, ſondern gleich Kriegsgefangenen behandeln.“

„Ha, Vater,“ rief Georg, „es iſt bei den Schweizern, oder vielmehr bei ihren Regierern, Feigheit vorn und hinten. Sie wollen nur das Meſſer, welches ſie für andere geſchliffen haben, wegwerfen, weil ſie fürchten, ſelber damit abgeſchlachtet zu werden.“

„Schmach über uns!“ ſeufzte Florian: „Wir Schweizer ſind ſtumme Werkzeuge gegenſeitigen Verderbens in der Fauſt der Fremden geworden. Wollen Franzoſen und Oeſterreicher nicht eigenen Vortheils und eigener Gefahr willen die Schweiz in alter Selbſtſtändigkeit aufrichten, ſo

hat Europa keine Schweiz mehr. Dahin hat es Erbärmlichkeit der Rathsherrenweisheit und kleinſtädtiſchen Pfiffigkeit bei den entarteten Eidsgenoſſen gebracht.«

Die Frauenzimmer ſahen die tiefe Traurigkeit, welche aus dem Innern des Gemüthes ſich über ſein Antlitz verbreitete.

»Männer ſollten eigentlich niemals wehklagen,« ſagte Claudine, »ſondern nur zürnen oder handeln. Das geziemt den Göttern und allen Starken. Die Thräne und der Seufzer gehört uns Weibern an, weil nur Ohnmacht eigentlich unſere Stärke gegen Götter und Menſchen iſt. Und Sie, mein Herr, gehören gewiß zu den Starken, wenn nicht zu den Göttern. Sie haben es Hermionen und mir auf der Höhe von St. Sulpice bei der Kette bewieſen.«

»Es iſt die Frage, wer droben von uns der Stärkere geweſen!« erwiederte Florian.

»Allerliebſt!« rief Claudine: »So hätten wir Mädchen Ihnen wohl gar Furcht eingeflößt? Nein, nein, dies machen Sie uns nicht glauben. Keine von uns hätte den Muth, ſolchem Kettenſpanner den Fehdehandſchuh hinzuwerfen.«

»Sie haben ihn hingeworfen!« verſetzte Florian, und zog den Handſchuh hervor, den er in der Kirche von Neuenburg gefunden: »Ich ſtelle ihn aber der Eigenthümerin in aller Ehrfurcht zurück.«

Sobald Claudine Hermionens verlornen Handſchuh erkannte, reichte ſie ihn der Freundin unter ausgelaſſenem Gelächter, fiel ihr lachend um den Hals, flüſterte ihr ein paar Worte ins Ohr, und lachte noch unbändiger. Hermione dagegen verbarg ihre Verwirrung unter einem erzwungenen Lächeln. Schämig und mit leiſen Worten dankte ſie dem Finder; dann ſetzte ſie hinzu: »Wie konnten Sie aber wiſſen, daß er mir oder Claudinen gehöre? Ich hatte ihn ſchon in den Straßen von Neuenburg, glaub' ich, verloren.«

Florian erzählte von ſeinem Gang in die Kirche. Der Zufall und die Wendung, welche ihm Florian im Geſpräch gegeben, beluſtigte Alle; nur Hermione blieb ſtill, und heftete von Zeit zu Zeit ihre Augen ſinnend auf den Handſchuh, und beachtete kaum, wie die Unterhaltung munterer wurde.

Frau Bell hatte inzwiſchen den Abendthee ins freie Grüne tragen laſſen. Hier erweiterte ſich, wie der Anblick der Natur, das geſellige Geſpräch über die Angelegenheiten, nicht des Tages, ſondern des Lebens. Selbſt Hermione gab ihr Wort dazu, und was im engen Zimmer einander fremd geblieben, neigte ſich nun einander in vertraulicher Offenheit entgegen. Man ſieht inner den Stubenwänden mehr auf das, was bürgerlichen und häuslichen Verhältniſſen geziemen muß; im Freien, neben der heitern Hoheit und dem Ernſte der ewigen Natur, wird alles Zeremoniel kleinlich und die ſteife Etikette faſt lächerlich.

Schwerlich hätte Florian im Zimmer ſich zu Hermionens Füßen gelagert; ihr ſchwerlich Hand oder Arm zum Luſtwandeln geboten; ſchwerlich allein zu ihr ſein Wort gerichtet. Aber im Freien geſchah es, als Staffard mit Frau Bell, Georg mit Claudinen vorangingen.

Man trennte ſich erſt ſpät. Florian hatte vergeſſen, daß er auf dieſen Höhen des Jura als Flüchtling wohne.

---

## 14.

## Die Erklärungen.

Einförmig und ſtill, wie die Berglandſchaft, aber darum nicht minder anmuthig, war die Lebensart auf der Feenhalde. Vater Staffard beſorgte den größten Theil des Tages die Geſchäfte des Hauſes und die Aufſicht über die ländliche Wirthſchaft, oder ſchrieb Handelsbriefe nach Frankreich, Italien und andern Ländern. Denn er beſchäftigte manche arme Haushaltung in den benachbarten Thälern

Digitized by Google

des Fürſtenthums, die für ſeine und der Frau Bell Rechnung Spitzen klöppelte. Allwöchentlich reiſete Georg durch die Thalſchaften, um Arbeiten und Beſtellungen anzuordnen oder die Arbeiter zu bezahlen. Florian dagegen, der ſich in Neuenburg mit Büchern verſehen, verlebte einen beträchtlichen Theil ſeiner Stunden bei dieſen, oder bei Auflöſung mathematiſcher Aufgaben, die er ſich ſelber gab. Er verließ die Feenhalde nicht mehr, aus Beſorgniß, der Polizei verrathen zu werden. Die Nachmittage und Abende wurden gewöhnlich von ihm und den beiden Staffarden bei Frau Bell, oder von der Familie Bell im Staffardſchen Hauſe zugebracht, wo auch in der Regel allwöchentlich einmal, unterſtützt von muſikaliſchen Nachbarn, ein Konzert auf Blaſeinſtrumenten gegeben wurde. Florian ſpielte die Flöte, und nicht ohne Beifall.

Das Verhältniß, in welches er, bei täglichem Umgange mit Hermione gerathen mußte, war ſo reizend, und dabei doch ſo fremdartig, daß er ſich darin ſelbſt nicht begreifen konnte.

Die Leute in der Feenhalde wußten bald, was ſich Hermione und Florian einander galten. Der alte Staffard meinte: „Er iſt ein rechtſchaffener Mann. Laßt ihn ſeinen Gang gehen. Miſche ſich Keiner in den Handel!“ Frau Bell hingegen hatte keine geringe Luſt, ſich in den Handel zu miſchen, denn das Loos ihrer Nichte konnte ihr nicht gleichgültig ſein. Sie vertrat bei derſelben Mutterſtelle. Sie hätte gern mehr über den Flüchtling erfahren. Claudine und Georg ihrerſeits waren ſogleich eins, Florian und Hermione könnten ein Paar geben. Claudine wünſchte nicht inbrünſtiger, ihre Geſpielin glücklich zu wiſſen, als Georg es ſeinem Freunde.

Genug, Alle waren in den Angelegenheiten des oft beſprochenen Pärchens ſchon weiter vorgegangen, als die Hauptperſonen ſelbſt.

„Ei, Närrchen, du liebſt ihn!“ ſagte Claudine zum Fräulein Delory: „Kannſt du es läugnen? Seit du ihn

im Garten von Reichenau, dann in den Straßen von Chur geſehen! Denke, wie er dir droben bei der Kette erſchien! Denke an deinen Morgentraum vom verlornen Handſchuh, und wie dir ward, als er ſich erfüllte!«

»Gott entſcheide!« ſagte Hermione mit gefalteten Händen und zum Himmel gewandten Augen, wie eine Betende.

»Du machſt mir bange, Hermione. Was hat er dir ſeit geſtern Leides gethan?«

»Er kann mir nichts Leides mehr thun. Er hat mich vernichtet. Das Schickſal ſtieß an mein Leben, und es zerfloß in das ſeine, wie ein zitternder Thautropfen in den zweiten.«

»Nun alſo verſtehen wir uns. Das heißt, du kannſt nicht mehr ohne ihn leben?«

»Glaube mir doch, Claudine, was du Liebe nennſt, was Andere aus Wahl, aus Neigung, aus Berechnung thun, iſt über Florian und mir wie Geſetz der Naturnothwendigkeit. Aller eigene Wille endet. Ich mußte mit ihm zuſammentreffen; ich mußte ihn allenthalben finden, wenn ich ihn meiden wollte, mußte, um an ihn verloren zu gehen.«

»Nun, das heiße ich vernünftig geſprochen, du kleine Philoſophin, wenn ich anders Vernunft genug habe, dein Kauderwelſch zu begreifen. Du gibſt übrigens zu, hoffe ich, daß jedes Mädchen gern auf dieſe Art verloren geht, wie du und ich verloren gegangen ſind. Man gewinnt ſich ſelbſt dabei um hundert Prozent reicher zurück. Ich liebe, du liebſt, er liebt, wir lieben, ihr liebet, Alle lieben!«

»Claudine, du verſtehſt mich falſch. Ich bin wider Willen an ihn gefügt durch höhere Mächte.«

»Ach, du armes Ding! — Aber, wenn es nun einmal nicht zu ändern iſt, bleibt das Beſte, zum ſauern Apfel ein ſüßes Geſichtchen zu machen. O Hermione, Hermione! Denk' an den zwölften Oktober! O Hermione, wenn mein Hochzeittag der deinige...«

Bei dieſen Worten drängte Hermione Claudinen mit vorgeſtreckter Hand von ſich ab, während ſie das Geſicht tief gegen die Bruſt ſenkte und rief: „Nur das, o das ſage nicht wieder! Ich könnte jedes Andern Weib werden. Ich mag den Gedanken nicht ohne Abſcheu denken, — — nein, brich ab. Wir reden nicht wieder davon.“

Claudine lachte laut auf, und doch konnte ſie ſich nicht enthalten, ihre Freundin voll Mitleiden und Erſtaunen anzuſtarren.

Ungefähr eben ſo erſtaunt war Georg, wenn er mit Florian die gleiche Angelegenheit behandeln wollte. Der junge Bündner ſträubte ſich, von dieſer Liebe zu reden, oder an Hermionens Liebe zu glauben.

„Unter uns geſagt, Florian, du biſt ein wunderlicher Kauz. Du liebſt ſie!“

„Wie alles Schöne und Gute; wie du es liebſt, Georg, du ſelbſt.“

„Hm, ich denke, Claudine würde mich doch höflichſt erſuchen, zwiſchen Lieben und Lieben einen kleinen Unterſchied zu machen. Ich begreife nicht, warum du dich ſträubſt, Glücklicher!“

„Nenne mich nicht glücklich.“

„Aber ich weiß von Claudine, ſie kennt dich längſt, dieſe ätheriſche Hermione. Schon im Garten von Reichenau hatteſt du ihre Eroberung gemacht; dann auf dem Platze in Chur, wo du unter Hermionens Fenſter einen belaſteten Bauerwagen auf die Seite warfſt, und dem Bauer aufs Maul gabſt, weil er einem Wagen voller verwundeter Franzoſen nicht ausweichen wollte.“

„Wie? Unter Hermionens Fenſter war es?“

„Sieh, Florian, ſie hat nichts vergeſſen; ſogar nicht das braune Muttermälchen da, neben dem Ohrläppchen. Ja, Claudine wußte von dir ſchon durch ſie, ehe ihr euch bei der Kette geſehen hattet. Im Traum ſogar ſah Hermione dich ihren verlornen Handſchuh zurückbringen. Was

Digitized by Google

willſt du mehr? Und wenn Alles nicht gelten ſollte, ſo würde das Zeugniß aller Augen und Ohren gelten.«

»Wäre es möglich,« ſagte Florian vor ſich hinſtaunend, »was ich doch nie glauben werde — wäre es — ſie fühlte eine erwachende Neigung für mich — — dann, ja morgen flöhe ich aus euerm Lande, um eine Heilige nicht zu betrüben. Ich flöhe; durch mich ſollte ſie nicht unglücklich werden.«

»Unglücklich?«

»Wie ſollte es enden?«

»Wie mit Claudinen und mir. Du biſt unabhängig; du biſt begütert. Fräulein Delory hat unabhängiges Vermögen. Ihr Stiefvater ſoll ein vortrefflicher Mann ſein. Folglich ...«

»Ach, Georg!« rief Florian: »Ich ſollte es eigentlich nicht ſagen, aber ich muß es ſagen: hebe dich von mir, Satanas! Ich bin ein Geächteter, ein Flüchtling. Das Vaterland hat noch Anſprüche auf mein Blut. Ich denke nicht an Ruhe und Vermählung, bis Graubünden vom Joche der Ausländer frei ſteht. Und wer iſt Bürge, daß man nicht daheim mein väterliches Gut konfiszirt, gleichwie man ſchon das Vermögen meiner Verwandten im Veltlin konfiszirte? Ich erwarte die Tage des Friedens und der Unabhängigkeit; dann erlaube ich mir's, an häusliches Glück zu denken. Es gibt für den Schweizer kein Hausglück ohne Vaterlandsglück.«

Georg ſah in das flammende Geſicht des Bündners, umſchloß ihn mit den Armen und rief: »Du biſt ein Mann, wie du ſein ſollſt, Florian, aber du liebſt!«

»Nun denn, ja, aber wie der Mann lieben ſoll, mit Heiligkeit und Seelengröße.«

Seit dieſem Geſpräch wagte Georg nie wieder, ein ähnliches mit Florian anzuſpinnen. Auch Claudine hütete ſich, Hermionen auszuſpähen. Man ließ die »beiden wunderlichen Leutchen,« wie man ſie hieß, gehen, wie ſie wollten.

---

Digitized by Google

## 15.

## Fortſetzung der Erklärungen.

Sowohl Florians als Hermionens Erklärungen wurden bald dem Vater Staffard und der Frau Bell bekannt, und Beide fanden darin Beruhigung. „Florian iſt ein Mann!“ ſagte Vater Staffard zu ſeinem Sohne: „Käme er als Flüchtling, fände ein hübſches Mädchen, vergaffte ſich, ſpräche von Liebe und Hochzeit: wahrhaftig, er würde ein Geck oder Abenteurer ſein.“ — Frau Bell urtheilte eben ſo. Am meiſten tröſtete ſie die entſchiedene Abneigung Hermionens, ſich über Florian auf irgend eine Weiſe vortheilhaft zu äußern; und daß das Fräulein ihm, wie jedem Gleichgültigen, weder auswich, noch entgegenging, ja ſogar eine heimliche ſtolze Furcht vor ihm blicken ließ.

Der alte Staffard aber lächelte dazu. Sein geſunder, kräftiger Menſchenverſtand löſete das Räthſel auf andere Weiſe, als es Frau Bell löſen wollte. „Liebe Nachbarin,“ ſagte er zu dieſer, „es iſt nicht Alles ohne Gefahr dabei. Ich will mich auf Florian zehn Jahre verlaſſen, er iſt ein Mann; auf Hermionen verlaſſe ich mich keine zehn Minuten, ſie iſt ein Mädchen. Sie liebt, und ihr Mädchenſtolz empört ſich gegen ihre Neigung. Die kleine Königin will ſich gegen ſich ſelbſt rechtfertigen. Sie erklärt: ich liebe ihn nicht, aber ich bin ihm durch Gewalt übernatürlicher Schickſale wie zugeworfen. Ihr wiſſet ja, die Schwärmerin findet alles übernatürlich. Sie lebt mit ihrem Köpfchen in einer andern Welt. Und ſo ſeid ihr Weiberchen alle. Jedes von euch iſt Stifterin einer neuen Religion, einer neuen Philoſophie, einer neuen Poeſie. Die Alltagswelt iſt euch zu gemein; ihr müſſet ſie mit Wundern füllen. Frau Morne geht mit Geiſtern um. Hermione ſchwimmt überall im göttlichen Walten. Sie ſelbſt, Frau Bell, haben Ihren geheimnißreichen zwölften Oktober und andere Schickſalstage. Meine Frau, Gott habe ſie ſelig, faßte keinen Entſchluß, ohne ihr Orakel zu fragen, nämlich eine Stelle

der Bibel, die zuerſt im aufgeſchlagenen Buche ihrem Auge begegnete. Sogar die leichtſinnige Claudine kann ſchwerſinnig werden, wenn ſie einen Traum gehabt hat, der ihr bedeutſam ſcheint.«

Frau Bell, ein wenig gereizt durch Staffards Unglauben, ſagte: »Lieber Nachbar, Ahnung und Gefühl urtheilen oft ſicherer, als der Verſtand, welcher ſich mit dem begnügt, was das Auge ſieht und das Ohr hört. Ich kenne übrigens gar verſtändige Männer, welche die alte Morne für eine Närrin halten, und doch verblüfft daſtehen, wenn ſie Offenbarungen aus ihrem Geiſterreiche mitbringt, die über den Verſtand der Verſtändigen hinausgehen.«

Herr Staffard bemerkte, daß von ihm Rede ſei, und drückte freundlich die Hand der Frau Bell in ſeine beiden Hände: »Keinen Krieg, liebe Nachbarin! Ich geb' ja zu, daß die alte Morne zuweilen mehr weiß, als unſereins; aber ich denke, ſie findet das auf ſehr natürlichen Wegen. Denn da ſie immer umherfährt, vernimmt ſie tauſend Sachen, die wir nicht erfahren. Ohne es zu wiſſen und zu wollen, geſellt ſich in ihrem alten, welterfahrenen Kopfe zuſammen, was zuſammen gehört; ſie folgert glücklich, oft kühn; erſtaunt über ihr eigenes Wiſſen, weil ſie ſich ſelber nicht klar iſt, wie ſie dazu gelangte, und hält es für höhere Eingebung. Sie betrügt Niemanden, als auf die treuherzigſte Weiſe ſich ſelbſt.«

»Alſo glauben Sie, Freund Staffard,« ſagte Frau Bell, »die Morne habe es nur aus der Luft gegriffen, als ſie an demſelben Tage Mittags kam, und mich wegen Hermionen warnte, da Abends Herr Florian bei Ihnen einkehrte? Wie konnte ſie wiſſen, daß er im Lande ſei? Wie für Hermionens Herz beſorgt ſein, die an demſelben Tage mit Claudine in Neuenburg war?«

»Daß Florian im Lande ſei,« erwiederte Vater Staffard, »griff ſie keineswegs aus der Luft. Denn ſie hatte ihn auf dem Gipfel des Gros-Taureau gefunden; Florian hat mir's erzählt. Daß er in die Feenhalde und vielleicht

Digitized by Google

zu mir kommen würde, konnte ſie vermuthen, weil ſie dem Flüchtling ſelber angerathen hatte, Aufenthalt in der Feenhalde zu nehmen. Daß ſie Ihnen den Wink gab, über Hermionens Herz zu wachen, erkläre ich mir daraus, daß Hermione vielleicht ihr oder Claudinen einmal geplaudert und den Mann beſchrieben habe, der im Bündnerlande auf das Mädchenherz einen flüchtigen Eindruck gemacht hatte. Frau Morne erkannte den Mann ohne Zweifel aus der Beſchreibung, ſobald ſie ihn ſah.«

Frau Bell erſtaunte über die Löſung des Räthſels nicht weniger, als ſonſt über das Wunder. »Ach!« ſagte ſie mit unwilligem Lächeln, und zog ihre Hand aus Vater Staffards Händen: »Ihr Männer wiſſet euch immer den Schein des Rechts zu ſchaffen. Wir Weiber haben nur Herz, ihr immer den Verſtand. Aber ich liebe den herzloſen Verſtand nicht, der die ganze Natur zum todten Uhrwerk macht.«

»Nicht doch, liebe Nachbarin!« rief Vater Staffard: »Stiften wir Friede zwiſchen Verſtand und Herz. Darum eben ſind ſich Mann und Weib lieb und unentbehrlich, wie der Reiche und Arme in der Welt, weil nicht jeder hat, was der andere. Ich gebe ja gern zu, daß oft das Herz Recht hat; geben Sie aber auch zu, daß ſich das Herz ein wenig verirren könne.«

»Warum nicht?« erwiederte Frau Bell: »Nur mit dem Unterſchiede, daß der Irrthum des Herzens ſeliger macht, als die größte Wahrheit des Verſtandes.«

---

## 16.

## Der Traum.

Während ſich die Leutchen in der Feenhalde mit Florians Herzensangelegenheiten beſchäftigten, hatte er mit andern Dingen zu thun. Er berechnete ſeine Baarſchaft, die er mit ſich führte, zum Theil jeden Augenblick von einem der

Digitized by Google

erſten Handlungshäuſer in Baſel beziehen konnte. An Rückkehr nach Bünden durfte er nicht denken, obgleich dort die Franzoſen aus allen Thälern verdrängt waren. Aber er hatte den Parteigroll ſeiner Mitbürger zu fürchten. Er fühlte keine Luſt, nachdem er den Franzoſen entwiſcht war, ſich von den Oeſterreichern ins Tirol ſchleppen zu laſſen. Seine Güter, Wieſen und Alpen blieben ihm in der Heimath geſichert. Er hatte die Verwaltung derſelben einem redlichen Manne übergeben. Nur blieb die Frage: wohin mit ihm ſelber?

Dieſe Frage beſchäftigte ihn ſo ſehr, daß er an einem ſchönen Juniusnachmittage, da er allein gegen die Felſenhöhle luſtwandelte, Weg und Steg verlor. Er fand ſich zwiſchen Tannengeſtrüpp und Bergtrümmern; vor ihm die ſchwarzgelbliche Wand der Kalkfelſen, die er bisher nur aus der Ferne geſehen hatte.

Hier, auf einem kurzgraſigen Raſenplatz, den ein Vorſprung des Felſens beſchattete, lagerte er ſich nieder, in der Nachbarſchaft einer Höhle. Die Stille der Gebirgsgegend, durch welche von Zeit zu Zeit aus der Ferne das einförmige Silbergetön der Heerdenglocken klang, lud ihn zum Träumen und Schlummern ein.

„Flüchtling!“ ſeufzte er bei ſich, „und doch kein Verbrecher; vielleicht geliebt von der Liebenswürdigſten, und doch ohne Hoffnung des Glücks.“

So in träumender Ueberlegung, oder in überlegendem Traum, ſah er Wälder, Berge und Ebenen, Ströme und Seen vorübergleiten an ſeinen Blicken. Je feſter die weiche Hand des Schlummers ihm die Augenlieder ſchloß, je reizender wurden die fremden Landſchaften, welche um ihn her ſchwammen. Endlich erblickte er das Meer, wie es längs den Hügeln eines freundlichen, grünen Geſtades die blauen Wellen rollte. In der Ferne ſtiegen, wie auf blauen Grund gemalt, Thürme einer Stadt empor. Er wanderte dieſer wohlgemuth entgegen, als ihm eine wohlbekannte Stimme zurief. Und er erblickte ſeitwärts, von

einem Garten umgeben, ein weiſſes geſchmackvoll erbautes Landhaus, umweht von hohen Pappeln. Auf dem Balkon, welchen vergoldetes Gitterwerk, als Geländer, umzäunte, winkte ihm Hermione. Er floh zu ihr mit der Sehnſucht der erſten Liebe. Aber ſie trat ihm ſchon im Garten entgegen, wie durch einen Wald voll Lilien, und ſagte: „Nun bind' ich Sie feſt.“ Sie löſete ein breites Seidenband, welches ihren Leib umfing, und wollte ihm daſſelbe ſcherzend überwerfen. Das Band aber ward zur Schlange, welche ſich zugleich um ihn und um ſie wand, beide feſt an einander zog und, ihren eigenen Schwanz mit den Zähnen faſſend, einen lebendigen Ring bildete. Hermione that einen lauten Schrei. Er erſchrack ſo heftig, daß er vom Traum auffuhr und die Augen öffnete.

Er ſah aber auch im Wachen Hermionen noch. Er ſah ſie, von ihm abgewandt, mit ſchnellem Schritte fliehen, und noch einmal das Köpfchen während der Flucht nach ihm zurückwenden. Er ſprang beſtürzt und ſchwankend, ob Traum, empor und rief: „Fräulein, warum fliehen Sie?“

Recht ſchäferlich ſtand die erröthende Schöne ſtill, in ihrem tiefgebogenen Strohhut, am Arm ein von Weiden geflochtenes Körbchen, in der Hand einen langen, ſtarken Stab.

„Verzeihen Sie!“ ſtammelte ſie: „Ich habe Sie im Schlummer geſtört.“

„Und ich danke Ihnen, theures Fräulein!“ ſagte er. „Nichts konnte meinen angenehmen Traum angenehmer unterbrechen und fortſetzen.“

„Sie haben wirklich geträumt? Wirklich?“ rief Hermione mit Geſichtszügen, worin ſich neben ungeduldiger Neugier banger Ernſt malte, der an Erſchrockenheit grenzte.

Florian, mehr auf die Frage ihrer Geſichtszüge als ihres Mundes antwortend, ſagte: „Iſt's hier oben nicht erlaubt, zu träumen?“

— Das wohl! entgegnete Hermione: Das wohl; aber — wiſſen Sie, wo Sie träumten? — Sie zeigte mit dem Stabe gegen die Höhle.

„Warum? Niſten dort Drachen oder Schlangen?“

— Nein, ſcherzen Sie nicht. Kennen Sie jene Grotte nicht? Wiſſen Sie, welche Sage davon geht im Lande?“

„Kein Wort.“

— Es iſt der Eingang zum Feentempel. Hier waltet wirklich etwas Ueberirdiſches. Glauben Sie es nur. Und wer hier einſchlummert, empfängt weiſſagende Träume. Sie haben geträumt? wirklich geträumt?

„Wirklich, und ich bin den Feen ſehr verbunden.“

— Erſchien Ihnen ſelbſt eine?

„Allerdings, und ich glaube, die liebenswürdigſte aller Feen, die je in Tauſend und einer Nacht erſchienen ſein mögen.“

— O, laſſen Sie mich ein wenig neugierig ſein. In welcher Geſtalt?

„In der, die mir, ſo lange ich unterm Himmel wandle, immer die ſchönſte, die unvergeßlichſte und die — ach, daß ich's ſagen muß! — die gefahrvollſte bleiben muß.

— Ich möchte nur die Geſtalt der Fee kennen, die Sie im Traume ſahen, und den Traum ſelbſt.

Florian ſenkte verlegen die Augen: „Ich darf es kaum ſagen. Was fragen wir doch Träumen nach! Die Wirklichkeit iſt der ſchönſte Traum.“

— Und Sie ſchlagen mir die Bitte ab? — Wiſſen Sie, daß dieſer Traum mit Ihrer Zukunft in enger Verbindung ſteht? Wiſſen Sie, daß er belehrend, rathend, warnend ſeinen kann?

„Sie erſchrecken mich mit Ihrem Ernſte, Fräulein.“

— Sehen Sie, man nennt den Schlaf gewiß nicht ganz umſonſt den Bruder des Todes. Er iſt wirklich der Bruder. Er iſt ein halber Tod. Der Leib liegt ohnmächtig, und die Seele nimmt andere Thätigkeitsrichtung, lebt in einer andern Welt, hat andere Sprachen und Zeichen.

Digitized by Google

Träume ſind nur die letzten Strahlen eines Abendrothes in der Seelenwelt, die über den Ozean des Unendlichen und Raumloſen ein Licht gegen das Irdiſche werfen, wie Schimmer der untergegangenen Sonne gegen die Gebirge. —

Florian lächelte. Denn das ſchöne Mädchen ſtand da ſo erhaben lehrend und Glauben gebietend, wie ein philoſophiſcher Graubart, vor ihm. Er nahm ihre Hand und küßte eine der zarten Fingerſpitzen, die aus dem Handſchuh ſichtbar wurde, als wollte er wegen des Lächelns eine Verzeihung.

— Spotten Sie nur! Spotten Sie nur! ſagte ſie ein wenig unwillig, und mußte doch ſelbſt lächeln: Sie werden einſt an dieſen Augenblick zurückdenken, und dann nicht mehr ſpotten. O, Sie werden an mich denken!

„Gewiß, gewiß, an Sie denken werde ich. Sogar ſchon halbtodt dachte ich an Sie.“

— Wie halbtodt?

„Sagten Sie nicht, der Schlaf wäre ein halber Tod?“

— Nein, nur ein Augenblickchen bleiben Sie ernſthaft. Sie ſind ein wenig leichtſinnig. Eben jetzt, eben hier ſollten Sie es nicht ſein. Erzählen Sie mir von Ihrem Traum.

„Wohlan. Suchen wir Schatten und Kühle. Ich kann Sie unmöglich vom Sonnenſtrahl leiden ſehen.“

— So kehren wir zurück zur Stätte, wo Sie ſchlummerten. Dort weht im heißeſten Sommer ein kühles Lüftchen. —

Sie gingen zurück. In der That bemerkte Florian, daß Hermione Recht habe. Es ging über die Stätte ein ſanfter, erfriſchender Luftſtrom.

„Sie ſind eine Allwiſſerin!“

Hermione deutete auf die Höhle: Von dorther kommt aus dem Feentempel der unſichtbare Strom.

„Der auf ſeinen zarten Wellen die ſchönen Träume trägt?“

— Allerdings, und die bedeutſamen!

Digitized by Google

„Sie haben Recht, Fräulein. Und bringt dieſe Stätte immer ſchöne Träume, zählen Sie darauf, ſo bett' ich mir hier alle Tage zum Schlafe. Warum denn aber glauben Sie, daß der Traum hier bedeutſamer als anderswo ſei?“

— Soll ich's Ihnen ſagen, damit Sie mich ausſpotten? Sie ſind ein gelehrter Mann, aber ſind wie die Männer. Alles glauben ſie, nur das Glaubwürdigſte nicht. Sie glauben an die Wirkungen, aber an die Urſachen nicht. Sie glauben an die Erſcheinungen, aber an die Kräfte nicht. Eine Kraft iſt's, die im Grashalm lebt, eine Kraft in dieſem Steine, in jenem Baume. Wer kennt das göttliche Reich, und wer die Heerſchaaren der Kräfte darin? Eine unendliche Kette von Kräften oder Geiſtern ſenkt ſich herab von Gottes Thron auf uns, und wir rühren an dieſe Kette. Ja, wir ſind mit ihr verbunden. Es gibt Zuſtände, in welchen wir, wie mit menſchlichen Geiſtern, auch mit andern, vielleicht höhern, vielleicht auch nur mit untergeordneten in Berührung ſtehen.

„Meine ſchöne Geiſterſeherin, lehren Sie mich doch Ihre Geheimniſſe. Einen ſchönern Geiſt, als den Ihrigen, werde ich zwar nicht erblicken, aber doch möchte ich's auch mit andern verſuchen.“

— Und doch haben Sie den Verſuch gemacht. Iſt nicht die Macht des Feentempels über Sie gekommen? Haben Sie nicht Ihre Zukunft erblickt? Sie ſchlummerten hier. Der unſichtbare Strom dieſer Grotte floß über Sie und machte Ihre Seele im Traume hellſehender. Anderes war es auch nichts, was die delphiſche Prieſterin auf dem Dreifuße zum Orakel entzückte, als dieſe geheime, ſeelenentfeſſelnde Naturkraft. Sie ſchlummerten hier; die Naturkraft, die in Griechenland Apollo, der Gott der ewigen Jugend, hieß, und hier von den Landleuten Fee genannt worden iſt, kam über Sie. Sie ſelbſt ſind Ihr Orakel, Ihre pythiſche Prieſterin geworden. Glauben Sie nun, oder glauben Sie nicht; aber erzählen Sie mir Ihren Traum. Ich muß ihn wiſſen. Er iſt mir wichtig.

Digitized by Google

„Und glauben Sie, er werde erfüllt werden?“

— Wer kann die Zeichen deuten, die im Reiche des Uebermenſchlichen gelten? Geſchwind erzählen Sie. —

Florian wollte nicht länger ungehorſam ſein. Er erzählte, mit welchen Gedanken er eingeſchlafen ſei; dann von den vorüberfliegenden Gebirgen, Ländern und Strömen; dann von dem Meere und dem grünen Geſtade voller Hügel; dann wie er die Stadt ſah in der Ferne. Er bemühte ſich, zu ſchildern, was er noch in verdämmernden Bildern ſeines Gedächtniſſes hatte. Er ſprach von der Stimme, die ihn gerufen aus dem Landhauſe. Er mußte es, ſo gut er konnte, beſchreiben. Da ward ihre Aufmerkſamkeit geſpannter. „Nein, nein!“ rief ſie, und ſah ihn ſtarr an und mit ſonderbarem Ernſt: „Das iſt ja St. Jmar! Das iſt mein väterliches Erbgut! Die Stadt iſt offenbar Antibes!“

Er ſprach von ihrem Erſcheinen auf dem Balkon von deſſen goldenem Gitterwerk. „Nein, nein, es iſt nicht möglich!“ rief ſie wieder: „Meine gute Mutter ließ es ſo in ihrem letzten Lebensjahre herſtellen!“

Florian ſah Hermionen faſt außer ſich; ihm ſelbſt ward dabei wunderbar zu Muth. „Liebes Fräulein,“ ſagte er, „Sie wollen mit mir ſcherzen?“

Sie ſchüttelte aber ernſt den Kopf, und rief: „O ich bitte, ich bitte, fahren Sie fort. Stören Sie ſich ſelbſt nicht!“

Nun fing er die Beſchreibung des Gartens an, denn alle Kleinigkeiten wiſſen wollte ſie. Als er aber der Menge der weißen Lilien in den Beeten erwähnte, durch welche Hermione gekommen, faltete ſie die Hände, ſenkte mit ſtill bekräftigendem Neigen den Kopf und ſagte: „Ich weiß es wohl. Ich ſpielte unter dieſen Lilien in meinen Kinderjahren. Es waren die Lieblinge meiner verklärten Mutter. Und man nannte unſer St. Jmar nur den Liliengarten. In der ganzen Nachbarſchaft heißt man ihn ſo.“

„Sonderbar, daß ich im Traume noch zum Seher werden muß!“ ſagte Florian lächelnd, aber mit Erſtaunen über die Reden des Fräuleins Delory. „Ich wette, die Einbildungskraft ſpielt uns Beiden einen Poſſen!“ fuhr er fort: „Sie iſt von allen Feen die ſchadenfroheſte. Wir hängen Beide an die nämlichen Wörter die verſchiedenſten Bilder und Gegenden.“

„Erzählen Sie zu Ende!“ rief das Fräulein mit ängſtlicher Neugier. Er erzählte von dem Bande; dann wie es zur Schlange geworden, und wie er in dem Augenblicke geweckt wurde, als die Schlange mit Kopf und Schweif den Ring ſchloß. Hermione wandte ſich zur Seite, daß ihr breiter Strohhut ihm verbarg, wie erſt die Bläſſe aller Lilien des mütterlichen Gartens ihr Antlitz überfloß, und dann es von der Gluth der jüngſten Roſen umleuchtet wurde.

„Fürwahr,“ ſagte Florian mit leiſerer Stimme, in der ſeine ganze Liebe tönte, „fürwahr, wenn ein Traum irgend eine prophetiſche Miene hat, ſo iſt es die, welche er zuletzt macht, da er das Band, mit dem Sie, theure Hermione, mich banden, in das Sinnbild der Ewigkeit verwandelte. Hier ließe ſich doch etwas deuten, wenn man dürfte.“

Mit geſenktem Haupte ſtand ſie, halb ſeitwärts gewandt, ſinnend da, und zog ſpielend mit dem Stabe Linien im Staube des Bodens. Wie gern hätte er in dieſem Augenblicke geleſen, was in ihrem Gemüthe vorging!

Plötzlich richtete ſie das Haupt gegen ihn, und mit einer Miene voll ſtiller Ergebung ſagte ſie zu ihm: „Nun haben wir ein gemeinſames Geheimniß. Offenbaren Sie Niemandem Ihren Traum. Sie wollten den Feentempel ſehen? Kommen Sie. Ich will Ihre Führerin werden.“

## 17.

## Der Feentempel.

Sie ging voran. Als ſie an den Eingang der Höhle gekommen waren, zog ſie aus dem Weidenkörbchen eine zierliche kleine Laterne und ein chemiſches Feuerzeug.

„Ihre Abſicht alſo war, in das Innere dieſer Zauberhöhle zu treten?“ rief Florian: „Dazu kamen Sie hierher? Und ohne Begleitung wollten Sie ſich in die geheimnißvolle Grotte wagen?“

„Es iſt kein Heldenwerk,“ ſagte Hermione mit freundlichem Lächeln, „beſonders ſeit der junge Staffard die ſchlüpfrigen Felſen für Claudine und mich durch übergelegte Bretter gebahnt hat. Es läßt ſich nun da ohne Gefahr wandeln, und ich beſuche dieſen Tempel, den die wunderbare Natur ſelbſt gebaut und unter der Erde herrlich gewölbt und geziert hat, ich beſuche ihn an ſchönen Tagen gern. Er wird Ihre ganze Bewunderung erregen und verdienen.“

Bei dieſen Worten legte ſie den Strohhut ab und wand einen Shawl um ihren Kopf, in Geſtalt eines Turbans. Dann verbarg ſie ihren und ſeinen Hut, nebſt ihrem Körbchen, unweit dem Eingang der Höhle zwiſchen Felſen und Geſträuch, und kehrte zurück, um die Wachskerze anzuzünden. Florian beobachtete ſchweigend ihre Vorrichtungen. In dem blutrothen Turban, unter welchem einzelne ihrer braungoldenen Locken über die zarten Schläfen und den feinen Hals niederquollen, glich ſie ſchon einer Prieſterin oder Göttin der Unterwelt. Die Unſchuld und Furchtloſigkeit ihres Weſens, während ſie ſich zu einem grauenvollen Gang anſchickte, gaben ihr das Anſehen, als ſtände ſie mit höhern Gewalten im Bunde.

Schnell brannte ein Flämmchen in ihrer Hand und dann die Wachskerze in der Laterne, welche ſie am Außenende des mitgebrachten Stabes befeſtigte.

Digitized by Google

„Nun denn,“ ſagte ſie mit anmuthigem Verneigen, und zeigte auf ein niederes Loch der Felſen, „haben Sie Muth? Der Eingang iſt beſchwerlich und eng. Er erweitert ſich dahinter plötzlich.“

Sie breitete ein weißes Tuch auf den Boden, im Grunde der Oeffnung, daß er ſeine Kleider im Durchkriechen ſchonen könne, und winkte ihm, vorzugehen. — Er ſtand ſchweigend und beobachtete ſie, nahm ihre Hand und drückte ſie an ſeine Lippen: „Ja, wär' ich Pluto, und könnte Ihnen in der Unterwelt den ewigen Thron bieten, Sie würden Proſerpina!“

Nachdem er die Laterne am Stabe in das Innere der Höhle vorgeſchoben hatte, kroch er durch die niedere Oeffnung, die ſich bald ſo erweiterte, daß er aufrecht ſtehen konnte. Nicht lange dauerte es, da erſchien auch das Köpfchen mit dem rothen Turban und den goldbraunen Locken unter den Felſen, und blickte mit rührendem Lächeln zu ihm auf. Sein Herz erzitterte bei dieſem Schauſpiel. Er kniete nieder, und half der zarten, muthigen Geſtalt aus dem Felſenrachen, durch welchen das heitere Gold des Tageslichts glänzte.

Sie nahm zu ihrer Stütze den Stab; er zündete mit der Laterne vor. Sie folgte. Links und rechts ſpalteten ſich die Steine zu finſtern Gängen von einander. Es war Todtenſtille. Dann und wann hörte man das Fallen eines Tropfens. Ein finſteres Gewölbe bog ſich über ihnen, deſſen Ende ſie beim Schimmer der Laterne nicht wahrzunehmen vermochten. Nur einzelne, weißgelbliche Klippen ſtreckten, wie geſpenſtiſche Bildungen, ihre ſtarren Arme aus der Nacht hervor. Im Hintergrunde erblickte man in der Dämmerung phantaſtiſche Geſtalten, Säulen und Zierrathen aus Tropfſtein. Sie ſchienen ſich zu bewegen und zu regen, zu kommen und zu verſchwinden, je nachdem die Beleuchtung und die ſcharfen Schatten bei jedem Schritte änderten und neue Formen hervortreten oder verſchwinden ließen.

Digitized by Google

Je tiefer ſie in die Höhle drangen, je wunderbarer geſtaltete ſich die unterirdiſche Welt um ſie her. Der Weg ſchien kein Ende zu nehmen. Der Gang war geräumig; oft ward er ſchmäler, oft glich er einer klöſterlichen Halle, mit weißen glänzenden Teppichen, Franſen und Schnitzwerken geziert. Der Fuß trat überall ſicher. Georg hatte für ſeine jungen Freundinnen viele Unebenheiten aus dem Wege geräumt, und über die böſern Stellen Bretter geworfen.

Als ſie eine Strecke unter dem Felsgewölbe zurückgelegt hatten, blieb Florian ſtehen, und ſah auf die unerſchrockene Hermione zurück. Sie lächelte ihn gütig an, ohne ein Wort zu ſagen. „Iſt es möglich!“ ſagte er: „Hierher wagten Sie ſich ohne Begleitung? Wie wunderbar und ſchön auch dieſer Rieſenbau der Natur iſt, er erweckt doch ſtilles Grauen.“

„Eben dieſes Grauen empfinde ich jedes Mal,“ antwortete Hermione, „aber ich liebe es. Das erſte Mal, ich läugne es nicht, befiel mich ein Zittern, obgleich Claudine und Georg mit mir waren. Aber ſeitdem habe ich mich an dieſe nächtliche Unterwelt gewöhnt. Ich bin ſchon mit allen Geſtalten darin recht vertraut. Wir werden das Ende derſelben bald erreicht haben, und es wird Sie überraſchen. Man ſagt, der ganze Gang habe eine Länge von zweihundert Schuh. Gehen Sie noch einige Schritte vor.“

Und wie er noch einige Schritte gethan hatte, blitzte ihm aus dem finſtern Hintergrunde plötzlich ein goldener Strahl entgegen. Er ſtand betroffen ſtill, — ging weiter, und ein Glanz, welcher ſein Auge blendete, empfing ihn.

„Feerei!“ ſchrie er voller Entzücken: „Wo bin ich? Ich ſehe Licht, wie Sonnenlicht; ſehe mitten in der Höhle Wolken und Gebirge ſchweben, unermeßliche Fernen, und Thäler und Waldungen und Höhen! O wunderbares Schauſpiel! — Fräulein, nun glaub' ich an Zaubereien. Hier waltet noch eine andere Fee, als Sie!“

Digitized by Google

Hermione weidete ſich an ſeiner Trunkenheit, als er an das Ende der Höhle vortrat und ins weite Freie hinausſah. Sie lehnte ſich ihm gegenüber an ein Felsſtück, von mannichfaltigen Flechten bunt gefärbt. Ueber ihrem Haupte wehten einzelne Grashalme und hängende Zweige. Um ſie her hauchte der warme Lebensodem des Tages.

„Sie erblicken da drunten in dem ſtillen, grünen Thalgelände eine andere Welt!“ ſagte ſie: „Es iſt Val Sainte-Croix. Alle die kleinen, braunen Hütten, die an den Hügeln der Landſchaft traulich umher ruhen, gehören zum Dorfe jenes Namens und zu la Vraconne. Links erhebt ſich la Roche blanche mit ihren Felſen; rechts ſchwillt die Aiguille de Beaume empor. In der verduftenden Ferne vor uns ſteht das alterthümliche Granſon am See, durch Karls des Kühnen Niederlage berühmt. Aber die vorliegenden Höhen entziehen uns den tiefern Blick in das anmuthige Waadtland, welches ſich unter unſern Füßen ausbreitet.“

So fuhr ſie noch lange fort, die reizende Landſchaft zu erklären. Wenn Florian den Blick hinab in die grünen Tiefen ſenkte, zu den kleinen, friedlichen Wohnungen der Menſchen, zu ihren Heerden an den Halden des Gebirgs, zu den Alpenfirnen des Hintergrundes, und dann wieder in die Nacht der Höhle zurückſah; und dann in der wunderbaren, ſtillen Einöde neben ſich Hermione am bunten Felsblocke, zwiſchen den beweglichen, ſtillen Halmen, die gleich grünen Strahlen um ſie zitterten, — er hätte niederfallen, hätte mit Inbrunſt beten mögen.

Hermionens Augen ruhten auf ihm. Sie verſtand und ehrte die Bewegungen ſeines Gemüthes, und ſchwieg.

Als er ſich endlich nach einer langen Selbſtvergeſſenheit wieder zu ihr wandte, zitterten, ihm ſelbſt unbewußt, Thränen im Auge, und das Lächeln, mit welchem er die Schweigende begrüßte, ward um ſo rührender. Er drückte beide Hände mit Heftigkeit an ſeine Bruſt, als wolle er das hochſchlagende Herz zurückdrängen: „O Fräulein!“

Digitized by Google

rief er: „Sie wollten mir vielleicht Ueberraſchungen vorbereiten; aber Sie haben mir einen Himmel ins Leben gelegt. Ich ſtand vor Gott. Dieſer Feentempel ſoll mir in heiligem Gedächtniſſe bleiben.“

Sie ſenkte die Augen nieder, als ſchiene ſie über das zu denken, was er ſagte.

Er fuhr aber nach einer Weile fort: „Wie wenig gehört zum Frieden des Lebens! Ich habe über meine Zukunft entſchieden. Mein Vaterland iſt durch Sittenverfall, durch Unwiſſenheit und Rohheit ſeines Volkes und durch Habſucht, Rachſucht, Ehrgeiz ſeiner Häuptlinge elend geworden. Gott hat das Land heimgeſucht. Er weckt das erſchlaffte Volk. Jetzt noch parteiet es ſich zwiſchen Frankreich und Oeſterreich, die beide es verderben. Ich kann nichts retten. Selbſt mein freiwilliger Opfertod fürs Vaterland könnte nichts retten. Ich mag keiner Partei Knecht werden, und träte ich vermittelnd zwiſchen beide, würden mich beide verfolgen. — Ich gehe. Ich ſuche mir eine ſchöne Einöde. Dank Ihnen, liebenswürdige Hermione, Sie haben mich mir ſelber wiedergegeben. Ihr Feentempel hat auch auf mich ſeine Wundermacht geäußert; aber Sie waren die wohlthätige Fee darin.“

— Nennen Sie mich nicht ſo! ſagte Hermione: Die große Fee iſt die Natur, die unbegreifliche, die göttlichkeitvolle.

„Wohl weiß ich's, Fräulein, Sie denken erhabener, denn ich; Sie ſind frömmer, denn ich. Aber ich Schwacher bedarf noch, wie der Heide, einer Stütze, eines ſichtbaren Bildes, in deſſen Anblick ich das Göttliche verehre. So ſollen Sie mir die Stellvertreterin der heiligen Natur ſein.“

— O mein Freund, jeder Grashalm iſt ein Stellvertreter der Natur, und jedes Plätzchen, wo unſere Knie Raum finden, iſt eine Betbank.

„Aber ich habe nie andächtiger und inbrünſtiger gebetet, als hier, in Ihrer Nähe, und mich auch nie dem Himmel näher gefühlt, als an Ihrer Seite. — Ach, ich

ſollte Ihnen das nicht ſagen. Sie nehmen es vielleicht für eine der faden Artigkeiten.«

— Warum ſollte ich Ihnen nicht glauben, was ich mir ſelber glaube? Das Leben iſt ein unendlich ſchönes Räthſel. Ich ſinne viel darüber, und möchte es mir gern entwirren, und kann es nicht; denn ich kann Gott nicht durchdringen, und er ſelbſt iſt eben die Herrlichkeit und das Leben, und ich verwirre mich mit Entzücken in ſein Anſchauen und Suchen.

»Sie reden dunkle Worte, wie die delphiſche Prieſterin. Doch verſtehe ich Sie; und nun zum erſten Mal, meine liebenswürdige Prieſterin, wird mir aus Ihren Tönen klar von den Apoſteln, was das heißt, mit Zungen reden. Ja, ich hätte Sie vollkommen verſtanden, auch ohne Wor te Ihre Stimme, Ihre Miene, Ihr Auge, welches das Innerſte der Seele ſpiegelte, Alles war Rede.«

Hermione warf einen zweifelvollen Blick auf Florian, als fürchte ſie, er wolle ſpotten. Allein ſeine Begeiſterung ſchien ſo redlich, daß ſie nach einer Weile nur freundlich erwiederte: »Ich habe mir die Stelle von den Apoſteln längſt erklären können. Die Seelen haben eine Sprache zu den Seelen, auch ohne Wort, auch ohne Ton und äußere Zeichen. Ja, es gibt ein geheimes Wirken der Seelen, ich weiß nicht wie, ich glaube, durch das bloße grenzenloſe Wollen und Nichtzweifeln am Erfolg des Willens.«

»O, Fräulein, läge es nur an der Willensmacht, ſo hätte Ihnen meine Seele in dieſer geheimnißreichen Sprache ſchon viel geſagt. Und doch müſſen Sie ſie nicht vernommen haben! Lehren Sie mich die Kunſt, mit Zungen zu reden, und geben Sie mir damit die wunderbare Macht über Ihre ſchöne Seele, die Sie ſeit dem erſten Tage über die meinige übten; Hermione, ſeit dem Tage am Fuße der Kalanda, da mein Leben, gleich den beiden zuſammenrinnenden Rheinſtrömen, in Ihr Leben überging.«



Digitized by Google

Er ſprach dies mit bebender Stimme und den Blick an den Boden geheftet. Als er aufzuſehen wagte, ſtand ſie hochgeröthet vor ihm. Aber der Ernſt und die ihr eigenthümliche Würde kehrten eben ſo ſchnell zurück. „Wir wollen zurück,“ ſagte ſie, „durch den Feentempel. Kommen Sie! Ich weiß nicht, ob Sie ſich mit meinen Anſichten nur beluſtigen wollen, oder ob Sie im Ernſte reden. In jedem Fall hätte ich Ihnen Verpflichtung gehabt, wenn Sie dem harmloſen Geſpräche nicht jene Wendung gegeben haben würden.“

„Verzeihen Sie, Fräulein!“ erwiederte er: „Ich kann Ihnen keine höhere Ehrfurcht bezeugen. Ich würde geſchwiegen haben, hätte nicht dieſe Stunde und das Wunder des Feentempels in allen meinen Entſchlüſſen und Entwürfen eine große Verwandlung bewirkt.“

„Wollen Sie mich wirklich glauben machen, Sie ſeien durch die geheime Gewalt dieſer Stätte verwandelt?“

„Durch Alles; vielleicht durch den Traum ſchon; durch Ihr Erſcheinen; durch die Grauen der unterirdiſchen Welt; durch den Anblick des ſchönen Friedensthales zu unſern Füßen hier; durch Ihr Daſtehen in aller Lieblichkeit zwiſchen den kalten, rieſenhaften Felsklippen; durch — ach, wer erräth Alles, was die Seele ſtimmt und den Willen des Geiſtes entſcheidet? — Genug, unwandelbar iſt mein Entſchluß, in einer Einſamkeit mir ſelbſt zu leben. Als ich Ihnen dies offenbarte, da durfte ich Ihnen auch das übrige Geheimniß meiner Bruſt nicht verbergen.“

Er ſchwieg. Schon brannte in ihrer Hand das Flämmchen. Die Laterne war angezündet. Sie reichte ihm dieſelbe mit trübem, freundlichem Blicke hinüber. Er nahm ihre Hand. Sie zitterte in der ſeinigen. Beide traten ſchweigend in die Nacht der unterirdiſchen Halle zurück.

---

Digitized by Google

## 18.

## Das Tempel-Abenteuer.

Florian wie Hermione verfolgten langſam und ſtill ihren ſpärlich beleuchteten Weg. Hermione überdachte noch ſeine letzten Reden. Sein plötzliches, anhaltendes Schweigen betrübte ſie. Denn obwohl er, vorzündend, zuweilen nach ihr zurückſah, damit ſie auf dem klippen-vollen Boden keinen Fehltritt thue, entſchlüpfte ihm doch keine Silbe freundlicher Beſorgniß oder Warnung, wie das erſte Mal, als ſie dieſen Weg gemacht hatten.

Als Beide ſchon zur Mitte des Feentempels gekommen waren — und Beide gingen, ohne auf deſſen ſeltſame Geſtaltungen und Verzierungen zu achten, — blieb Hermione ſtehen. Sein Schweigen ward ihr unerträglich. Sie fühlte, daß dieſe Mißſtimmung zwiſchen ihnen nicht herrſchen dürfe. Sie hatte den Mann nicht beleidigen wollen, den ſie eben in dieſer Stunde noch hochachtungswürdiger gefunden hatte. Und als er nach ihr zurückſah, reichte ſie ihm die Hand und ſprach: „Wollen Sie mir zürnen?“

Er wandte ſich zurück. Er nahm ihre Hand, ſchüttelte verneinend das Haupt und ging weiter. Aber reden konnte er nicht. Ihre Stimme, die ihm unendlich mehr ſagte, als das Wort, hatte ihn durchbebt. Es klang darin ein Geſtändniß, welches er ſich ſelber nicht zu geſtehen wagte.

Nachdem ſie wieder eine Strecke Weges zurückgelegt hatten, hielt Hermione noch einmal an und ſagte: „Eben an dieſer Stelle iſt die Natur des Feentempels am reichſten in allerlei Geſtalten. Sehen Sie ſich einen Augenblick um. Wir ſind von ſteingewordenen Rieſen und Zwergen, von Schlangen und andern Ungeheuern umringt, die der Abgrund hervorbringt, oder ein Fiebertraum. Sehen Sie doch links dort, wie ſich der ungeſtalte Kopf da gräßlich aus der alten Höhlennacht hervorſtreckt, mit dem geſchwollenen grinſenden Löwenmaul, der breiten ſchnabel-

Digitized by Google

haften Naſe und den tückiſchen Augen, die uns ſo finſter anglotzen, und im zwitternden Lichte der Kerze ſich regen zu wollen ſcheinen.«

Florian zündete mit der Laterne nach allen Richtungen. Jede Aenderung der Beleuchtung änderte auch das verworrene Bild der Geſtalten.

Sie verweilten auf dieſer Stätte, und waren Beide im Entdecken neuer Zerrbilder und Fratzengeſichter, ſo wie der ſcherzenden Bemerkungen darüber, unerſchöpflich. Es ſchien Beiden daran gelegen, ſich zu erheitern. Bei jedem Schritte, den ſie vorwärts thaten, entfaltete ſich rechts und links neue Gaukelſpielerei des Lichtes und der Felſen und der Tropfſteine.

Indem leuchtete Florian hoch über ſich gegen das Gewölbe. Da hing ein mächtiger, loſer Felsbleck über ihren Häuptern, wie ſchwebend, vielleicht nur ſchwach von Nebengeſteinen feſtgehalten, daß er nicht jeden Augenblick niederſtürze. »Kommen Sie, kommen Sie ins Freie!« ſagte Hermione: »Unſere Stimme und die Erſchütterung der Luft könnte dieſen Felſen herabreißen und er uns Beide vergraben.«

»Ich würde kein prachtvolleres Grab begehren können,« verſetzte Florian, »und keinen willkommenern Tod, als in der Blüthe des Lebens an Ihrer Seite.«

— Sie müſſen ſich noch nicht zu den Lebensmüden zählen.

»Nein, eben heute zähle ich mich erſt zu den Lebensfrohen. Und wenn dieſes Gebirg über uns zuſammenbräche, was wär's denn anderes, als eine frühere Verklärung unſerer beider?«

— Laſſen Sie das Gebirg, und fliehen wir. Es wandelt mich wahre Furcht an, das Gebirg könnte uns beim Wort nehmen.

»Hermione zittert vor der Möglichkeit des Sterbens?«

— Ach, ich habe in der Oberwelt noch einen theuern Vater. Freilich nur einen Stiefvater noch; aber er iſt

mir von Herzen lieb. Ich habe ihn ſo lange nicht geſehen. Einſt mit Freuden auf in die Heimath und ins Reich der Freuden, zu meinem rechten Vater und zu meiner heißgeliebten, heiligen Mutter!

„Stürzte der Fels nieder, dann wäre mein Traum erfüllt, Hermione; dann hätte die Schlange, welche ſich um uns beide knüpfte, ihre Bedeutung gefunden: die Ewigkeit vereinte uns beide.“

— Fort! fort! rief ſie ängſtlich: Fort, ins Freie! — Ungläubiger, warum wollen Sie eben jetzt erſt an Ihren verhängnißvollen Traum gläubig werden? —

Plötzlich ſchlug bei dieſen Worten ein heftiger Donner durch die Felſenhalle. Man hörte ein Praſſeln zuſammenfallenden Geſteins. Das Licht der Laterne erloſch von einem ſcharfen Luftſtoße. Der ganze Feentempel ſchien zu erzittern. Der Wiederhall ſchnarchte rauſchend durch den hohlen Berg. Hermione ſtieß in demſelben Augenblick einen durchdringenden Schrei aus. Florian warf die erlöſchte Laterne hin, und tappte mit beiden Händen im Finſtern nach Hermionen. Sie ſank ihm entgegen, und er hielt die Zitternde mit ſeinen Armen empor.

„Sie ſind doch unbeſchädigt?“ rief er haſtig.

— Um Gotteswillen, was iſt geſchehen? Wir ſind verſchüttet. Nicht ſo? Die Felſen ſind eingebrochen?

„Beruhigen Sie ſich. Gefahr für uns kann ja nirgends ſein. Iſt der Eingang der Höhle geſchloſſen, kehren wir zurück, und ich klettere über die Felſen ins Val de Sainte-Croix nieder und bringe Ihnen Hülfe.“

— Da hinab führt kein Weg über die ſchroffen Bergwände. O lieber Florian, machen Sie ſich auf das Schrecklichſte gefaßt; wir ſind beide verloren.

„O gläubige Verzweifelnde! Geneſen Sie vom erſten Schrecken, dann will ich den Ausweg ſuchen. Fürchten Sie nichts, denn ich bin mit Ihnen, und mit uns beiden iſt der Alliebende.“

Digitized by Google

Es währte geraume Zeit, ehe ſich das Fräulein Delory ſammeln konnte. Er fühlte das Schlagen ihres Herzens an ſeiner Bruſt. Aber er redete ſo gelaſſen, ſo zuverſichtlich von der Gefahrloſigkeit des Ereigniſſes; er bewies ſo überzeugend, daß auch ſchon das Herabfallen eines mäßig großen Felſenſteins donnerähnliches, wiederhallendes Getöſe in den vielen Krümmungen der unterirdiſchen Halle verurſachen müſſe; er wußte es ſo wahrſcheinlich zu machen, daß der vernommene Felsſturz nicht einmal in dem Hauptgange, ſondern vielmehr in einem der Nebengänge geweſen ſei, die ſie beim Eingang in den Feentempel geſehen; er bewies ſelbſt aus der Friſche der Luft, die ſie athmeten, die Nähe und Unverſchloſſenheit des Ausgangs ſo überredend, daß Hermione wieder Muth faßte.

„Aber wie finden wir uns aus dieſer Nacht zurück?“ ſagte ſie: „Ich habe Feuerzeug, Schwefelſtäbchen und Stab verloren. Wir können unter den Füßen das Brett verlieren, und mit einem Fehltritt zwiſchen den Felſen ausgleiten und verderben.“

Auch darüber ſprach Florian Beruhigung zu. Indeſſen war ihm doch nicht ſo wohl zu Muth, wie er ſich ſtellte. Er konnte jenen erſchütternden Knall nicht anders, als durch den Zuſammenſturz einer großen, vielleicht jeden Ausweg verſperrenden Steinmaſſe erklären. Daher bat er Hermione, einen Augenblick zu verweilen und ihm zu erlauben, den nicht entfernten Ausgang des Feentempels zu ſuchen.

Als er ſie aber fahren ließ und ſich von ihr wegwenden wollte, ſchlug ſie mit ängſtlichem Schrei ihre Arme um ſeinen Hals, und beſchwor ihn weinend, ſie nicht zu verlaſſen. Noch einmal ſuchte er mit aller Beredſamkeit, welche die Liebe einhauchen kann, ihren Kummer zu ſtillen. Er drückte die Weinende an ſein Herz. „Hermione,“ rief er, und fühlte nur die Seligkeit, in dieſer Grabesnacht von den Armen des Engels umklammert zu ſein, „wie können Sie das Entſetzlichſte glauben? Geben Sie

Digitized by Google

jede Furcht auf. Wir ſind nicht verloren. Und müßte ich alle dieſe Felſen neu durchbrechen, um Sie an das Licht des Tages zurückzuführen, ich würde ſie durchbrechen.“

„Verlaſſen Sie mich nicht!“ ſagte ſie leiſe weinend: „Unſer Schickſal iſt ja erfüllt, ich weiß es. Aber ich glaubte nicht, daß der traurige Tag, der uns verkündet iſt, ſo nahe ſei. Wir ſollen und werden mit einander untergehen. Tröſten Sie ſich nicht, und mich nicht, mit eiteln Erwartungen, gerettet zu werden! Die Weiſſagung über uns iſt erfüllt. Sie iſt an derſelben ſchrecklichen Stätte erfüllt, wo ich ſie empfing. Irr' ich nicht, ſo war es auf eben dieſem Platze des Feentempels, wo wir ſtehen, daß mir die Morne gebot, Sie zu vermeiden; denn ich würde Sie, und Sie würden mich in einen finſtern Abgrund niederziehen.“

„Wie, die Morne?“ rief Florian mit ungläubigem Erſtaunen: „Und die Worte dieſes alten, halb wahnſinnigen Weibes können Ihrem Gemüthe Beſonnenheit und Haltung rauben? Können Ihnen mehr als alle Gründe der Vernunft, als alle Bitten eines Mannes gelten, der tauſend Tode für Sie zu ſterben bereit wäre?“

— Aber die Worte dieſer wahnſinnigen Prophetin ſind erfüllt, was nun auch Ihre Vernunft und Ihr Muth dagegen ſage! Unglücklicher Florian, Ihr Traum vor der Höhle iſt erfüllt! Dieſe Nacht um uns her iſt die Schlange Ihres weiſſagenden Traums, der uns beide vereint. Ach, und daß ich ſelbſt das Band um Sie werfen mußte, Sie ſelbſt verleiten mußte, mich in dieſes gemeinſame Grab zu begleiten! Armer Florian, daß ich die Mörderin Ihres theuern Lebens werden ſollte — das hatte mir nicht ahnen können!

„Sie ſind es nicht, Hermione, Sie werden es nie ſein!“

— O, die Morne warnte dreimal ernſt, ich ſollte Sie meiden, nur Sie! — Ich habe Sie ja vermieden. Ich erzitterte, ſo oft ich Sie erblickte. Ich bin Ihnen aus-

Digitized by Google

gewichen. Nie ging ich ohne ſtilles Grauſen in Ihrer Nähe. O, die Morne warnte nicht vergebens, ich würde Sie, Sie würden mich in den Abgrund des Verderbens reißen. Nun habe ich Sie hinabgeriſſen. Ich wollte Sie vermeiden. Ich konnte es ja nicht. Nun iſt's geſchehen. Nun iſt mein Grauſen geendet, nun das finſtere Räthſel gelöſet. Ich ſoll den Tod an Ihrer Bruſt finden. Ich will ihn gern hier nehmen. Ich bin ruhig. Gott iſt barmherzig.

Sie ſprach mit ſanfter, aber feſter Stimme, und ihre Arme umſchloſſen ihn, als wolle ſie im Sterben nicht von ihm geriſſen ſein. Florian fühlte ſich von den wider-ſprechendſten Empfindungen erſchüttert. Hermionens Reden ſchienen ihm Worte des Wahnſinns, und hauchten ihm doch die ſüßeſten Töne entgegen. Der Schmerz füllte ſein Auge um ihr Verzagen mit Thränen; aber die Liebe, mitten unter den Schrecken des Todes, ſein Herz mit Entzücken. Er lehnte ſein Haupt an das ihrige, welches ſeitwärts an ſeiner Achſel lag. Er berührte mit ſeinen Lippen den Shawl, den ſie um ihre Stirn gewunden hatte, und küßte ihn leiſe. Sie ſchien dieſen Kuß empfunden zu haben. Ein tiefer Seufzer zitterte von ihren Lippen. Ihre Hände, die ſie um ihn geſchlagen hielt, erwiederten mit einem matten Druck. „Armer Florian!“ klagte ſie leiſe.

„Hermione,“ ſagte er endlich, „warum verzweifeln, ehe wir Gewißheit haben, daß wir ohne Erlöſung verloren ſind? Geben Sie mir Ihre Hand. Vertrauen Sie Gott und mir, ich beſchwöre Sie, mehr, als den Faſeleien der alten Morne und den ſinnloſen Gaukeleien eines Traums.“

— Wir ſind verſchüttet. Niemand in der Welt weiß, daß Sie und ich im Innern dieſes Berges ſind.

„So tappen wir uns wieder zurück bis zur Oeffnung gegen Val de Sainte-Croix. Ich will mit meiner Stimme hinunterſchreien, daß ſie meilenweit gehört werden ſoll.“

— Ich gehorche. Führen Sie mich, wohin Sie wollen. Unſer Verhängniß hat es vollzogen.

„Und wenn meine Verheißung erfüllt wird, himmliſche Hermione, werden Sie mir dann mehr, als nichtigen Träumereien und Prophezeihungen glauben? Ich bitte Sie, wollen Sie das?“

— Ich gehorche Ihnen. Ich bin Ihnen nun einmal hingegeben, lieber Freund. Das Schickſal gab mich hin. In meiner Macht lag nichts.

Noch einmal zog er ſie ſanft an ſeine Bruſt. Die Hoffnung ſeines Glücks flammte hell in ihm auf. Er ergriff die Hand Hermionens und ſagte: „Faſſen Sie Muth. Folgen Sie mir!“

Er ſchritt langſam durch die Finſterniß. Bei jedem Tritte beugte er ſich und ſuchte mit der Hand den Boden, um ihren Fuß ſicher zu ſetzen. Zitternd folgte ſie. Es war ein mühſeliger, gefahrenreicher Weg, welchen Furcht und Schrecken verlängerten. Schon geraume Zeit waren ſie ſo gegangen. Da rief Hermione ängſtlich: „Florian, was iſt das? Ich athme Schwefeldünſte!“

Florian, der dies für neue Wirkung ihrer geſchreckten Phantaſie hielt, ſprach ihr Muth zu und ſetzte den Weg fort. Aber er war noch nicht weit, als auch ihm Schwefelgeruch entgegen drang, der bald immer ſtärker und ſtärker ward.

„So wahr ich lebe, das iſt Pulverdampf!“ rief er: „Ich begreife nicht, wie der in dieſe Höhle gelangt. Kein Erdbeben und kein unterirdiſches Feuer hat das gethan.“

„Täuſchen wir uns nicht mit eiteln Hoffnungen, lieber Freund,“ ſeufzte Hermione, „und nicht mit unglaublichen.“

Plötzlich, als Florian, weiter gehend, ſich tappend zur Erde beugte, rief er: „Ich ſehe Tageslicht! Sie ſind gerettet!“

Hermione ſtrengte ihre Augen vergebens an, in der undurchdringlichen Finſterniß den Schimmer zu entdecken. Er zog die Zitternde raſcher nach. Sie traten aus der Krümmung des Ganges. Da erblickten ſie den Ausgang der Felſengrotte, durch welchen blendende, dunkelrothe

Goldgluth hereinſtrömte, in der die grünen Halme und Kräuter der Oberwelt mit ſtrahlender Schönheit ſchwebten.

„Ach Gott!“ ſchrie ſie, und ſtand von der Ueberraſchung wie in ein Marmorbild verwandelt, unbeweglich, mit emporgehobenen Armen, mit ſtarren Blicken. Und als Florian ſich mit Entzücken zu ihr wandte, ſank ſie im Uebermaße der Freude, ſich ſelber unbewußt, an ſeine Bruſt, umfing ihn und drückte küſſend ihre Lippen auf die ſeinigen. Dann ward ſie bleich, und ihre Züge entſtellten ſich. Ein heftiger Schmerz ſchien ſie zu durchzucken. Ihre Arme ſanken kraftlos. Ihr Haupt neigte ſich ohnmächtig auf die Seite. Florian hielt ſie erſchrocken in ſeinen Armen empor. Es ſchien ihr an Luft und Athem zu mangeln. Wie zwiſchen Tod und Leben ringend, ſtarrte ihr trockenes Auge ängſtlich zu Florian auf, bis ſich dieſer krampfhafte Zuſtand in heftiges Weinen und Schluchzen löſete. Da genas ſie gemach wieder. Unter einer Fluth von Thränen traten die verſchwundenen Roſen ihrer Wangen wieder aus der leichenhaften Bläſſe hervor.

Sobald ſie ihrer mächtig geworden war, entzog ſie ſich den Armen des Jünglings und verhüllte ihr Antlitz in ein Tuch. Wie ſie aber ihren Blick wieder erhob, und ſah, wie Florian blaß und ſtumm daſtand in ängſtlicher Bekümmerniß um ſie, durch ihren Zuſtand geſchreckt, lächelte ſie ihn mit unausſprechlicher Rührung an. Und ſie reichte ihm die Hand und ſagte, in Blick und Stimme die reinſte Zärtlichkeit, zu ihm: „Guter Florian, was haſt du meinetwillen gelitten! Vergib!“

Nun erwachte auch er zum heitern Leben. Er ſchloß die Zitternde in ſeinen Arm. Er drückte den erſten Kuß auf ihre Lippen, und fühlte ihn erwiedert.

„Mein Gott, ich kenne mich ſelbſt nicht mehr!“ ſagte Hermione und wand ſich los von ihm. Dann bot ſie ihm wieder die Hand und ſagte: „Ach, lieber Freund, verkennen Sie mich nicht. Verlaſſen Sie mich nicht. Sie

wiſſen es nun, mein Leben iſt in Ihnen. Was hilft Läugnen? Ich weiß es, mir ſelbſt gehör' ich nicht mehr.«

Dann ging ſie Hand in Hand mit ihm zum Ausgang des Feentempels, durch welchen bläſſere Gluth hereinſtrömte. Er ſtieg ins Tageslicht; Hermione folgte. Beide, als ſie draußen ſtanden, athmeten ſchweigend mit tiefen Zügen die reine, warme, erquickende Abendluft.

---

## 19.
## Der Karpfen.

Schon war die Sonne hinter den Höhen des Gros-Taureau niedergeſunken. Milder Glanz ſchwamm über den Fluren, helleres Widerlicht um die Berggipfel. Durch die blauen Lüfte zogen Vögel und leuchtende Wölkchen. In den grünen Thalgründen glichen die einzelnen Hütten Altären, von welchen perlfarbene Säulen des Rauchs zum Himmel ſchwebten. — Florian und Hermione glaubten nie die Welt ſchöner geſehen zu haben. Alles war geiſtiger, reiner, glänzender vor ihren Augen.

Hermione faltete, mit einem Blick innigen Dankes zum Himmel, die Hände; dann ruhte derſelbe Blick wieder in rührender Verwirrung auf Florian, während ihre erröthenden Wangen ein Lächeln voll Liebe überflog. In der That, Lieblicheres war nicht zu ſehen, als dieſe Verſchämung, dieſes Entzücken und dieſes Vertrauen. Aber auch er, in edler Haltung, ſinnig und ſtumm, glich einem Halbgott. Wie zitternder Heiligenglanz wehte im Zuge des Abendhauches das Gold der Haarlocken ihm um Stirn und Nacken. Es ſprach Abglanz innerer Seligkeit aus dem Dunkel ſeiner blauen Augen.

Indem rief eine laute Stimme unfern von Beiden: »Oho! da find' ich Sie mir eben recht gelegen. Glück auf! Glück auf!«

Es war kein Anderer, als der Herr Profeſſor Onyx. Er kam den Abhang des Berges herauf von der benach-

barten Hütte le Cret. Er trocknete den Schweiß von der Stirne, und machte ſchon aus der Ferne zahlloſe Verbeugungen gegen Fräulein Delory.

„Wahrhaftig,“ ſagte er, „mich verfolgt das Unglück wie ein auffätziger Kobold. Da find' ich Sie, mein Fräulein, unverhofft, und kann Ihnen keine Ihrer niedlichen Namensſchweſtern, keine meiner Hermionen anbieten. Einen ganzen Strauß hatte ich von den Felſen bei Buttes geſtern Abend gebracht nach le Cret. Aber es war ſchon zu dunkel, um ſie Ihnen zu überreichen. Ich ſtellte ſie ſorgfältig in Waſſer. Siehe, da kommt dieſen Morgen eine verdammte Ziege und frißt mir die Blumen alle hinweg. Ich gewann bei dem Verluſte jedoch ſo viel, daß ich lernte, die Hermionen wären ein gutes Viehfutter. Wirklich melkt jetzt der kleine Etienne das gefräßige Raubthier. Ich habe die Milch ſchon bezahlt. Wir wollen ſie Alle verſuchen; ich vermuthe nicht ohne Grund, die Hermionen können ihr einen aromatiſchen Beigeſchmack geben. Wir müſſen verſuchen!“

Fräulein Delory lächelte den Gelehrten an. „Ich würde mit Vergnügen Ihr Gaſt ſein; aber drunten erwartet man mich gewiß ſchon lange!“ ſagte ſie: „Doch wenn Sie mir morgen einen Strauß von Ihren Blumen ...“

„Oh,“ rief der Profeſſor, „ganze Kränze verſprech' ich Ihnen, ſchönes Fräulein. Bei Hunderten hab' ich ſie dieſen Morgen im Schatten eines Granitblocks beiſammen blühend geſehen.“ Dann zu Florian gewendet, rief er: „Seelenfreundchen, dieſen Granitblock müſſen Sie ſehen, eben dieſen! Er iſt von allerhöchſter Wichtigkeit für meine Erklärung vom Erſcheinen der Urgebirgsfindlinge auf den Jurahöhen. Er iſt ein beredter, ein unzerſtörbarer, ein unwiderlegbarer Zeuge, daß ihn, wie die andern, Eisſchollen von den Gipfeln der Alpen hierher trugen, da dies alles noch Tohu Vabohu, ein unendliches Meer war. Oben und an den Seiten ringsum abgeſtoßen iſt er an allen Ecken, natürlich durch Reibungen und Abprallungen.

Unter der Mitte, wie er in die Eisfläche der Scholle geſenkt hing, erblicken Sie ihn unverſehrt, ſcharfeckig, wohlgeſchnitten.“

Hermione zog, während der Herr Profeſſor fortfuhr, ſeine Beobachtungen zu entwickeln, den rothen Shawl von ihrem Haupte und ging gegen den Eingang des Feentempels zurück, wo ſie Hut und Körbchen verſteckt hatte. Als Onyx ihre Entfernung bemerkte, unterbrach er ſich plötzlich und rief: „Kommen Sie, kommen Sie, Herr... ich behalte in meinem Leben Ihren Namen nicht... zum Feentempel. Ich bereite Ihnen ein Feſt. Es iſt noch hell genug. Sie werden erſtaunen; Sie ſind Kenner.“ Damit führte er den ſchweigenden Florian, der wenig auf ihn gehört hatte, zum Eingang der Höhle.

„Was haben Sie vor, Herr Profeſſor?“ ſagte Florian, als er vor dem Loche ſtand.

„Ich will nichts verrathen, nichts voraus verſprechen. Wer weiß, wie der Felſen eben geklüftet war! Ich ſtehe für nichts, als daß mein Sprengloch gut gebohrt war.“

„Wie? Was? Wo haben ſie geſprengt? Mit Pulver?“

„Allerdings, mein Seelenfreund.“

„Hier im Feentempel? rief Florian, dem ſich Räthſel löſeten.

„Aha! Siehe da! Bin ich Ihnen zuvorgekommen?“ rief Herr Onyx lachend: „Haben Sie vielleicht den gleichen Plan gehabt, wie ich?“

„Sie alſo haben einen Felſen geſprengt, Herr Profeſſor?“

„Was denn anderes? Sechs Stunden lang in der Höhle habe ich dieſen Morgen am Bohrloche gearbeitet. Unterdeſſen fraß mir die verdammte Ziege meine Hermionen rein weg. Dann ging ich zur Hütte, holte Stein, Stahl, Zundel, Schwefelfaden, und hatte Teufelsverdruß mit der Ziege. Vor einer halben Stunde zündete ich an. Es war ein gefährliches Stückchen; aber ich war wie ein

Blitz wieder aus dem Schlunde der Höhle heraus. Pumm! — da ging die Mine los. O, ſie krachte göttlich!«

»Das danke Ihnen Beelzebub, Moloch und Belial, Herr Profeſſor. Sie haben faſt zwei Menſchen getödtet.«

»Es war weit herum keine Seele.«

»Aber Fräulein Delory und ich befanden uns denſelben Augenblick eben im Feentempel unter der Erde.«

»Wie? Sie kommen jetzt erſt heraus? Hat ſich der Pulverdampf zerſtreut? Er hängt ſonſt lange in den Stollen feſt. Faſt wäre ich einmal darin erſtickt; er drang mir ſauer in die Lunge.«

»Aber welcher böſe Geiſt verführte Sie, eben heute Ihre zerſtörende Kunſt im Unterirdiſchen zu verſuchen?«

»Aus Ihrer Frage, Seelenfreundchen, läßt ſich ſchließen, daß ſie nichts geſehen haben, nichts, gar nichts. Wären Sie in der Grotte ein wenig aufmerkſam geweſen, würden Sie ſechs Schritte vom Eingang, rechts im Kalkfelſen, unter der abgefallenen Sinterrinde, einen purpurfarbenen Fleck bemerkt haben. Genauer beſehen, iſt's ein ganzer Fiſchkopf, halb erhaben, wie der Kopf eines Karpfen. Man ſieht deutlich den Einſchnitt des Mundes, die Kiefer gerundet, einen zinnoberrothen, runden, erbſengroßen Punkt an der Stelle des Auges. Ich, ſobald die Entdeckung gemacht iſt, verfolge die Richtung, ſchlage die Sinterkruſte ab, und, ich bitte Sie um Gotteswillen! erblicke anderthalb Schuh weit vom Kopfe einen ſchwarzröthlichen Streif im Felſen, ganz von der Größe der Schwanzfloſſen.«

Florian wandte ſich mit verdrießlichem Lachen zu Hermione, die herbeigekommen und Zuhörerin geweſen war. »Danken Sie Gott, Herr Profeſſor, daß Ihr Karpfen uns nicht das Leben gekoſtet hat!«

»Sie ſcherzen, vortrefflicher Freund. Aber ich mußte dieſes Wunderkind der vorſündfluthlichen Welt heraushaben aus den Felſen, und hätte ich unter den Felſen ſammt dem Karpfen begraben werden ſollen. Allein, erlauben Sie, ehe es zu dunkel wird, kann ich eine kleine Nach-

ſuchung halten. Ich ſage Ihnen, es iſt kein Fiſchabdruck, wie etwa in Sandſtein- und Thonſchiefern; nein, ein vollſtändiger Fiſch mit Fleiſch und Gräten, — der einzige in ſeiner Art, wie ihn bis jetzt kein Kabinet hatte.«

Mit dieſen Worten ſchlüpfte er in die Höhle, und ſchrie noch drinnen: »Herr, iſt mir der Schuß gelungen, ich gebe den Fiſch nicht um zweitauſend Gulden. Haben Sie Acht!«

Florian hatte aber nicht Acht, ſondern wandelte, Hermionen am Arm, längs den Felſen die Höhe abwärts, der Bellſchen Wohnung entgegen, die faſt eine halbe Stunde von Ihnen entfernt lag.

## 20.

## Die Prophetin.

Beide eilten nicht. Sie hatten ſich Vieles zu ſagen. Von Zeit zu Zeit blickten ſie zu einander ſeitwärts mit glänzenden Augen hin, und jeder Blick erzählte von dem Himmel, der in Beiden wohnte.

»Es iſt wahr,« hob Florian an, »dieſer wunderliche Profeſſor hätte uns mit ſeiner naturforſcheriſchen Thätigkeit im Feentempel begraben können. Aber ich bin ihm zu viel Glück ſchuldig, als daß ich nicht gern den kleinen Schreck verzeihen ſollte, den er uns gemacht hatte.«

»Und nicht er, vielmehr meine Zaghaftigkeit und Angſt, war Urheberin Ihres Schreckens, lieber Florian.«

»Wenn wir es ſtrenger nehmen, auch Sie nicht, theure Hermione, ſondern die, welche Ihre reizbare Einbildungskraft mit Schreckbildern, darf ich ſagen, des Aberglaubens? mit Traumbedeutungen und Weiſſagungen überfüllten.«

— O Freund, verdammen Sie nicht Alles, wie Pöbelglauben, was aus dem Gebiete der Seele hervorgeht.

»Indeſſen müſſen Sie zugeben, daß diesmal die untrüglichſte Erfahrung von der Richtigkeit aller Vorherſagun-

Digitized by Google

gen gemacht worden iſt. Jene Tropfſteinhöhle iſt eine Tropfſteinhöhle, und mehr nicht. Hätte man ihr nicht den Namen des Feentempels gegeben, würde man ſie ſchwerlich für die Herberge geheimer Mächte gehalten haben. Sie, theure Hermione, hätten meinen Traum vor der Höhle nicht für ein zauberartiges Einwirken dieſer Mächte gehalten. Sie hätten jenen unglücklichen Zufall in der Höhle nicht mit dem Traum in Verbindung gebracht.«

— Ich will Ihnen einräumen, daß ich den Traum und die Prophezeihung der Morne falſch deutete; darum könnten ja doch aber noch Traum und Morne Recht behalten. Schon bedeutſam ſind in Ihrem Traum Meer, Landhaus, Liliengarten. Finden Sie das nicht?

»Wenn man vom Reiſen träumt, treten wohl auch Meere und Landhäuſer hervor. Und daß mir die Menge Lilien erſchien, erkläre ich leicht, weil ich an Sie dachte, ſchöne Hermione, und von den Freunden wußte, daß Sie die Lilien vor allen Blumen ehren. Darum ſah ich Sie im Traume mitten unter Ihren Lieblingen und Ebenbildern.«

— Zuletzt verſtehen Sie ſich aufs Traumdeuten beſſer, als ein Chaldäer. Ich räume die Möglichkeit von Allem ein, was Sie ſagen. Aber die Möglichkeit höherer Beziehungen eines Traumes können Sie eben ſo wenig verwerfen.

»Nun denn, Möglichkeit gegen Möglichkeit! Warum uns mit Furcht vor Möglichkeiten quälen?«

Unter dergleichen Geſprächen war der dunkle Abend herangekommen; mit allen ſeinen Sternen leuchtete der Himmel herab, an den Hügeln umher das röthliche Licht der Hütten aus der Ferne, und ſchon ſah man im Vordergrund die erhellten Fenſter der Frau Bell hinter den Bäumen.

Traulicher, und Hand in Hand, wurden Abreden für den folgenden Morgen genommen. Indem ſie noch mit einander flüſterten, gaukelte ihnen durch die ſternenhelle

Digitized by Google

Nacht zwiſchen den Bäumen ein finſterer Schatten entgegen. Er ſchwebte mit ſeltſamen Schwüngen und Bewegungen auf dem Pfade von der Wohnung der Frau Bell. Es rauſchten Schritte. Vor ihnen ſtand die lange Geſtalt der Morne, die ihre Arme hoch aufſtreckte und rief: „Von hinnen, Flüchtling! Noch ſind die Blutflecken nicht von Ihren Kleidern gefallen.“

„Meinet Ihr mich, Frau Morne?“ ſagte Florian betroffen und unwillig.

„Morgen oder übermorgen erfahren Sie mehr!“ erwiederte die Alte: „Und immer zu früh!“ — Dann erhob ſie abermals die Hand hoch in die Luft und rief: „Auch der Himmel hat Augen, mein Herr!“

Hermionen überfiel bei dieſen ſeltſamen Worten ein unwillkührlicher Schauder. Sie drängte ſich näher an Florian, als ſuche ſie Schutz gegen das geſpenſterhafte Weſen des Weibes. Er bemerkte ihre Aengſtlichkeit, und ſagte: „Fürchten Sie nichts, Fräulein; Mutter Morne hat mich ſelber geſcholten, als ich ihr einmal eine Weiſſagung abforderte. Sie behauptete, nur Gott kenne die Zukunft.“

„Das ſagte ſie,“ rief die Alte, „und ſagt es auch heut. Aber auch ſagt ſie: der Menſch ſoll die Gegenwart kennen; und Sie, mein Herr, kennen ſie nicht, ſonſt wüßten Sie, daß Sie heute ein frommes Lamm zum Altar der Reue geführt hätten.“

— Und Ihr, Mutter Morne, wenn Ihr die Gegenwart verſtändet, würdet Ihr nicht frohen Menſchen mit Euerm Geſchwätze läſtig fallen. Gehabt Euch wohl!

„Gehabt Euch wohl! Gehabt Euch wohl!“ ſchrie die Alte: „Der Wunſch iſt nicht für mich, ſondern für Sie und Fräulein Delory vonnöthen. Gehabt Euch wohl, denn Ihr gehabt Euch übel. Sah ich nicht Blut auf dem Gipfel des Gros-Taureau? Nun ſehe ich das blutende Haupt. Herr, im trockenen Bette des Stromes la Combe habe ich gewarnt, und auch die Jungfrau gewarnt in den ſtillen Schluchten unter Longaigue. Wer hat mich gehört?“

— Ziehet Eurer Straße in Frieden, und laſſet uns friedlich unſers Weges gehen. Was haben wir mit Euch zu ſchaffen? Gute Nacht.

„Halt!“ ſchrie mit heiſerer Stimme die Schickſalsſchweſter, und fuhr mit beiden Armen in die Höhe, und blieb lange in dieſer Stellung einer Wahnſinnigen vor ihnen ſtehen: „Laſſen Sie ab vom Fräulein, und beflecken Sie Hermionens Gewand nicht mit dem Blute, das zum Herzen Hermionens ſchreit; ja, ja, ja, das zum Herzen Hermionens ſchreit; das ich auf dem Gros-Taureau ſah und Sie in der Waldquelle nicht abwaſchen konnten. Entweichen Sie aus dieſen Jurathälern, denn der Morgen wird Ihnen Herzeleid und der Abend Jammer bringen.“

— Verſtehen Sie von dem allen ein Wort? — ſagte Florian lachend zu Hermione.

„O, ich habe für das Fräulein die Auslegung unter drei ins Kreuz gelegten Schwertern, mit einer Dornenkrone umfaßt!“ rief die alte Morne, fuhr dann haſtig ſuchend in ihren Kleidern umher und zog einen Brief hervor, den ſie Hermionen reichte.

„Alſo von meinem Vater einen Brief?“ rief das Fräulein Delory, nahm der Morne den Brief ab, flüſterte Florianen eine gute Nacht, und flog davon zur Wohnung ihrer Freundinnen. In demſelben Augenblick wanderte auch die Morne in entgegengeſetzter Richtung mit langen Schritten den Berg hinan durch die Nacht. Florian ſtand allein. Er ſah Hermione hinter den Bäumen verſchwinden. Heiter eilte er den bekannten Pfad zum gaſtlichen Hauſe Staffards zurück.

## 21.

## Verwandlungen.

Vater Staffard war eben von einer Reiſe nach der Hauptſtadt zurückgekommen. Er brachte ſeinem bündenſchen Gaſtfreunde frohe Botſchaft mit, nämlich eine vom

königlichen Statthalter zu Neuenburg unterzeichnete Aufenthaltsbewilligung. Er ſelbſt hatte ſich zum Statthalter begeben, ihm Florians Verhältniß und Geſchichte erzählt und für den Verfolgten gut geſprochen. Beſonders hatte er die völkerrechtswidrige Verletzung des neuenburgiſchen Gebiets durch jene Franzoſen geltend gemacht, welche zwiſchen den Bayards und Brevine Florian und Georg überfallen hatten. Der Statthalter war wegen des Frevels ſehr entrüſtet geweſen.

„Nun genießen Sie in unſern Bergen vollkommene Freiheit und Sicherheit!“ ſagte der würdige Greis, als ihm, nach dem nächtlichen Mahle, Georg zum gefüllten Weinglaſe die Tabakspfeife gereicht hatte: „Wehe dem, der Ihnen ein Haar krümmt! Das Schickſal des Bündnerlandes wie der ganzen Schweiz, nun einmal an das Schwert der Ausländer hingegeben, wird noch lange zwiſchen dieſen ſchwanken. Tröſten Sie ſich, gedulden Sie ſich. Schon ſind wir über des Sommers Mitte hinaus. Bald wird der Herbſt in unſern Höhen einziehen, wo er, ſtatt des ſüßen Obſtes und der Trauben, Schnee und Reif an die Zweige der Bäume und Geſträuche hängt. Aber deſto erquicklicher wird es in unſern warmen Zimmern. Die Thäler ſpenden uns ihre ſchönſten Früchte und Gaben. Es wird Ihnen nicht an Unterhaltung fehlen. Sie ſind einer von den Männern, die auch mit ſich ſelbſt in guter Geſellſchaft ſind. Richten Sie ſich ein für den langen Winter bei uns. Denn wo fänden Sie mehr Freundſchaft, mehr Sicherheit und Freiheit? Nicht ſo, werther Bundesgenoſſe, Sie bleiben uns getreu?“

Mit dieſen Worten bot Vater Staffard herzlich ſeine Hand an Florian, der ſie mit Rührung ergriff und ſagte: „Es wäre an mir, zu bitten. Glücklicher, als in dieſer Heimath des Friedens und der Tugend, könnte ich ja nirgends ſein. Nicht einmal in mein zerſtörtes Vaterland zurück ſehne ich mich. Betrachten Sie mich als Ihren Sohn, wie mein Georg mich als ſeinen Bruder betrachtet.

Digitized by Google

Dann kann ich Ihnen doch, früher oder ſpräter, wie einem Vater erkenntlich ſein. Wir wollen dann den Winter Plane machen, wie ich hier mein Vermögen aus Graubünden am vortheilhafteſten anlege.“

„O Florian,“ rief Georg, „wir ſind ſchon an ganz andern Planen! Wir ſtehen ſchon im Handel, unſer hieſiges Heimweſen aufzugeben und vielleicht im nächſten Frühling in mildere Landſchaften zu ziehen. Denn dieſer rauhe Himmel will doch meinem Vater nicht zuſagen, eben ſo wenig der Frau Bell, die häufig kränkelt. Wir haben hier keine Aerzte in der Nähe.“

„Und wohin wollet Ihr ziehen, Ihr Glücklichen? Verſtoßet mich nicht. Ich wandere mit Euch!“ ſagte Florian.

„Ha!“ rief der Vater. „Mir wäre unſer rauher Berghimmel noch lange mild genug, und des Arztes bedarf der nicht, den einfache Lebensart, Arbeit und froher Muth gegen Krankheiten verwahren. Aber das ſind Weiberrevolutionen, die mich Alten von hinnen treiben. Meine Frau Nachbarin Bell, ihrer Geſundheit wegen, will ins ſüdliche Frankreich, in die Gegend von Antibes, zu ihrer Nichte Hermione. Dort iſt ein weitläufiges Nationalgut feil, worauf Georg ſpekulirt, weil Claudine ihrer Mutter nahe bleiben möchte. Und ſo muß ich Alter hintennach. Was ſoll ich allein hier in den Bergen?“

„Und du, o Florian, du mit uns ins gelobte Land nach St. Jmar!“ rief Georg: „Wie, du erröthest? Was ſollen wir auf der düſtern Feenhalde, wenn unſere Feen entwichen ſind? Die Hand her! Sagteſt du mir nicht, du ſtändeſt einſam im Leben, ohne Aeltern, ohne Geſchwiſter, ohne Freunde? Alles, Alles geben wir dir in der Nähe von St. Jmar und Antibes wieder. Willſt du? Mache mich glücklich! Die Hand her!“

„Könnte ich ſie dir verweigern, dem ich ſie auch geben würde, wenn ich ihn in eine Wüſte begleiten ſollte?“ ſagte Florian, und ſchloß Georg an ſein Herz.

Sie plauderten noch lange. Sie waren ſelig in den Vorbildern ihrer Zukunft. Und was ſie im Geſpräch ergötzt hatte, das umgaukelte ſie ſchöner noch in der Zauberwelt des Schlummers.

Aber der folgende Tag verwandelte Alles. Die Freude, welche der Himmel dem Menſchen ſpendet, iſt vergänglicher, als ein Sonnenblick zwiſchen Regenſchauern. Georg, der ſchon am Morgen im Vorbeigehen die Familie des Bellſchen Hauſes geſehen hatte, brachte die Nachricht heim, daß er die Frauenzimmer in unerklärlicher Stimmung und Verwirrung gefunden habe, nämlich Claudinen und ihre Mutter. Hermione ſei unſichtbar, das heißt, in ihrem Zimmer verſchloſſen geweſen, und, wie man geſagt hätte, unwohl.

„Aber,“ ſagte Georg, „die insgeſammt da drückt ein Geheimniß. Man ſieht in ihrem Geſicht den Umhang, welchen ſie vorgezogen haben, damit Niemand ſchaue, was dahinter wohne. Frau Bell ſpricht wenig, macht ſich viel mit Tiſchen und Stühlen zu thun, wiſcht von Fenſtern und Spiegeln den Staub, um aufmerkſamer zu hören, was man redet. Steht ſie aber im Geſpräch vor einem: ſo nickt ſie, nicht bejahend, nicht verneinend, mit dem Kopfe, und ſieht ernſthaft und überlegend drein, auch wenn man eben nur ſo ins Blaue etwas hinein, nichts für die Ueberlegung plaudert. Und die närriſche Claudine ſagt mir mit dem einen Blick: ich bin dir gut! und mit dem andern: nähere dicht nicht! mit dem einen: ich hätte Luſt, eins mit dir zu plaudern! mit dem andern: aber frage mich nichts! — Doch Geduld! Ehe vierundzwanzig Stunden durchs Land gehen, hab' ich Alles heraus.“

Florian, wegen Hermionens Geſundheit ein wenig bekümmert, die vielleicht unter den Schrecken des Feentempels gelitten haben konnte, theils nicht ohne Unruhe, daß die Warnungen der alten Morne und deren Treiben auf des Fräuleins Einbildungskraft gewirkt, begab ſich Nachmittags zur Wohnung der Frau Bell. Er fand Claudinen und

ihre Mutter; aber Hermione blieb unſichtbar. Die ſonſt ſo freundlichen Freundinnen nahmen gegen ihn ein gar bedächtliches, höflich-kaltes Weſen an. Wie erzwungen dies auch immerhin, beſonders bei Claudinen, erſchien, war es dem beſtürzten Bündner darum nicht minder kränkend. Er glaubte ſogar zu bemerken, daß er in dieſem Hauſe, in welchem er ſonſt willkommen geweſen war, ein etwas überflüſſiger Gaſt geworden ſei.

Eine Weile ſtand er unentſchloſſen und verlegen; aber, ſtatt empfindlich, wandte er ſich mit offenmüthiger Frage an die Frauenzimmer: „Alles trägt mir das Zeichen Ihrer Ungnade: was denn hab' ich geſündigt?“

„Nicht das Geringſte!“ ſagte Claudine höflich.

„Aber beſſer, Fräulein, wir gehen offen mit unſern Erklärungen hervor!“ entgegnete Florian: „Vielleicht iſt's ein Mißverſtändniß, das ſich zwiſchen uns drängen will. Ich liebe Sie Alle zu ſehr, als daß ich ohne Schmerz von der Achtung einbüßen könnte, deren Sie mich bisher zu würdigen ſchienen. Hab' ich gefehlt, ſo beſchwör' ich Sie, mir das Vergehen anzuzeigen, damit ich entweder meine Unſchuld rechtfertigen könne, oder die Strafe meiner Schuld mit Erkennung derſelben büße.“

„Wie kommen Sie zu dieſem ſonderbaren Verdacht gegen uns oder ſich ſelbſt?“ ſagte Frau Bell, und faltete am Umhang des Fenſters.

„Ihre Worte, Ihre Geſichtszüge, Ihr Thun und Laſſen führen zu dieſem Verdacht!“ erwiederte Florian: „Sie werden dies nicht mir, noch weniger ſich ſelber abläugnen wollen. Warum mir alſo verhehlen, was für Ihre und meine Ruhe wichtig iſt und vielleicht entſcheidet, ob ich...“

„Wir haben Ihnen nichts darauf zu erwiedern!“ verſetzte Frau Bell: „Wir haben gegenſeitig nichts zu ſchlichten, nichts zu richten. Erlauben Sie alſo, dieſes Geſpräch abzubrechen, das uns allen gleich peinlich werden muß.“

Digitized by Google

„Ich will gehorchen. Nur eine Frage geſtatten Sie mir: würde Fräulein Delory mir gewähren, ſie nur auf einige Augenblicke zu ſehen?“

„Nein!“ rief Claudine heftig: „Nein, ſie bedarf der Ruhe. Sie hat eine ſchreckliche Nacht durchlebt.“

„Sie bringen mich zur Verzweiflung, liebes Fräulein, wenn Sie nicht ſagen, ob ich als Urheber von den Leiden Ihrer liebenswürdigen Freundin angeſehen werde.“

„Nun ja; wenigſtens — Sie haben — Sie werden es . . .“

Frau Bell unterbrach haſtig ihre Tochter und rief: „Still, Claudine! Wer gibt dir Erlaubniß, zu plaudern? Kannſt du dich ſelbſt ſo ganz vergeſſen?“ Und dann zu Florian gewandt ſetzte ſie hinzu: „Verzeihen Sie. Wir müſſen ein Geſpräch enden, das für Keinen angenehm ſein kann. Hermionen iſt nicht wohl. Gönnen Sie dem armen Mädchen ſo viel Zeit, daß es ſich über ſein Schickſal erheben könne; dann werden Sie vermuthlich erfahren, was Sie wiſſen wollen, und was wir kein Befugniß haben, Ihnen wider Hermionens Willen zu verrathen.“

Mit dieſer Erklärung ward Florian entlaſſen, der davon eilte, um ſich auf einem einſamen Lauf durch Berg und Wald zu zerſtreuen, oder vielmehr zu ſammeln. Wie viel er umherſann, ließ ſich nicht errathen, wie er zu Hermionens Unglück beigetragen habe. Es ward ihm die Sibylle vom Gros-Taureau verdächtig. Sie hatte ohne Zweifel Hermionens Liebe entdeckt und Hermionens Bruſt mit abergläubiger Angſt erfüllt. Ein eigenes Bewandtniß mochte es auch mit dem geheimnißreichen Briefe haben, den die Wahnſinnige in der Dunkelheit des geſtrigen Abends gebracht hatte.

Als er in der Dämmerung nach langem Wandern zu Staffards Haus kam, eilte ihm Georg entgegen längs dem Hag des Gartens und ſagte: „Es muß Außerordentliches im Bellſchen Hauſe begegnet ſein; denn die Natur der Frauenzimmer iſt ganz und gar verwandelt. Sie alle

Digitized by Google

ſind ſtumm wie Fiſche. Mutter Bell erſchien allein. Claudine durfte ſich nicht zeigen. Hier waltet ein Geheimniß, es muß deine Perſon betreffen. Leite mich auf die Spur. Das Uebrige weiß ich morgen.«

Florian erzählte ihm die Geſchichte des geſtrigen Tages. »Vielleicht iſt es Reue in Hermionen,« ſetzte er hinzu, »daß das Herz, von der Gewalt ſeltſamer Zufälle überwältigt, zu viel verrieth. Vielleicht iſt es weiblicher Stolz, Herz und Hand einem Flüchtling und Abenteurer leichtſinnig hingegeben zu haben. Vielleicht iſt es Furcht vor den Weiſſagungen der alten Morne, die mich zu haſſen ſcheint. Vielleicht alles das zugleich!«

»Nichts!« rief Georg: »Hermione liebt dich. Und wäre er ein Bettler, ſagte ſie einſt zu Claudinen, und wäre er der Verworfenſte unter den Männern, er würde nicht minder Gewalt über mich üben. Mein Leben hängt an ſeinem. Aber ich weiß, ich werde mit ihm und durch ihn untergehen, und er mit mir und durch mich.«

---

22.

## Der Nebenbuhler.

Georg legte ſich auch folgendes Tages auf die Lauer. Aber ärgerlich kam er zurück und rief: »Ich glaube, der Teufel treibt ſeinen Spuk in dem Hauſe. Hermione und Claudine ſaßen auf dem Gartenbänkchen, als ich ankam. Gut, dachte ich, nun ſollt ihr mir Rede ſtehen. Wie mich aber die Mädchen in der Ferne erblickten, ſtanden ſie auf und gingen ins Haus. Ich fand Niemanden, als die Mutter. Ich mochte fragen und ſagen, was ich wollte, ich bekam keine Antwort, als ein Kopfſchütteln, ein Achſelzucken und allerlei Redensarten und Sprichwörter, die ich nicht verſtand; z. B.: Trau, ſchau, wem; — am Abend weiß man mehr, als am Morgen; — man muß nicht alle Ahnungen verwerfen.«

Digitized by Google

„Und ſaheſt du Claudinen nicht?“ fragte Florian.

„Allerdings. Höre nur. Sie kam. Die Mutter ließ uns ſogar beide allein. Nun hoffte ich, gewonnen Spiel zu haben. Ich fing ſogleich an. Sie aber ließ mich nicht zu Wort kommen, ſondern ſagte: „Lieber, goldner Herzens-Georg, ich darf Hermionen nicht länger als drei Minuten verlaſſen. Alſo geſchwind laß mich reden und dir eine Bitte thun.“ — Ich antwortete: „Auf der Stelle erfüll' ich ſie!“ Nun denn, ſagte ſie, du biſt ein liebes, wackeres Söhnchen. Alſo bitte ich dich, du ſollſt keine Frage thun, um dies und das zu wiſſen, was deine Neugier vielleicht gern wiſſen möchte. Ferner, ſage dem guten Florian, er thue mir leid. Er ſolle den Tag im Feentempel vergeſſen, und alles, was zu dem Tage gehört; er ſolle, der Ruhe Hermionens willen, nicht, ohne eingeladen zu ſein, in unſer Haus kommen.“ — So ſagte Claudine. Ich fragte ärgerlich: Warum? — Sie ſchüttelte das Köpfchen und rief: Das iſt die Frage, die du nicht thun ſollſt. — Dann ſeufzte ſie: O der arme Florian! Aber es ſind unglaubliche Dinge geſchehen; ich ſage dir, unglaubliche Dinge, und von der ſchrecklichſten Art. — Ich wollte noch einmal fragen. Sie aber rief: Die drei Minuten ſind vorbei! und ſprang davon, wandte ſich unter der Seitenthür noch einmal, warf mir ein Kußhändchen zu und verſchwand. Da ſtand ich allein. Ich wartete. Niemand kam zum Vorſchein. Da ging ich meines Weges.“

Dieſer Bericht des treuen Georg war vollkommen geeignet, die Neugier der beiden Freunde noch mehr zu entzünden. Sie beichteten beim Abendeſſen Alles dem Vater Staffard.

„Kinder,“ ſagte der Greis, „zerbrecht euch über Weibergeheimniſſe den Kopf nicht. Weiber haben keine wichtigern Angelegenheiten, als mit ihren Herzen, und da iſt's, wo ihre unglaublichſten Dinge geſchehen. Wer weiß, ob Fräulein Delory nicht einen Traum gehabt hat, der für daſſelbe merkwürdiger als die Beſtimmung der Toulоner

Flotte unter Bonaparte iſt? Oder ob nicht für Mama Bell der Tag von vorgeſtern ein Loos-, Glücks- und Unglückstag im Kalender geweſen? — Laßt die Weiberchen gehen; ſie werden von ſelbſt kommen und euch die unglaublichen Dinge der Reihe nach verrathen. Was den Brief betrifft, enthält er etwas Merkwürdiges, können wir es morgen wiſſen. Ich habe die Frau Bell zu ſprechen. Sie wird ſich freuen, ihr Herz gegen mich vom Geheimniſſe erleichtern zu können.«

Wirklich begab ſich Vater Staffard des folgenden Tages zu ſeiner Nachbarin. Die jungen Leute daheim brannten vor Ungeduld nach ſeiner Rückkehr und Botſchaft. Als ſie ihn endlich aus der Ferne wieder ankommen ſahen, gingen ſie ihm beide entgegen.

Der Alte lachte. »Hab' ich's doch gedacht,« ſagte er, »ihr würdet die Qual des Fegefeuers leiden, bis ich euch erlöſe. Nun denn, das Unglaubliche, was geſchehen iſt, habe ich mit meinen leiblichen Augen geſehen, und der Schlüſſel zu dem großen Räthſel kam mir ſchon unter der Hausthür der Frau Bell zu Geſicht.«

— Und das wäre? rief Georg.

»Ei nun, der Hauptmann Larmagne iſt's. Er hat ſich im Bellſchen Hauſe einquartiert.«

— Oho! rief Georg: Iſt's nur der? Warum machen ſie daraus ein Geheimniß? Etwa weil er beim Fräulein Delory ſeit etlichen Jahren den unglücklichen Liebhaber ſpielt?

»Hm!« verſetzte Vater Staffard: »Glücklich oder unglücklich; ein Anbeter iſt für ein Mädchen immer ein Anbeter. Und verſtößt Hermione auch ſeine Huldigungen, du weißt ja, ihr Vater begünſtigt ihn, und Hermionen gilt des Vaters Wort über Alles.«

— Sie hat aber beſtimmt erklärt, ſie liebe den Hauptmann nicht.

»Mir gleich. Aber bei dem Allen ſind nun die Unglaublichkeiten klar. Die Weiber fürchten zwiſchen den

Nebenbuhlern unfreundliche Auftritte, vielleicht Blutvergießen. Sie wiſſen ja durch dich und mich, wie Florian mit eben dieſem Hauptmann ſchon ob den Bayards unſanft an einander gerathen iſt.«

»Wie?« rief Florian: »Iſt's derſelbe, der mich droben angreifen wollte, als wir von Brevine kamen?«

»Allerdings!« erwiederte Georg: »Ich mag den Menſchen nicht. Er war in der Feenhalde, als er Hermionen auf Befehl ihres Vaters hierher begleiten mußte. Denn Oberſt Despars, Hermionens Stiefvater, iſt der vertrauteſte und innigſte Freund des Hauptmanns Larmagne. Er blieb damals mehrere Tage bei Frau Bell; aber ich hatte ſeiner in der erſten Stunde ſatt, und kam nicht mehr zu Claudinen, ſo lange er dort lebte; ſah ihn auch nicht wieder, bis wir ihn diesſeits Brevine fanden. Fängt er hier wieder Händel an, ſo ſoll er von Glück ſagen, wenn ich ihm im ganzen Leibe einen einzigen Knochen ungebrochen laſſe.«

»Halt!« rief Vater Staffard: »Keine Unfugen! Laſſet den Hauptmann in Frieden; verderbet nicht, was die Weiber Gutes zu thun denken.«

## 23.

## Alte Bekanntſchaft.

Florian war ſo gehorſam, daß er ſogar beſchloß, im Hauſe zu bleiben, um ſeinem Nebenbuhler nicht einmal auf einem Spaziergange aufzuſtoßen.

Er ſaß alſo auf ſeinem Zimmer, unter Büchern und mathematiſchen Zeichnungen und Berechnungen, als bei ihm angepocht ward. Siehe, da trat der Herr Profeſſor Onyx herein.

»Beſter, einziger Mann!« rief dieſer, und ſtand mit einem großen Sprunge vor Florians Arbeitstiſch: »Ich hätte Sie billig längſt beſuchen ſollen; aber Sie wiſſen,

man hat ſeine Geſchäfte, man bleibt ſeiner Zeit nicht Meiſter, und unter Freunden und Männern rechnet man nicht nach. Alſo nichts für ungut. Sie ſind unter Büchern vergraben. Nun, ich bleibe nicht lange. Ich halte mich unterdeſſen ſtill, wie ein Fiſchchen. Ad vocem Fiſch — Sie wiſſen, wie es mit meinem vorſündfluthlichen Fiſche ergangen iſt? Es war ein ſündliches Unglück! Alles in zehntauſend Granatſtückchen zerſprengt. Keine Spur mehr zu ſehen.“

— Ich beklage den Unfall, Herr Profeſſor. Allein ...“

„Erlauben Sie, Seelenfreundchen, ich bemerke mit Entzücken, Sie ſind Mathematiker. Ich ſehe da nichts als algebraiſche Formeln bei Ihnen. Freund, wir haben uns nicht vergebens gefunden. Wir treten mit einander in Societät. Ich gebe Ihnen meine Lokal- und techniſchen Kenntniſſe; Sie geben mir Ihre Mathematik. Ein Mann, wie Sie, hat mir gefehlt, um das wichtigſte Räthſel zu löſen. Sind Sie zu Lons-le-Saunier geweſen? Oder zu Salins?“

— Nein.

„Sie müſſen hin mit mir! Sie müſſen hin.“

— Darf ich wiſſen, warum?

„Sie ſollen erſtaunen. Ich werde Ihnen dort, wo die ſalzhaltigen Quellen aus der Gipsformation hervorgehen, ſämmtliche darüber liegende Gebirgslager zeigen, und — ja, ſpringen Sie deckenhoch! — ich zeige Ihnen dann die nämlichen Formationen in der Gegend des Neuenburger Sees. Frage: wie tief müſſen wir bohren, um das Salzlager zu erteufen? wenigſtens die geſalzenen Quellen aufzuſchließen? Das können Sie mit Ihren algebraiſchen Formeln berechnen, ſobald Sie das geognoſtiſche Verhalten bei Salins und Lons-le-Saunier kennen. Dann iſt uns beiden geholfen, uns und dem Fürſtenthum und der ganzen Schweiz. Noch vor einer Stunde ſagte ich zum Fräulein Delory ...“

— Sie haben das Fräulein geſprochen?

Digitized by Google

„Drei Worte. Alſo ich ſagte . . . was ſagte ich? Was hatte ich ſagen wollen? Sie haben mich unterbrochen.“

— Vom Fräulein Delory ſprachen Sie.

„Vom Fräulein? — Ich brachte ihm friſche Hermionen. Sie nahm eine einzige und ſteckte ſie vor ihren Buſen. Der Hauptmann war etwas unartig dabei.“

— Hauptmann Larmagne?

„Ei nun, von dem nachher. Denken Sie, Seelenſchatz, wie wir zur Saline die unerſchöpflichen Torfgruben dieſer fanlen Thäler zu Gute machen können; welcher neue Gewerbsfleiß und Verkehr eingeführt wird! Der Genfer und der Neuenburger See werden beſſer verbunden. Wallis muß uns ſeine Urwälder ſenden. Durch die Thiele, zum Bieler See und zur Aare, ſind wir Meiſter der vornehmſten Waſſerſtraßen, um den Verſchleuß unſeres Kochſalzes mit Leichtigkeit zu betreiben. Wir können ohne Mühe die ganze Schweiz beſalzen.“

— Ich wollte lieber, Sie hätten dem Hauptmann die Unart gegen Fräulein Delory verſalzen.

„Gegen das Fräulein war er artig; er küßte ihm vor meinen Augen die Hand. Ich hätte das an des Grobians Stelle in meiner Gegenwart nicht gethan. Aber gegen mich betrug er ſich ungeſchliffen, als ich . . .“

— Er that alſo vertraulich?

„Verſtehen Sie mich wohl. Ich und der Hauptmann ſind alte Freunde und Bekannte. Man ſagt einander ſeine Meinung, und läßt es dabei bewenden.“

— Und der Hauptmann und das Fräulein auch alte Bekannte?

„Verzeihen Sie, Beſter, ich habe eben nicht Acht darauf gehabt. Wie ich mich dunkel erinnere, war das Fräulein ſehr einſilbig.“

— Wie? Sie erinnern ſich deſſen nur dunkel? Und erſt vor einer Stunde waren Sie bei Hermionen?

Digitized by Google

„Allerdings. Aber eine verwettert große Kreuzſpinne, die ſich vor dem Fenſter am unſichtbaren Faden ſchwebend hielt, nahm meine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Sie hätten die ſchöne Beſtie ſehen ſollen!“

— In Geſellſchaft eines ſchönen Mädchens, Herr Profeſſor, würden mich ſchwerlich die Reize einer Kreuzſpinne angezogen haben.

„Wer ſpricht von Reizen? Was den Punkt betrifft, Freundchen, haben wir einerlei Meinung, und ich geſtehe, Hermione war ſchöner, als die Kreuzſpinne. Allein die Kreuzſpinne iſt nicht ohne hohes Intereſſe für den Beobachter. Ich gebe für unſere geſammte künſtliche Witterungskunde keinen Sous. Spinnen, Spinnen ſind die wahren Propheten der Natur, die untrüglichen Zeiger an der atmoſphäriſchen Uhr! Ehe man nicht einen Spinnenkatechismus, einen Auszug der Arachnologie in den Schulen lehrt, ehe man nicht in jedem Bauernhauſe die Spinnen für heilige Thiere erklärt und ſie ſchont, wie die Störche auf den Dächern, wird der Landbau und kann er nicht den Gipfel ſeiner Vollkommenheit erreichen.“

— Ihre Kreuzſpinne ließ Sie alſo von Allem nichts ſehen und hören, was der Hauptmann und das Fräulein...

„Mein Gott, das Fräulein hatte uns beide, den Hauptmann und mich, längſt allein ſtehen laſſen, als mich der beim Arm nahm, zur Stube und zum Hauſe hinausführte und zu einem Spaziergang einlud. Da kam denn das Geſpräch auf Sie, ich weiß nicht wie. Er fragte mich um tauſend Dinge. Ich erzählte, was ich wußte. Ich ſchwöre, der Schnurrbart iſt verliebt in Sie. In ſeiner Begeiſterung ſchleppte er mich wieder auf ſeine Stube zurück; da ſchrieb er ein Briefchen für Sie, ein wahres Liebesbriefchen. Ich hätte das Ding faſt vergeſſen. So iſt's, Freundchen, wenn Sie ins Plaudern kommen. Sie machen einem Alles vergeſſen.“

Mit dieſen Worten überreichte Herr Onyx den Brief. Florian erbrach und las ihn.

Digitized by Google

„Gelt, der Hauptmann iſt entzückt, Ihre Bekanntſchaft zu machen? Hätt' ich ihm aber noch erzählt, was ich nun von Ihren mathematiſchen Kenntniſſen weiß, — ad vocem Mathematik: wie ſteht's mit unſerm Verſuch auf Steinſalz am Neuenburger See?“

— Der Hauptmann erwartet meine Antwort, Herr Profeſſor.

„Ich habe verſprochen, ſie ihm auf der Stelle zu bringen. Leben Sie wohl. Gut, daß Sie mich daran mahnen. Leben Sie wohl!“

— Sie kennen ja meine Antwort nicht. Einen Augenblick Geduld.

Florian ſchrieb auf ein Zettelchen: „Ich werde die Ehre haben, mein Herr, Ihre Wünſche zu erfüllen.“ — Profeſſor Onyx nahm den Zettel und ſprang davon, indem Georg eben ins Zimmer trat.

Florian gab dieſem den Brief des Hauptmanns, der alſo lautete:

„Wenn Sie, mein Herr, derſelbe Abenteurer aus Bünden ſind, der ſich zwiſchen den Bayards und la Brevine ſo bäuriſch-tapfer gegen franzöſiſches Militär betrug, ſo haben Sie Ihr Wort, als Mann von Ehre, zu erfüllen, und mir Genugthuung zu leiſten. In dem Fall erwarte ich Sie genau um Sonnenaufgang auf dem Fußwege nach la Brevine, am Eingang des Tannenwäldchens an der Halde. Ich habe Niemanden, als meine Ordonnanz bei mir, und nur meinen Degen. Ich erwarte Ihre Antwort. Laſſen Sie mich am beſtimmten Orte nicht zu lange zögern. Meine Geſchäfte rufen mich nach Pontarlier.

L. Larmagne.“

Georg machte beim Leſen ein zorniges Geſicht. „Was antworteſt du?“ fragte er.

„Wir gehen morgen mit einander hin!“ erwiederte Florian.

Dem treuen Georg ſchien der Handel, wegen ſeines Ausgangs, bedenklich. Denn Sieger oder beſiegt, war,

Digitized by Google

wenn es blutig ablaufen würde, Florian entweder gezwungen, ſich flüchtig zu machen, oder übel zugerichtet und verwundet längere oder kürzere Zeit das Schmerzenlager zu hüten. Wiewohl ihm Florian Muth einſprach, ſandte Georg dennoch Florians unentbehrlichſte Reiſebedürfniſſe noch in der Nacht durch einen Boten gen la Brevine, und ließ dort einen leichten Wagen zur Flucht bereit halten. Er ſollte aber vor der Hand nicht weiter, als bis zu einem Freunde nach Boudry.

## 24.

## Der Zweikampf.

Noch ſah man in Oſten nur blaſſes Licht, und die Sterne hingen wie strahlende Kränze und Ketten am Himmel umher, als die beiden Freunde ſchon auf dem Wege zur Halde waren. Florian erheiterte den bedenklichen Georg durch muthwillige Scherze.

Die Sterne verloren ſich gemach über ihren Häuptern; es entbrannte eine dunkle Gluth am Horizont. Da kamen ſie zum Eingang des Tannenwaldes. Das prachtvolle Vorſpiel des Sonnenaufgangs und des Welterwachens entſchädigte ſie für das Verzögern ihres Feindes. Sie ſprachen von ihrer Zukunft; ſie ſchwärmten auf den Flügeln ihrer Einbildungskraft im Zauberlande erfüllter Wünſche. Da ſtreute die Sonne ihr Erſtlingsgold auf die begeiſterten Jünglinge. Die Gebirgswelt ſtieg im Licht auf; an den Grashalmen des Wieſenteppichs blitzten mit ſpielenden Farben die Diamanten des Thaues; ſtille Nebelmeere rollten ſich über die Tiefe der Thäler auf.

Indem vernahm man Stimmen. Der Hauptmann war's, begleitet von einem Soldaten, der einiges Gepäck trug.

„Verzeihung, meine Herren,“ rief er, „daß ich Sie vielleicht warten ließ. Aber eben erſt ſteigt die Sonne hinter dem Berge hervor. Gehen wir friſch ans Werk.

Da ſeitwärts im Gebüſch zwiſchen den Tannen iſt bequemer, freier Platz!«

Sie folgten ihm dahin. Georg verſuchte friedfertige Unterhandlungen. Der Hauptmann wies ihn kurz und derb ab. »Mit Ihnen, junger Menſch, der mir ſeine Weisheitspredigt mit der Miene eines Großpapa halten will, hab' ich nichts zu ſchaffen. Ich ſuche den da, der eine kleine Züchtigung verdient.«

»Herr Hauptmann,« ſagte Florian, »Sie werden wenigſtens bemerken, daß ich Sie nicht fürchte. Ich geſtehe aber, daß ich keine Luſt habe, mich mit Ihnen zu ſchlagen, weil ich's für Albernheit halte. Sie mögen ein ganz achtungswerther Mann ſein; aber drüben auf dem Berge, den Sie von hier ſehen, waren Sie der muthwillige Urheber des Gezänks. Laſſen Sie uns unſere Sache als vernünftige Leute abthun. Trotz dem, daß Sie mich dort zur Nothwehr zwangen, bitt' ich Sie deswegen um Verzeihung. Ich that Ihnen vielleicht weher, als ich wollte.«

»Damit wird nichts abgethan!« erwiederte der Hauptmann: »Sie haben ſich wie ein Meuchelmörder benommen. Ich will Ihnen nur ein Denkzettelchen geben.« Damit zog er den Degen.

»Und wenn einer fallen ſollte?« ſagte Florian: »Welchen Gewinn hätte der Sieger? Ich kenne Ihre Verhältniſſe im Bellſchen Hauſe.«

Der Hauptmann ward feuerroth und ſagte mit funkelnden Augen: »Eben das hab' ich bedacht! Ein ſignaliſirter Landſtreicher Ihrer Art muß nicht die Rechte der Gaſtfreundſchaft entweihen.«

»Wo entweiht?« rief Florian auffahrend.

»Darüber hab' ich keine Rechenſchaft zu geben. Aber Blut um Blut. Fräulein Delory ſoll mir danken. Wohlan denn, Burſche, gezogen!«

»Nein!« ſagte Florian: »Ich verlange Erklärung. Sie ſind zornig. Das taugt nicht zum Fechten. Beruhigen Sie ſich, ſonſt geben Sie mir zu viel Ueberlegenheit.«

Digitized by Google

„O du Strolch und Rebell und Mörder meiner tapfern Kameraden in Diſentis, dein Stündlein hat geſchlagen. Bereite deine Seele! Zieh!“

„Geben Sie Erklärung! Uebrigens bin ich weder ein Rebell von Diſentis, noch Mörder Ihrer Kameraden!“

„Zieh!“ brüllte der Hauptman.

„Zieh!“ ſchrie jetzt Georg: „Wie kannſt du da ſo gelaſſen ſtehen? Ich wollte, du hätteſt dem Kerl ſchon ob Brevine das Genick gebrochen!“

Der Hauptmann verſetzte Georgen, ſtatt der Antwort, einen Streich mit der Degenklinge über den Rücken. Jähllings ſprang Florian dem Hauptmann entgegen. Die Klingen waren ſogleich im Gemenge, und nach anderthalb Minuten flog der Degen des Hauptmanns, ihm mit einem Schlage und Wirbel aus der Fauſt gedreht, ſeitwärts gegen einen Baum. Florian ſetzte ihm die Spitze ſeines Degens auf die Bruſt und ſagte: „Herr Hauptmann, Sie ſind in meiner Gewalt. Ich verlange Erklärung!“

„Das iſt ein Fechterſtückchen!“ ſchrie der Hauptmann: „Nun, mach's fertig, ſtoß zu!“

„Nimmermehr!“ erwiederte Florian: „Ich verzeihe Ihnen!“ — Mit dieſen Worten trat er zurück; aber mußte ſich eben ſo ſchnell wieder zur Wehre ſtellen, weil der Hauptmann ſeinen Degen durch den Soldaten wieder empfangen hatte.

„Wenn ich dich gezeichnet habe, Böſewicht!“ brüllte der Hauptmann, indem er das Gefecht erneuerte.

„Willſt du Blut ſehen, ſo ſieh es! Achtung gegeben! Achtung! Beſſer noch! Beſſer!“ rief Florian, und in demſelben Augenblick war der Hauptmann mit Blut übergoſſen. Florians Klinge war ihm zwiſchen Achſel und Hals durchs Fleiſch gefahren. Der Soldat ſprang mit Geſchrei herbei, eben ſo Georg. Florian warf den Degen fort. Man legte den Hauptmann ins Gras und unterſuchte die Wunde. Georg hatte ſich mit allem Nöthigen zum Ver-

Digitized by Google

band verſehen. Es währte lange, ehe man den Strom des Blutes ſtillen konnte.

„Das war ein rauher Stoß!“ ſagte Larmagne, indem man ihm das Blut von den Kleidern trocknete: „Ich kann nicht weiter. Bringen Sie mich zur Frau Bell zurück. Und du,“ fuhr er zum Soldaten fort, „laufe nach Brevine, beſtelle den Wagen ab; ſage, mir ſei ein Unfall begegnet. Ich überlaſſe mich dieſen Herren. Es ſind, hoff' ich, Männer von Ehre.“

Georg gab dem Soldaten einen mit Reißblei geſchriebenen Zettel, um einen Wundarzt herauf zu beſcheiden.

„Meine verdammte Hitze!“ ſagte der Hauptmann zu Florian, der ihm den Mantel des Soldaten umwarf: Meine verdammte Hitze und — und — Ihr verdammtes Glück! Aber ich muß bekennen, Sie ſind ein Mann von Ehre und Großmuth. Behalt' ich das Leben, werd' ich Ihr Freund. Sie ſchlagen ſich brav. Sie haben kaltes Blut. Ich bin Ihnen Achtung ſchuldig. Alſo Hand her!“

Florian reichte die Hand; ebenſo Georg, den der Hauptmann um Verzeihung bat. „Ich bin ein Glühkopf mein Lebtage geweſen!“ ſagte Larmagne: „Ich glaube, ſo wahr ich lebe, ich muß ſterben.“

Georg bemerkte, daß dem Verblutenden eine Ohnmacht bevorſtehe, und wuſch ihm Stirn und Schläfen mit Kirſchwaſſer. Der Hauptmann that einige Zöge aus der Flaſche, und fühlte ſich bald ſtärker. Als er aber aufſtehen wollte, um am Arm der jungen Männer zurückzugehen, ergriff ihn ein Zittern. „Der Teufel ſoll mich holen,“ rief er, und ſank wieder nieder, „ich komme nicht von der Stelle. Mit mir iſt's einmal aus.“

Sie beruhigten ihn; machten einen Sitz aus einem Zaunpfahl; trugen ihn zwiſchen ſich, bis ſie beim erſten Hauſe beſſere Hülfe erhielten. Dann ward er mit Bequemlichkeit weiter gebracht.

Digitized by Google

## 25.
## Die Verbannung.

Frau Bell kam mit Claudinen und Hermionen und allem ihrem Hausgeſinde dem Trauerzuge ſchon vor dem Hauſe entgegen. Georg hatte Fürſorge getragen, voraus⸗zueilen und die Frauenzimmer durch Erzählung des Vor⸗falls auf den Anblick zu bereiten.

„Zanken Sie doch ja nicht mit mir, Theuerſte,“ rief Larmagne der Frau Bell zu, „daß ich wieder komme. Und noch weniger machen Sie dem Mann hier“ — er nahm Florians Hand freundlich in die ſeinige — „ein böſes Geſicht. Er iſt, beim Himmel, ein Mann wie ein Engel, und ſchlägt ſich wie ein Teufel. Hätte er's gewollt, ſäße ich jetzt, ſtatt vor Ihrer Hausthür, vor der Höllen⸗pforte. Vorwärts!“

Die Frauenzimmer ſtanden ſchaudernd um den blutigen, bleichen Mann. Hermione heftete einen düſtern Blick auf Florian. Man trug den Hauptmann ins Haus. Alle folgten. Auch Florian wollte hülfreich nachgehen. Aber eine zarte Hand ergriff die ſeinige. Hermione zog ihn ſeitwärts in ein Zimmer.

Sie wollte ihn anreden, und vermochte es lange nicht. Ihre Lippen bebten leiſe. Sie hob die gefalteten Hände empor, als fordere ſie Stärke von oben her. Dann ſprach ſie: „Um Gottes Barmherzigkeit willen, was haben Sie wieder geſtiftet?“

Er bemühte ſich, ſie zu beruhigen, und gab zu ſeiner Rechtfertigung die einfache und treue Erzählung der Be⸗gebenheit.

„O,“ rief ſie, mit jammervollem Blick auf ihn, „ich glaub' es ja. Aber was hilft alle Rechtfertigung? Unſer Schickſal erfüllt ſich. Sie haben mich ſchon in den Abgrund niedergeriſſen. Es iſt ſchon vollbracht. Sie können mich nicht mehr retten. Fliehen Sie, denn ich bin beſtimmt, Sie in gleich großes Verderben niederzureißen.“

— Hermione, ich beſchwöre Sie, Ihrer Ruhe und meiner Ruhe willen, keine abergläubige Beſorgniſſe. Gedenken Sie Ihres Verheißens im Feentempel.

„Was hilft's mir? Ich bin ja ſchon um alles Glück des Lebens gebracht. O wären die Felſen im Feentempel über uns zuſammengeſtürzt, ich hätte ein Leben an Ihrer Seite ausgehaucht, das nun ein endloſer Schmerz geworden iſt.“

— Sie erſchrecken mich. Was iſt geſchehen? In welcher Verbindung vielleicht ſtehen Sie mit dem unglücklichen Larmagne?

„Mit ihm in keiner. Aber zu Ihrem Verderben, Unglücklicher, bin ich an Sie gebunden. Ich liebe Sie, Florian, und Ihnen muß ich den Kelch der Verzweiflung reichen! Zweifeln Sie nicht, es geſchieht. Ja, es geſchieht, ſo wahr es geſchehen iſt, daß ich durch Sie elend geworden bin!“

„Durch mich?“ rief Florian erblaſſend.

„Leſen Sie. Mögen Sie Alles wiſſen!“ ſagte Hermione, indem ſie einen erbrochenen Brief wies, der auf dem Tiſche lag. Das Siegel mit drei ins Kreuz gelegten Schwertern und einer Dornenkrone herum, erinnerte ihn an die Morne.

Er las. Der Brief war aber ſchon über ein Vierteljahr alt, und von Bellinzona geſchrieben durch einen Freund von Hermionens Vater. Jener bereitete die Tochter auf die Nachricht vor, daß Oberſt Despars an ſeinen in einem bündenſchen Bauernaufruhr empfangenen Wunden ſchwer darnieder liege; daß man noch Hoffnung hege, ihm durch Abnehmung ſeines rechten Arms das Leben zu erhalten. Die Wunde ſei jedoch durch Mangel an nöthiger Pflege gefährlich geworden, weil der Oberſt bald, beim Vordringen der öſterreichiſchen Uebermacht, mit andern Verwundeten von Thal zu Thal und über die höchſten Gebirge geſchleppt worden ſei, die damals noch mit tiefem Schnee bedeckt geweſen. Nun ward von dem Briefſteller umſtändlichere

Auskunft gegeben, wie der Oberſt, und bei welchem Anlaſſe, und an welchem Tage er die Verwundung empfangen habe. Der Schluß des Schreibens enthielt beſondere Aufträge des Oberſten an ſeine geliebte Hermione, im Fall er die Welt verlaſſen müßte.

Florian glich faſt einer Leiche, als er in der Beſchreibung vom Mörder des Oberſten Despars ſich ſelber erkannte. „Mein Gott,“ ſprach er mit kaum hörbarer Stimme, mußte es eben nun der ſein!“ — Der Brief entfiel ſeiner Hand.

Nach einer Weile trat er zu Hermionen, die am Fenſter mit verhülltem Geſicht ſaß, und ſprach: „Fräulein, zwar iſt mir unbekannt, woher Sie wiſſen, daß ich's bin, der das Blut Ihres Vaters vergoß. Aber, ich geſtehe, ich war es. Unter ähnlichen Verhältniſſen würde ich auch heute nicht anders handeln können. — Fräulein, Sie haben Recht; wir ſind geſchieden. Nie können Sie dem Mörder Ihres Vaters Hand und Herz geben; nie, wie ſchuldlos ich auch bin, würde ich den Muth haben, dieſe heilige Hand zu fordern. Doch eine Frage noch: haben Sie keine ſpätere Nachricht, als dieſen Brief?“

„Ein Soldat, der nach Beſançon ging und dieſen Brief trug,“ antwortete Hermione, „hatte denſelben in Bellinzona empfangen. Eben dieſer Soldat aber, damals befehligt, mit einer Abtheilung des Bataillons Gefangene nach Frankreich zu begleiten, erhielt nachher andere Beſtimmungen, und konnte vom Looſe meines Vaters nichts ſagen, als — das Traurigſte. Beim Abmarſch aus Bellinzona ging die Sage unter den Soldaten, der Oberſt ſei geſtorben, weil er ſich den Arm nicht habe wollen abnehmen laſſen. Die vielen Treffen, Schlachten und Rückzüge unterbrachen ſeitdem alle Verbindungen. Vielleicht ſind Briefe verloren gegangen.“

„Wohin aber,“ fragte Florian, „iſt das Bataillon oder die Brigade Ihres Vaters gekommen? Wo der jetzige Aufenthalt des Generals Menard?“

Hermione erwiederte traurig und leiſe: „Mutter Morne, welche dem Soldaten den Brief zu Couvet abnahm, forſchte vergeblich. Wäre mein guter Vater am Leben, er hätte mir mehr denn ſchon ein Zeichen von ſich gegeben.“

Florian ſtand in finſterer Betäubung vor der Unglücklichen, und unglücklicher als ſie.

„Nun denn,“ ſprach er nach einer langen Stille, „ſo ſei es! Ich habe Luſt, die Tugend für eitel, das Schickſal für blind, die geſunde Vernunft für überflüſſige Waare und den Aberglauben für die höchſte Weisheit zu halten. Wer hätte ahnen können, daß die Fabeleien eines alten Weibes voll tiefen Sinnes und die pflichtvollſten Handlungen zuletzt verderbenvoll ſein könnten. Sie ſind unglücklich, Hermione, ja, Sie ſind's durch mich geworden. Ich habe Ihren Vater getödtet. Sie haben ihn geliebt, und ich habe Sie, ohne mein Wollen und Wiſſen, in den Abgrund aller Schmerzen niedergeriſſen.“

Hermione weinte ſtill vor ſich hin. Er erzählte ihr darauf einfach das Unglück, wie es ſich in ſeiner Heimath zugetragen.

„Ich wußte es längſt durch Claudine und Georg!“ ſagte ſie: „Damals, als ich nicht ahnen konnte, wen Ihr unglückliches Schwert traf, bewunderte ich Ihren Muth und Ihr Glück. Der Menſch ſoll keine That preiſen; er weiß nicht, ob ſie ſein Fluch wird. — Ach, ſchrecklicher Mann, Sie haben meinen Vater erſchlagen, und nun auch den Hauptmann Larmagne, den Jugendfreund meines Vaters! — Leben Sie wohl. Ihr Arm, der mich ſchützen ſollte, hat mich tödtlich verwundet. Ich werde Sie ewig lieben und Sie ewig fliehen. Verlaſſen Sie dieſe Gegenden bald — heute — jetzt! Ach, das Entſetzlichſte wartet meiner noch. So wahr erfüllt iſt, daß ich durch Sie die Elendeſte werden müſſe: ſo wahr wird erfüllt, daß ich das Werkzeug Ihres Verderbens bin.“

Digitized by Google

Florian ſtand in einer innern Zerriſſenheit ſeines Weſens, wie er nie geweſen. Er konnte ſich in ſeinem Looſe nicht finden. Er fühlte mit dem Ausſpruch ewiger Trennung von Hermionens Lippen zum erſten Male die ganze Gewalt ſeiner ungeheuern Leidenſchaft.

Nach langem Schweigen ermannte er ſich. Er nahm Abſchied. Er fragte: ob ſie ihm erlaube, ihr aus der Ferne ſchreiben zu dürfen. Sie antwortete nichts. Er bot ihr zum Lebewohl die Hand. Die ihrige aber zuckte zurück, und er bemerkte, wie Hermionens ganze Geſtalt in einem Schauder erbebte.

Da ſtürzten die erſten Thränen aus ſeinen Augen. Da wandte er ſich, mit der Hand ſein Geſicht bedeckend, von ihr hinweg, und ging zur Thür. Aber wie er dieſe öffnen wollte, flog ihm Hermione nach, und mit der ganzen Ausgelaſſenheit ihres Schmerzes warf ſie ſich an ſeine Bruſt, umſtrickte ſie mit ihren Armen ſeinen Hals und rief: „Lebe wohl, du mein Erſtes und Letztes, Mann meines Segens und Fluchs, Mann meiner Liebe und meines Entſetzens, meiner Sehnſucht und meines Schreckens. Lebe wohl, ewig; und haſſe mich nicht, wenn ich dir Untergang und Elend bringen muß! — lebe wohl! mein Herz iſt nun gebrochen.“

Mit dieſen Worten riß ſie ſelbſt die Thür auf und drängte ihn von ſich. Er ging. Die Thür flog ſchmetternd hinter ihm zu. Er ſtand draußen im Freien und eilte, ſich ſeiner ſelbſt kaum bewußt, wie ein Verzweifelnder, mit raſchen Schritten durch die Felder.

---

## 26.

## Die Rache und der Tod.

Schon war er geraume Zeit gerannt, als hinter Tannen hervor eine Stimme rief: „Zurück! Zurück, Sohn des Verderbens!“

Er ſah auf, und erblickte die alte Morne, die ihren Stab gegen ihn ſchwang und, mit allen Zeichen der Angſt in den Gebehrden, ſich bewegte, als könne ſie ihn wie ein ſchüchternes Kind in die Flucht treiben. Sie ſtand zwiſchen Tannen, keuchend, den Schweiß im Antlitz, mit fliegendem Athem. Florian ſah Blut zu ihren Füßen. Er erkannte den Ort. Es war die Stätte, unweit welcher er ſich mit Larmagne geſchlagen hatte. Es erſchütterte ihn unwillkührliches Grauſen.

„Zurück!“ ſchrie die Alte noch ein Mal.

„Unglückſelige!“ rief Florian: „Mußt du die Letzte ſein, die ich in dieſen Höhen erblicke, wie du die Erſte warſt, die mir auf dem Grostaureau entgegenkam? — Fort, laſſ' mich meines Weges ziehen. Was hab' ich mit dir zu ſchaffen, daß du dich in meine Verhängniſſe mengſt?“

„Keinen Schritt weiter!“

„Warum?“

„Man ſucht Sie.“

„Wer ſucht mich?“

„Die Rache und der Tod...“

„Deſto beſſer!“ ſchrie Florian, und ſchleuderte die Alte, die ihm den Weg vertreten wollte, ſo ungeſtüm auf die Seite, daß ſie zu Boden ſtürzte. Er aber ging abwärts durch den Wald. Es war der Weg von der Feenhalde nach les Verrieres. Er empfand eine Art von Zufriedenheit, dieſen Weg gefunden zu haben. Ihm lag darin Wink der Vorſehung, ſeine Flucht auf der Stelle zu vollziehen. Noch harrte ſeiner in Verrieres der Wagen, den ihm Georg zur Reiſe nach Boudry beſtellt und mit den dringendſten Nothwendigkeiten verſehen hatte. Noch war er nicht weit gegangen, hörte er im Gebüſche drunten menſchliche Stimmen. Er erkannte deutlich die Stimme des Profeſſor Onyx. — Bald zeigten ſich, den Weg heraufkommend, mehrere Männer, mit Gepäck beladen. Sie gingen grüßend an Florian vorüber. Nach einer Weile zeigte ſich daherſchreitend Profeſſor Onyx an der Seite

eines Offiziers, der, in ſeinen Mantel gehüllt, das Reitpferd am Zügel durch einen Bedienten nachführen ließ.

„Ei, ſieh da unſer Seelenfreundchen!“ rief der Profeſſor, und zeigte auf Florian: „Lupus in fabula! Kommen Sie, beſter Schatz; eben haben wir von Ihnen geſprochen. Hat Ihnen nicht Mutter Morne geſagt, daß wir kommen? — Das Weib iſt wie toll und närriſch vorausgelaufen, um uns anzukünden, glaub' ich. Aber hat die Morne nicht einen Hexenritt auf dem Beſen gemacht, kann ſie unmöglich ſchon bei dem Hauſe Bell oder Staffard angelangt ſein. Alſo bringt Sie der Zufall zu uns. Deſto beſſer. Sehen Sie hier, theurer Freund, einen Herrn, der ſich nach Ihrer Bekanntſchaft ſehnt. Ich habe Sie faſt in Verdacht, Sie ſind ein mir unbekannter berühmter Mann.“

Bei dieſen Worten, die Herr Onyx ſchon aus der Ferne rief, war Florian zu den Menſchen und Pferden gekommen. Er und der Offizier grüßten ſich höflich-kalt.
„Dies iſt alſo der Herr aus dem Bündnerlande, der nach Beſançon hat geführt werden ſollen, und entſprungen iſt?“ fragte der Offizier den Profeſſor.

„Allerdings! Allerdings!“ rief Onyx, und dann zu Florian gewandt ſetzte er hinzu: „Das laſſe ich mir nicht ausreden, Sie ſind ein berühmter Mann. Denn wem ich von Ihnen ſpreche, der will zu Ihnen. Sagen Sie mir doch, worüber haben Sie Ihr beſtes Werk geſchrieben?“

„Erlauben Sie, Herr Profeſſor,“ fiel der Offizier ihm ins Wort, „daß ich mit Ihrem Freunde einige Worte unter vier Augen rede. Haben Sie die Güte, die Leute mit meinem Gepäck zum Bellſchen Hauſe zu führen und meine Ankunft zu melden. Ich komme Ihnen bald nach.“

„O, droben können Sie wieder zu Pferde ſitzen,“ ſagte Herr Onyx, „denn es iſt ziemlich eben dort. Und lebten wir nicht hier zu Lande unter einer Art Halbwilder, könnte von Verrieres bis zur Feenhalde hinauf der bequemſte Fahrweg angelegt werden. Landſtraßen entwildern das

Digitized by Google

Land. Man ſagt, erſt der Handelsverkehr baut Straßen, weil er ihrer bedarf. Falſch geſprochen! Erſt Landſtraßen, die den Verkehr erleichtern, bringen Verkehr und Handel ins Land. Aber man predigt tauben Ohren. Hopfen und Malz iſt hier verloren."

"Gut, trefflich, Herr Profeſſor!" ſagte der Offizier: "Aber wir machen das in der Feenhalde beſſer ab. Erweiſen Sie mir die Gefälligkeit, eilen Sie den Trägern nach, die ſchon weit voraus ſind, und begleiten Sie dieſelben zur Frau Bell. Darf ich bitten?"

"Mit Freuden künd' ich Sie an!" antwortete Herr Onyx: „Sobald Sie ankommen, ſetze ich Ihnen meine Theorie vom Gebirgs-Straßenbau auseinander.“ Damit eilte er davon.

Florian unterdeſſen hatte den Offizier betrachtet, der ihm durchaus fremd war. Es war ein großer, ſtarker Mann, von breiter Bruſt und breiten Schultern; ein Mann in den Fünfzigern; das von der Sonne gebräunte Geſicht voller Adel und Ausdruck; die Stimme wohltönend, aber raſch und gebieteriſch.

„Wir kennen uns!“ ſagte er zu Florian, ſobald der Profeſſor eine gute Strecke Weges voraus war.

„Ich erinnerte mich nicht, die Ehre gehabt zu haben!“ erwiederte Florian.

„Ich deſto beſſer!“ antwortete der Offizier, und ſchoß einen trotzig-drohenden Blick auf Florian; wandte ſich dann zu ſeinem Knecht und ſagte: „Nimm mir den Mantel ab, er wird mir zu warm.“ Der Knecht gehorchte.

Indem der Mantel abfiel, erkannte auch Florian den Fremden, der nun in der Uniform eines franzöſiſchen Brigadechefs vor ihm ſtand, den rechten Rockmantel, worin aber der Arm fehlte, vorn auf die Bruſt, mit dem Außenende an die Knöpfe des Fracks befeſtigt. Florian war betroffen.

„Sie ſind der Oberſt Despars!“ ſagte Florian.

Digitized by Google

„Alſo erkennen Sie mich? Sie haben mir ein lebenslängliches Andenken zurückgelaſſen. Wohlan, vorwärts. Hier iſt kein Platz, unſer Geſchäft abzuthun. Ich fordere Sie auf, mich zu begleiten.“

„Wenn Sie es verlangen.“

„Ich verlange, ich gebiete es!“ ſagte der Oberſt, und riß eine Piſtole aus den Hulſtern des Pferdeſattels: „Sie entwiſchen mir nicht, oder ich jage Ihnen, beim Teufel, die Kugel durch den Leib.“

„Weder Sie noch Ihre Kugel fürchte ich, Herr Oberſt!“ verſetzte Florian, und ging wieder mit ihm den Weg hinauf durch den Wald zur Feenhalde: „Aber ich ſelbſt habe viel mit Ihnen zu reden. Ich beklage mein Mißgeſchick, das mich in die Nothwendigkeit verſetzte, Sie zum Krüppel zu machen. Ihretwillen verlor ich Freiheit, Vaterland und mein höchſtes Glück. Aber ich freue mich, daß ich nicht unſchuldiger Weiſe Ihr Mörder geworden bin. Ich freue mich — denn man hatte Sie todt geſagt — daß Sie noch leben.“

„Sie haben's nicht Urſache!“ murmelte Despars zwiſchen den Zähnen.

„Mehr, als Sie glauben.“

„Das wäre!“

„Fräulein Delory, Ihre Tochter, iſt in Verzweiflung. Sie hält mich für den Mörder eines Vaters, den ſie über Alles liebt. Eben jetzt, eben darum bin ich auf dem Wege, dieſes Land zu verlaſſen, aus dem mich ihr Befehl verbannt hat. Gottlob, daß Sie leben! Ich gehe ruhiger von hinnen.“

Der Oberſt wollte mehr von ſeiner Tochter und Florians Bekanntſchaft und Verhältniß mit derſelben hören. Der Bündner redete furchtfrei und mit der Hochachtung und Offenheit, die dem Manne gebührte, welchen Hermione Vater nannte. Der Oberſt muſterte finſteres Blickes den Bündner vom Wirbel bis zur Sohle. Dann ſchritt er

weiter, that einige Fragen, und Florian erzählte unbefangen fort.

„Das iſt ein Roman!“ ſagte der Oberſt, und blieb wieder ſtehen. Aber ſein Auge war ſchon minder düſter. Er betrachtete den Erzählenden lange. Die Kraft, Furchtloſigkeit und Schönheit des jungen Mannes, das Gepräge des Wahren in ſeinen Worten, die Feſtigkeit in ſeinen Entſcheidungen mußte auf das Gemüth des Kriegsmannes Eindruck machen.

„Es iſt gut! Ich halte Sie für einen Ehrenmann!“ ſagte der Oberſt: „Meine Tochter kann ihre Achtung an keinen elenden Menſchen verſchwendet haben. Es ſei; ich will Sie als Mann von Ehre behandeln. Mein Vorſatz war, Sie von der Ortsobrigkeit verhaften zu laſſen, und Ihre Perſon von der neuenburgiſchen Regierung zu reklamiren, weil Sie entſprungen ſind und vor ein franzöſiſches Kriegsgericht gehören. Sie ſind einer der Meuchelmörder von Diſentis.“

Florian bewies, daß er weder an der Niedermetzlung der Franzoſen, noch am Landſturm gegen Ems und Chur Theil gehabt habe; daß, obwohl er gegenwärtig unter dem Schutze des Statthalters von Neuenburg ſtehe, er dennoch kein Gericht fürchte.

„Aber mich, Herr,“ rief der Oberſt, „und dieſen linken Arm, der den rechten im Grabe zu rächen hat! Sind Sie ein Ehrenmann: ſo werden Sie mir Genugthuung geben. Ich habe Ihnen zehntauſend Male den Tod geſchworen, und ich hätte einen einzigen Schwur ſchon mit Freuden gehalten. Ihr Unſtern führt Sie in meine Hand. Können Sie mit Piſtolen umgehen?“

„Allerdings. Aber ich ſchlage mich nicht mit Hermionens Vater.“

„Junger Menſch, ich werde Sie gehorchen lehren. — Sind Sie ein feiger Burſche, ſo ſchieße ich Sie wie einen tollen Hund zu Boden.“

Digitized by Google

Mit dieſen Worten ließ er die Pferde halten. Er nahm zwei Paar Piſtolen aus den Hulſtern; das eine Paar mußte der Knecht in Verwahrung nehmen, das andere bot er ſeinem Gegner: „Wählen Sie; beide ſind von gleicher Güte, beide wohl geladen! Wählen Sie, faſſen Sie zu, oder ich behandle Sie wie den gemeinſten Troßbuben.“

„Ich erlaube Ihnen, mich niederzuſchießen; aber ich lege nicht auf Sie an!“ ſagte Florian gelaſſen: „An meinem Leben liegt mir nichts, an dem Ihrigen Alles.“

„Wie hat Hermione einem Menſchen Aufmerkſamkeit gönnen mögen, der keinem Ehrenmanne Rede ſteht, und nicht Genugthuung zu geben den Muth hat!“

„Sie haben Recht, Herr Oberſt. Sie fordern Genugthuung für Ihren verlornen Arm. Sie verloren ihn aber im rechtlichen Kampfe. Sie fordern Genugthuung. Gut, jagen Sie mir die Kugel durch den Kopf.“ Er nahm eine der Piſtolen. Der Oberſt ging mehrere Schritte ſeitwärts durch das offene Gebüſch. Es war dieſelbe Stätte, wo ſchon dieſen Morgen der Zweikampf vorgefallen war. Despars ſah das Blut, ſtutzte. „Was iſt das hier?“ ſagte er: „Ich ſehe friſches Blut.“

„Es iſt das Blut Ihres Jugendfreundes, des Hauptmanns Larmagne. Er zwang mich vor einigen Stunden zum Zweikampfe, wie Sie, und auf eben dieſer Stelle, wie Sie.“

„Wo iſt er?“ rief Despars erblaſſend.

„Er liegt verwundet im Bellſchen Hauſe.“

„Nun denn, Verdammter, ſo gilt es doppelte Rache und deinen oder meinen Tod!“ ſchrie der Oberſt, und ſtellte ſich: „Halloh, vorwärts. Ich ſtehe. Sie haben den erſten Schuß. Keine Flauſen. Legen Sie an.“

„Ich ſchieße nicht auf Hermionens Vater.“

„Ich ſchieße mit Ihnen zugleich.“

„Sie zwingen mich nicht!“ ſagte Florian, hob die Piſtole gegen den Gipfel einer Tanne, ſchoß, und die

Digitized by Google

Nadeln fielen von den Zweigen. „Jetzt iſt der Schuß an Ihnen.“

„Junger Menſch, bete dein Vater unſer; du haſt ausgelebt.“

Der Oberſt ſenkte die gehobene Piſtole wieder, ſchien ſich zu beſinnen, hob ſie wieder und zielte. Florian ſah ihn zielen und ſagte: „Fehlen Sie nicht. Grüßen Sie das Fräulein von mir.“

Der Oberſt drückte ab. Die Kugel pfiff dem Bündner am Kopfe vorüber. „Sie treffen ſchlecht!“ ſagte Florian.

„Was?“ ſchrie Despars: „Auf zwanzig Schritte fehlen? — Die andern her!“

Er nahm aus den Händen des Knechts das zweite Paar Piſtolen, ließ Florian noch einmal wählen und nahm ſeinen vorigen Platz. Der Oberſt gebot, den Schuß zu thun.

„Sehen Sie über ſich!“ rief Florian. Es flog ein Rabe. Der Bündner ſchoß. Der Rabe ſtürzte ſenkrecht aus der Luft.

Despars betrachtete das blutende Thier, das am Boden umherzappelte. „Gut geſchoſſen!“ ſagte er.

„Ich würde Ihnen aber auch den Thaler zwiſchen den Fingern weggeſchoſſen haben, ohne Ihre Haut zu verletzen. Ich erwarte nun Ihren Schuß. Grüßen Sie Fräulein Delory von mir.“

Despars ſchien verlegen. Er legte an, zielte lange. Der Schuß fiel, zugleich auch rückwärts von Florians Kopf deſſen Hut. „Sie zielten zu hoch!“ ſagte Florian gelaſſen, und hob den Hut auf, der von der Kugel durchlöchert war.

„Teufel! Hätt' ich den rechten Arm noch!“ rief der Oberſt beſtürzt: „Bin ich behext, oder ſind Sie kugelfeſt?“

„Laden Sie noch einmal!“ ſagte Florian kaltblütig: „Wir ſtehen zu weit auseinander. Legen Sie das nächſte Mal mir die Mündung dicht aufs Herz.“

Der ſterbende Rabe ſchlug mit den Flügeln die Füße des Oberſten. Er ſtieß das Thier von ſich, winkte dem

Digitized by Google

Knecht und befahl ihm, eine Feder aus dem Rabenflügel zu ziehen. Florian eilte hinzu, riß ſelbſt die Feder aus und reichte ſie dem Oberſt.

„Er ſtarb für mich!“ ſagte Herr Despars: „Darum behalte ich die Feder zum Andenken. Sie müſſen ein braver Mann ſein. Sie haben mich zum Krüppel gemacht. Ich wollte Genugthuung für meinen rechten Arm. Sie haben ſie mir gegeben. Begleiten Sie mich zum Bellſchen Hauſe. Iſt Larmagne übel verwundet?“

„Nicht gefährlich; aber er litt Anfangs bedeutenden Blutverluſt!“ antwortete Florian. Der Oberſt fragte um die nähern Umſtände, und empfing ausführlichen Bericht.

„Begleiten Sie mich!“ ſagte Despars: „Hermione iſt eine Schwärmerin. Sie hat Sie verbannt, als den vermeinten Mörder ihres Vaters. Ich will ihr aber ſagen, daß ich mein Leben noch zum Denkmal Ihrer Großmuth trage.“

Florian ſträubte ſich einige Zeit, änderte aber bald den Sinn und gehorchte dem Oberſten. Man ſteckte die Piſtolen ein. Der Knecht führte die Pferde voraus; die Verſöhnten folgten zu Fuß.

Despars erkundigte ſich nach Florians Verhältniſſen in Bünden. Sie ſprachen viel von den Aufruhren und Gefechten daſelbſt; dann wieder von Hermionen. Despars blieb oft ſtehen, um Bewunderung oder Beifall zu äußern, oder in derben Kraftſprüchen und Flüchen ſeinem Aerger über ſich ſelbſt, über Larmagne, über den Profeſſor Onyx und deſſen Felſenſprengen in dem Feentempel Luft zu machen.

„Junger Mann,“ ſchrie der Oberſt, und blieb wieder ſtehen, „Sie haben einen verzweifelten Roman gelebt! Ich allein bin darin am ſchlimmſten gefahren, und zum verkrüppelten Einarm geworden. Aber ich kann Ihnen meine Achtung nicht verſagen. Wir wollen einander noch beſſer kennen lernen.“

27.

## Der Ausgang.

Sie waren nicht mehr weit vom Bell'ſchen Hauſe. Da ſahen ſie faſt alle Bewohner deſſelben daher eilen, Frau Bell mit ihrer Tochter und Nichte, Georg, den Vater Staffard und Profeſſor Onyx. Allen flog Hermione mit freudeglühenden Wangen voran, mit zuckenden Lippen, mit der Thräne im Auge. Und unter einem Ach! aus dem Tiefſten der Bruſt umklammerte ſie den Stiefvater, den Alle als einen Wohlbekannten und Vertrauten mit Glückwünſchen umringten und bewillkommten.

„Laßt ſich die Leutchen ſatt freuen!“ ſagte endlich Vater Staffard zu Georg und Florian: „Wir gehen unterdeſſen heim, wo wir Drei einander genug zu erzählen haben. Hier ſind wir überflüſſige und ſtörende Figuren.“

„Nimmermehr!“ rief Frau Bell: „Nimmermehr, lieber Nachbar. Haben uns Entſetzen und Schrecken zuſammengeführt, ſoll uns die Freude nicht trennen. Wir bleiben beiſammen. Es gibt ein einfaches Mahl, aber das froheſte im ganzen Fürſtenthum. Fort, beginnen wir Alten den Zug!“ So ſprach ſie, und gab dem Vater Staffard den Arm und wanderte mit ihm dem Hauſe zu. Die Andern folgten langſam. Florian ſtand im Hintergrunde.

„He!“ rief Despars, und ſah ſich nach ihm um: „Und der Verbaunte ſoll verbannt bleiben? Hermione, er ſcheint auf gutem Wege zu ſein, mein rechter Arm zu werden. Er darf unſerm Feſte nicht fehlen. Geh', Hermione, und führ' ihn, und mit Gewalt, wenn er in Güte nicht will.“

Hermione ging zu Florian. Sie folgten Beide ſtumm den Uebrigen ins Haus.

Nun erſt verbreitete ſich in zahlloſen Fragen und Antworten, Erzählungen und Unterbrechungen Licht über alles Geſchehene. Despars nahm Hermionen, führte ſie ins Freie, und redete lange mit ihr. Als er ſie zurückführte, nahm er den Vater Staffard auf die Seite; ſo einzeln



Digitized by Google

Jeden, ſelbſt den Profeſſor Onyx. Mit Allen hielt er geheime Unterredung.

„Ich merk' es wohl,“ rief er, „er ſelbſt muß mein rechter Arm werden.“ Und da man ſich zum Gaſtmahl niederſetzte, ordnete er, daß Hermione an ſeiner und Florians Seite blieb. Und als die Gläſer ihm zu Ehren erklangen, rief er: „Nein, der Held des Tages bleibt der Flüchtling im Jura. Freund Larmagne und ich ſind ihm das Leben ſchuldig. Und wär' er minder reich an Gütern, Hermione, er wäre deiner Liebe nicht minder würdig. Selbſt als er mich in ſeinem Dorfe zum Krüppel machte, hatte er Recht! Küſſe ihm den Brautkuß!“

Da ſteckte die alte Morne den grauen Kopf durch die halb offene Thür, und muſterte mit ſchnell umherfliegenden Blicken die Gäſte am Tiſche. Dann nickte ſie freundlich und rief: „Gott hat Alles wohl gelöſet!“

Digitized by Google

# Rückwirkungen,
oder:
# Wer regiert denn?

## 1.
## Der Buchhalter.

„Ich bin verloren, Colas!“ ſagte Herr Larmes, als er aus dem Bureau der Admiralität zu Paris, wo er Buchhalter war, zur ungewöhnlichen Stunde nach Hauſe kam und ſich entſtellt und düſter in den Lehnſeſſel warf: „Ich bin verloren. Wir werden uns trennen müſſen. Ich kann nicht länger für dich ſorgen, Colas. Es thut mir leid, deiner Mutter nicht Wort halten zu können und lebenslang Vaterſtelle bei dir zu vertreten.“

Colas Roſier, der ſeinen Herrn nie ſo geſehen, ſtand bei dieſen Worten wie vom Blitze gerührt. In der That war er ohne Herrn Larmes, der ihn ſeit anderthalb Jahren zu ſich genommen hatte, der verlaſſenſte Menſch von der Welt. Denn in dem Landſtädtchen, wo er bei ſeiner Mutter, einer Näherin, gelebt, hatte er nichts gelernt, als zierlich zu ſchreiben; und mit dem Lohn, welchen er als Abſchreiber verdiente, konnte er damals kaum die kleinen Haushaltungsbedürfniſſe beſtreiten. Herr Larmes, ein alter Freund der Mutter, noch aus Jugendtagen her, war ſo gütig geweſen, den jungen Menſchen zu ſich zu nehmen. Er behandelte ihn ſeitdem wie ſeinen eigenen Sohn, und gebrauchte ihn, wegen der ſchönen Handſchrift, als Abſchreiber. Colas war eine gute Seele; darum hatte ihn Herr Larmes lieb, der, weil er ſelbſt ein ſechszigjäh-

riger Junggeſell und ohne Familie war, ihn zum künftigen Erben ſeines mäßigen Vermögens beſtimmt hatte.

„Sie ſind verloren?“ ſagte Colas: „Was haben Sie denn gemacht, Herr Larmes?“

„Ach, ich habe nichts gemacht, ich ſoll machen!“ erwiederte der Buchhalter und warf ſeine Brieftaſche auf den Tiſch vor ſich hin: „Wir ſprechen nachher weiter. Ich werde dir meine Baarſchaft, als letztes Vermächtniß, geben. Siehſt du mich morgen nicht wieder, oder werde ich verhaftet: ſo mache dich auf, ſuche Dienſte, wo du ſie finden kanuſt, und halte mich für einen ehrlichen Mann, was man auch von mir behaupten möge.“

Colas war außer ſich vor Schrecken und Mitleiden. Er bat mit Thränen ſeinen Pflegevater, ihm anzuvertrauen, was geſchehen ſei. Er ſchwor, lieber zu ſterben, als ihn zu verlaſſen.

Der Alte ſchwieg lange. Endlich nahm er das Wort und ſagte: „Colas, dir, aber nur dir darf ich's ſagen. Weh dir, wenn du wieder plauderſt; es könnte dir auf immer die Freiheit, vielleicht das Leben koſten, wie mir. Aber es iſt vielleicht gut, daß ich dir's anvertraue, damit wenigſtens du an meine Unſchuld glaubeſt, wenn ſonſt keine Seele. Aber ſei verſchwiegen wie das Grab. Und willſt du es wagen, dich zu verderben, ſo rede erſt dann, wenn ich verloren bin.“

Colas verſprach alles, was ſein Pflegevater verlangte. Darauf ſagte Herr Larmes: „Es iſt in den Kaſſen der Marine ein Deſizit von mehr denn einer halben Million. Die Sache iſt ruchbar und nicht länger zu verheimlichen. Mein Chef, Herr von Gatry, hat ſich durch ungeheure Verſchwendungen zu Grunde gerichtet. Sich zu retten, möchte er nun einen andern, als den Schuldigen, opfern. Gott weiß es, wodurch ich's verſündigt habe, daß Herr von Gatry mich dazu wählt. Er bot mir vierzig-, er bot mir ſechszigtauſend Livres, wenn ich mich in einem eigenhändigen Briefe an ihn, ſtatt ſeiner, ſchuldig erklären

wollte. Er lag vor mir auf den Knien. Er meinte, weil ich ohne Weib und Kind, mein eigener Herr wäre, und Nichts dabei zu wagen, Alles zu gewinnen hätte, während er Stand, Würden, Ehre ſeiner angeſehenen Verwandtſchaft, Weib und Kinder, Alles zu verlieren habe, — er meinte, mir ſei es ein Leichtes, ihm das Opfer zu bringen, ihm einen Brief zu ſchreiben, in welchem er mir jede Zeile mit zehntauſend Livres vergelte, und ins Ausland zu flüchten. Er ſprang wie ein Raſender auf, als ich armer, ehrlicher Mann in aller Beſcheidenheit meine gerechten Bedenklichkeiten zu äußern wagte. Dann aber ſagte er wieder ganz kaltblütig zu mir: „Es iſt hier kein Rücktritt für Sie möglich. Ich fordere Ihnen die Kontrollen und Kaſſenbücher ab. Ich habe ſie ſchon meiner Abſicht gemäß geändert. Wollen Sie mich nun in den Abgrund ſtürzen — beim Himmel, Sie ſollen den Hals erſt vor mir brechen. Wählen Sie. Nun ſpielen wir Leben um Leben.“ — So ungefähr ſprach er. Ich war ſo erſchrocken, ich wußte nicht, wie mir rathen oder helfen. Ich vergoß Angſtſchweiß. Er ſchien mir in ſeiner Verzweiflung auf dem Punkte, mich zu morden. Dann hätte er nur ſagen können, ich habe mich ihm ſchuldig geſtanden als Kaſſenbetrüger, habe um ſeine Gnade gefleht, und da ich keine gefunden, mich auf der Stelle ſelbſt umgebracht. Ach, Colas, weſſen ſind ſolche Herren nicht fähig!“

„Der leibhaftige Satan iſt der Menſch!“ ſchrie Colas: „Ich laufe zum Miniſter, zum Kardinal Bernis, zum König, und flehe um Hülfe.“

„Willſt du ein Kind des Todes ſein?“ rief Herr Larmes: „Du haſt Schweigen gelobt. Wage mir keinen Schritt, keine Silbe! Kommt Zeit, kommt Rath. Ich will nicht, daß du mit mir zugleich in den Abgrund ſtürzeſt. Ich habe Bedenkzeit gefordert. Herr von Gatry gewährte mir vierundzwanzig Stunden. Morgen früh um zehn Uhr muß ich Entſcheidung bringen, das heißt, das Briefchen, welches er mir gab, als ſei es von mir an ihn gerichtet,

Digitized by Google

wörtlich abgeſchrieben ihm bringen, und mit Extrapoſt flüchten, oder ich bin um eilf Uhr Gefangener. Ich darf bis dahin das Haus nicht verlaſſen, auch du nicht. Er hat es mir verboten, wie dir. Er läßt uns aufpaſſen. Es geht um dein und mein Leben. Der Raſende wagt Alles.«

»Und was wollen Sie thun, Herr Larmes?« fragte Colas ängſtlich.

»Ich vertraue auf Gott; er läßt die Unſchuld nicht zu Schanden werden, Colas. Ich ſchweige und harre getroſt. Ich will erwarten, daß man mich verhafte. Ich werde in den Händen der Juſtiz wenigſtens gegen Meuchelmord geſichert ſein. Dann will ich reden. Es erfolge, was da wolle. Gott verläßt die Unſchuld nicht. Bis dahin ſchweige! Ich gebe dir meine Baarſchaft. Werde ich unſchuldig verurtheilt, ſiegt der Böſewicht durch das Anſehen ſeiner mächtigen Verwandtſchaft: gut, ſo bleibe ehrlich und ſorge für dich. Dein Untergang kann mir nichts nützen.«

Beide ſprachen noch lange über dieſen fürchterlichen Handel; der Buchhalter mit dem feſten Muth des reinen Bewußtſeins, Colas mit Verzweiflung und Wehmuth eines dankbaren, liebenden Sohnes. Herr Larmes gewann in dieſem Geſpräche nach und nach Ruhe und Beſonnenheit, je mehr Colas beide verlor. Jener, indem er ſeinen Pflegeſohn tröſtete, ward ſelbſt getröſtet. Er hieß dieſen auf ſein Zimmer gehen, arbeiten und ſich zerſtreuen, wie er könne. Colas gehorchte ſchweigend und traurig, und ging. Herr Larmes, der ſich in der Lage eines Sterbenden fühlte, brachte ſeine Papiere in Ordnung.

## 2.

## Pauline.

Colas Roſſer ging blaß und die Hände ringend durch den innern Hof des Hotels, wo Herr Larmes einige Zimmer des Hintergrundes bewohnte. Das Hotel gehörte dem

Digitized by Google

Grafen von Oron, der hier mit ſeiner Gemahlin eines der glänzendſten Häuſer von Paris machte. Man ſagte ſogar, der Prinz Soubiſe mache der Tochter des Grafen den Hof. In der That war der Prinz ein fleißig erſcheinender Hausfreund; in der That ſehr um die junge Gräfin beſchäftigt. Allein er ſelbſt wußte beſſer, denn Alle, daß ſeine Beſuche weniger der Gräfin, als deren liebenswürdiger Geſpielin oder Geſellſchafterin, Pauline de Pons, galten. Pauline, eine älternloſe Waiſe, ohne Vermögen, abhängig von der Gnade des Grafen, bekümmerte ſich wenig um die Süßigkeiten, die ihr der vierzigjährige, in allen Hof- und Liebeshändeln vielverſuchte Prinz zuflüſtern mochte. Sie, in friſcheſter Lebensblüthe, hatte deſto hellere Augen für ihren ſchönen fünfundzwanzigjährigen Nachbar Colas. Sie hatte auch beſtändig mit ihm wichtige Geſchäfte abzuthun. Er ſchrieb für ſie oder für die junge Gräfin bald Gedichte ab, bald Muſikalien; das erwarb ihm manche kleine Einnahme. Aber daß er Paulinens Herz eingenommen hatte, ließ er ſich gar nicht beifallen. Der Umgang mit Paulinen war ihm ein angenehmes Bedürfniß. Warum hätte er nicht gern in Geſellſchaft des anmuthigen Mädchens ſein ſollen? Doch die ſtille Gluth ihres Blickes verſtand er gar nicht. Er ging ohne Herzklopfen zu ihr und mit aller Gelaſſenheit von ihr. Er wußte gar nicht, was Leidenſchaft ſei.

Pauline ſtand am Fenſter gegen den Hof, als Colas blaß und händeringend über denſelben hinging. Sie erſchrack, wie ſie ihren Liebling in ſeinem ſtummen Schmerze verloren ſah. „Bſt! bſt!“ flüſterte ſie gegen ihn. Er hörte nichts. „Colas!“ rief ſie und winkte mit den Händchen, als er zu ihr hinaufſah. Er gehorchte ſeufzend.

„Was haben Sie, Colas? Um Gotteswillen, was iſt Ihnen begegnet?“ rief ſie, als er in ihr Zimmer trat und ſie bemerkte, daß er geweint habe. Er ſchwieg und ſeufzte.

„Lieber Colas, reden Sie doch! Ihr Schweigen tödtet mich. Iſt ein Unglück geſchehen? Sagen Sie mir's, wenn

es auch das Entſetzlichſte wäre. Ich beſchwöre Sie, ſagen Sie mir's." Er ſchwieg und ſeufzte.

Jetzt ſtieg Paulinens Angſt aufs höchſte. "Wie, Colas," rief ſie, "Sie würdigen mich keiner Antwort? Habe ich Sie beleidigt? Gelte ich Ihnen gar nichts? Laſſen Sie mich nicht länger in der tödtenden Ungewißheit. Reden Sie!"

Colas zuckte die Achſeln und ſagte: "Fräulein Pauline, laſſen Sie mich ſchweigen. Ich darf nichts ſagen, als — wir werden uns nun trennen. Ich verlaſſe morgen dieſes Haus, vielleicht Paris."

Pauline ward bei dieſer Ankündigung ſterbensbleich. Sie ſetzte ſich kraftlos nieder, ſtarrte ihren Freund an, ergriff deſſen Hand, als wolle ſie ihn feſthalten, daß er nicht von ihr ſcheide, und ſtammelte: "Colas, warum?"

Er ſchwieg.

Nach einer kleinen Stille wiederholte ſie die Frage mit zitternder Stimme. Ihre Augen wurden voller Thränen. "Bin ich," ſagte ſie, "bin ich Ihnen ſo wenig werth, daß Sie mir nicht einmal ſagen mögen, warum Sie Paris verlaſſen wollen? Colas, wenn Sie ſo dächten, ich würde Sie von ganzem Herzen haſſen, wenn ich's könnte. Nein, ich könnte es nicht, Colas. Gehen Sie nur. Ich hatte auf Erden keinen Freund, als Sie. Gehen Sie. Sie finden der Freunde und Freundinnen genug, aber Niemanden, der innigern Theil an Ihrem Glück und Unglück nimmt. Gehen Sie!" rief ſie und verhüllte ſich ſchluchzend das Geſicht.

Wie Colas die ſchöne Weinende anſah, verging ſein ganzes Inneres in Schmerz. "Ach, ſchöne Pauline," ſagte er, "es iſt ja nicht meine Schuld, daß ich fort muß. Wie gern blieb' ich! Wie ſehr bewegt mich Ihre Theilnahme! Wenn Sie wüßten, was ich . . ."

Pauline blickte bei dieſen Worten zu ihm auf und ſagte: "O du Heuchler, ich dir theuer, und quälſt mich doch ſo gern? Ich danke dem Himmel, daß ich keinen Bruder habe; denn glich' er dir, ich wäre längſt im Grabe."

Digitized by Google

„Und hätte ich eine Schweſter,“ verſetzte er traurig, „Und ſie gliche Ihnen — ja, dann wäre mir wohl, dürfte ich meinen Kummer in ihr Herz ausgießen. Aber . . .“

„Schütten Sie Ihren Kummer aus. Vielleicht, lieber Colas, kann ich mit gutem Rath helfen. Denken Sie ſich, ich ſei die Schweſter. Hier die Schweſterhand!“ Sie ſtand auf und bot ihm die Hand.

Er küßte ehrerbietig das Händchen und ſah der ſchönen Schweſter verlegen in die Augen, die ſo zärtlich um ſein Geheimniß flehten. — „Was koſtet es, dieſen ſtummen Mund zu entſiegeln!“ ſagte ſie, und klopfte ihm mit den Fingern auf die Lippen, und ließ die Hand nachläſſig auf ſeine Schulter ſinken. Man weiß nicht, wie es geſchah, daß Bruder und Schweſter Wange an Wange lehnten, dann Mund an Mund für den Augenblick die Worte vergaßen. Colas aber fühlte ſich wie verwandelt. Er ſah im Fräulein de Pons wirklich ſeine Schweſter. Er hatte kein Geheimniß mehr. Er vertraute ihr, unter dem vorher abgelegten Gelübde ewiger Verſchwiegenheit, Alles an, was er vor einer halben Stunde erſt von Herrn Larmes erfahren hatte.

Pauline, wie erſchrocken ſie auch beim Anhören dieſer Nachrichten war, fühlte ſich doch dabei ſelig. Sie liebte, und wähnte, der Liebe ſei nichts unmöglich.

„Beruhige dich, guter Colas!“ ſagte ſie: „du darfſt, du ſollſt mich nicht verlaſſen. Es werden ſich Mittel erſinnen laſſen, deinen Pflegevater zu retten!“

„Aber,“ ſeufzte Colas ängſtlich, „ohne etwas zu verrathen!“

„Wenn mir nur gleich etwas beifiele!“ rief ſie und rieb ſich die Stirn: „Geh, Colas, geh! Laß mich allein. Ich will nachſinnen. Es muß etwas geſchehen.“

Colas ging. Doch unter der Thür noch drohte er lächelnd mit dem Finger zurück: „Schweſter Pauline, verräthſt du mich, werde ich in meinem Leben kein Bruder einer Schweſter mehr.“

Digitized by Google

3.

## Prinz Soubiſe.

Indem fuhr der Wagen des Prinzen Soubiſe vor. Der Prinz kam die Stiege herauf, als Pauline aus ihrem Zimmer trat. Noch glühte von der ſchweſterlichen Unterredung ihr Geſicht. Der Prinz, welcher ſie nie reizender geſehen hatte — und in der That, wie konnte ſie anders im Glanze der erſten Liebe erſcheinen? — verlor faſt die Sprache beim Anblick des in Entzückungen ſchwebenden Mädchens.

„Mein Gott, wie ſchön Sie ſind!“ ſagte er, indem er ihre Hand küßte. Sie führte ihn in den Saal und beklagte, daß er den Grafen verfehlt habe, der mit ſeiner Gemahlin und Tochter ausgefahren ſei.

„Sie beklagen mich, und ich wünſche mir Glück. Möchte mir im Leben jeder Unfall ſo ſchön vergütet werden, wie diesmal!“ ſagte er.

Pauline, ſeine Schmeicheleien gewohnt, achtete nicht auf dieſe und andere ſeiner Artigkeiten. Sie war in Gedanken bei dem neu erworbenen Bruder, und ſann umher, wie dem Herrn Larmes Hülfe geſchafft werden könnte. Anfangs hatte ſie im Sinn gehabt, ſich dem Grafen Oron zu entdecken. Durch ſeinen Einfluß hoffte ſie, wie durch ſeine Klugheit, das Unglück vom Haupte des alten Buchhalters abzuwenden, der im frommen Vertrauen auf den Himmel, und ohne Ausſicht auf andere Rettung, dem Schickſal entgegenging. Allein der Muth entſank ihr wieder, wenn ſie ſich der trägen Selbſtſucht und der ſtolzen Gefühlloſigkeit des Grafen gegen fremdes Leiden erinnerte. Die Ankunft des Prinzen brachte in ihr ganz andere Entwürfe zur Reife. Er, der Mann am Hofe, der ſich dem Kardinal Bernis, dem damaligen allmächtigen Miniſter, der ſich ſogar dem Könige unmittelbar nähern konnte, er und kein Anderer konnte hier Retter werden.

„Gnädigſter Herr,“ ſagte ſie zu ihm, „ich bitte Sie inſtändig, laſſen Sie allen Scherz! Wir wollen von etwas Ernſtem reden.“

Digitized by Google

„Wie, ſchöne Pauline,“ rief der Prinz, „halten Sie denn in vollem Ernſte die Liebe für Scherz?“

— Wenigſtens die Ihrige.

„Wenn meine Liebe nur Scherz iſt, ſo iſt Alles, was Himmel und Erde Schönes haben, Scherz, und es iſt nichts Wahres unterm Monde; Pauline, ja, ſo iſt Ihre göttliche Geſtalt, ſo iſt Ihr Blick, ſo iſt all der verführeriſche Zauber, der Sie umſchwebt, Täuſchung und Lüge.“

— Oder Ihr Auge belügt Sie, das mehr ſieht, als es ſieht.

„Nein, zu wenig vom ganzen Umfang Ihrer Reize, zu viel aber ſchon für meine Ruhe.“

— Ich bitte Sie, Prinz, warum ſagen Sie mir das Alles? Weil Sie Langeweile bei mir haben? Laſſen Sie uns von etwas Beſſerm plaudern. — Oder weil Sie mir beweiſen wollen, daß Sie der geiſtvollſte, artigſte, gewandteſte Mann ſind? Ich weiß es ſchon, ſo gut, als es der ganze Hof und die ganze Stadt weiß. — Oder weil ich Ihnen Alles glauben ſoll, was Sie mir Verbindliches ſagen? Ach, mein gnädiger Herr, Sie werden doch nicht ſo übel von meinem Verſtand denken!

„Welche Sophiſtin Sie ſind! Ja, wenn Sie jemals an eine Wahrheit glaubten, ſo glauben Sie an die Wahrheit des Gefühls, das Sie ſelbſt einflößten; ſo glauben Sie, daß für die Wahrheit meines Wortes jeden Augenblick mein Leben, mein Blut . . .“

— Behüte mich der Himmel, Prinz; reden Sie mir nicht von Blutgeſchichten! Ich liebe dergleichen nicht. Wenn ich aber die Ehre hätte, einigermaßen auf Ihre Achtung Anſpruch . . .

„Auf Alles, Alles!“ ſchrie der Prinz Soubiſe, und nun folgte eine Reihe von Betheurungen und Schwärmereien, mit deren Herzählung wir unſere Leſer nicht behelligen wollen.

Fräulein Pauline de Pons aber zog nach ihrer Art den beſten Nutzen davon. Sie trat mit einer beſcheidenen

Bitte vor, die der Prinz ſchon als erfüllt erklärte, ehe er ſie nur gehört hatte. Nun erzählte ſie ihm im tiefſten Vertrauen die Unglücksgeſchichte des alten Buchhalters, die ſie ganz zufällig vernommen haben wollte, und für den ſie die lebendigſte Theilnahme empfände, weil er im Hintergebäude wohne. „Sie, Prinz,“ fuhr ſie fort, „Sie können hier den Ruhm Ihrer ſtillen Tugenden erweitern. Sie können die Unſchuld retten; Keiner, wie Sie, und diesmal kein Anderer, als Sie. Ihr Wort gilt beim Kardinal Bernis . . .“

„O ſtill vom Kardinal!“ rief der Prinz: „Ich traue ihm nicht. Er iſt der Gönner des verſchwenderiſchen Gatry und, wenn ich nicht irre, ein Anbeter von deſſen Tochter. Der Kardinal muß ganz aus dem Spiele bleiben. Aber...“ Der Prinz ſchwieg, ſann, rieb ſich die Stirn, ward plötzlich hell und ſagte: „Mein Fräulein, ich verlaſſe Sie. Wir haben keinen Augenblick zu verlieren. Ich bin eiferſüchtig auf jeden, der mir die Gelegenheit rauben könnte, ein kleines Verdienſt in Ihren Augen zu haben. Leben Sie wohl, reizende Pauline. Ich ruhe nicht, bis Ihr ſchöner, menſchenfreundlicher Wunſch erfüllt iſt.“

Er küßte des Fräuleins Hand und flog davon.

## 4.

## Frau von Pompadour.

Er ſchwang ſich in den Wagen und fuhr nach Hofe. Hier wandte er ſich in den Tuilerien ſogleich zu den Zimmern der Frau von Pompadour.

Alle Welt weiß, was Frau von Pompadour bei König Ludwigs XV allerchriſtlichſten Majeſtät galt. Sie war die unbeſchränkte Gebieterin ſeines Herzens, ſeines Willens und ſeines Reiches. Zwar die Blüthezeit hatte für ſie geendet. Sie mochte etwa fünfunddreißig Jahre zählen. Aber ihre Anmuth hatte darum wenig eingebüßt, und der eigenthümliche Werth ihres Geiſtes dabei nur ge-

Digitized by Google

wonnen. Der König lag noch immer in ihren weichen Feſſeln. Nichts vermochte wider ſie der Wille der ganzen königlichen Familie, nichts die Klugheit des königlichen Hauptminiſters, des Kardinals Bernis. Man wußte das am Hofe, man wußte das in Paris, man wußte das im ganzen Reiche. Freilich iſt es nicht gar erbaulich für eine Nation von Selbſtgefühl, durch ein ſolches königliches „Nebenbei“ beherrſcht zu werden. Aber man muß nicht vergeſſen, daß die Franzoſen damals nur noch Verſe machten und Liederchen trillerten, und Alles für wahr, gut und ſchön hielten, ſobald es der König dafür hielt. Frankreich lag alſo in anbetendem Entzücken mit einem Knie vor dem König, mit dem andern vor der Geliebten des Allerchriſtlichſten. Nur eine Partei, welche allenfalls Anſpruch auf Eiferſucht wagen durfte, zum Beiſpiel die Königin, der altadelbürtige Hof, oder ſo ein Hauptminiſter, wie Kardinal Bernis, bildeten, doch mit größter Schonung, eine Art Widerſpruch.

Die kluge Königsgeliebte wußte das wohl. Sie fürchtete aber die Gegenpartei wenig. Die vorzüglichſten Herren des Hofes ſtanden auf ihrer Seite, oder lagen zu ihren Füßen. Voltaire ſelbſt wußte ſich viel damit, daß ſie ihn huldvoll angeblickt hatte. Aber nächſt dem Könige blickte ſie doch Keinen huldvoller an, als den Prinzen Soubiſe.

In der That, der Prinz, obgleich ein Vierziger, war ein Mann ganz zum Gefallen geſchaffen, witzig, ſinnreich, verführeriſch. Die Königsgeliebte, bei aller Schlauheit und Lebenserfahrung, konnte ſich nicht erwehren, ihn lieber zu ſehen, und lieber zu hören, als alle Uebrigen, und ihm am liebſten zu glauben, daß er ſie nur ihretwillen liebe, und um nichts Anderes ſonſt. Der Prinz war einer von den ſtarken Geiſtern, die Allen allerlei werden. So war er bei der Königsgeliebten ein von ihr bezauberter Liebhaber, der nur mit Gewalt den Ausbruch von einer Leidenſchaft in ſich zurückhielt, die — nicht da war. Frau von Pompadour bemerkte oft, nicht ohne zärtliche Rührung, ſei-

Digitized by Google

nen ſtillen Kampf zwiſchen Ehrfurcht und Liebe, und wider ihren Willen ward ihr Herz zu ihm hingezogen, da es doch dem König allein angehören ſollte. Sie empfand für den Prinzen, was ſie nicht empfinden mochte, und eben weil ſie es nicht mochte, hing ſie um ſo inniger an ihm. Doch hütete ſich die feine Frau von Welt wohl, das von ſich ahnen zu laſſen, deſſen ſie ſich wie einer Lächerlichkeit ſchämte. Und wirklich fiel keinem Höfling dergleichen auch nur im Traum ein. Aber der Prinz wußte, was er wußte, ſpielte ſeine Seladonrolle fort und lachte dazu.

„Was haben Sie vergeſſen, Schmetterling?" fragte ſie ihn, als er zu ihr hereintrat, denn er war erſt kaum vor einer Stunde von ihr gegangen.

„Ach, theure Marquiſe, bei Ihnen habe ich immer das Unglück, mich ſelbſt zu vergeſſen. Wie kann man auch anders?" ſagte Soubiſe, und drückte ihre ſchöne Hand an ſeine Lippen: „Mich ſelbſt, ſo wahr ich lebe!"

„Zur Sache, mein gnädiger Herr; denn die Sphäre Ihres Selbſtes iſt ſo groß, daß ich nicht immer weiß, wenn Sie von ſich reden, ob Sie Frankreich oder ganz Europa meinen."

„Sie wollen heute, liebenswürdige Marquiſe, ein wenig herbe ſein, ſcheint es; und doch ſagen Sie, ohne es zu wollen, ſtatt der Ironie die reinſte Wahrheit. Im Ernſt, ich wollte von mir, nämlich von Frankreich, das heißt von Ihnen, reden."

„O, lyriſche Sprünge!" rief Frau von Pompadour: „Sie haben Talent zum Odendichten, Prinz.

„Und wer denn nicht, der das Glück fühlt, in Ihrer Nähe zu ſtehen?"

„Aber Sie wollten von ſich ſelbſt reden, Prinz."

„Gut, gnädige Frau, von mir; aber mein Sein iſt in dem Ihrigen aufgelöſet. Was wider Sie iſt, das iſt wider mich. Und ich . . ."

„Prinz, ich werde heute nicht klug aus Ihnen. Reden Sie in Proſa; ich haſſe das froſtige Feuer der Odendichter."

Digitized by Google

„Wohlan, trockene Proſa! — Wiſſen Sie, in welcher Geſellſchaft man zuerſt das Gaſſenliedchen ſpendete und ſang, worin eine gewiſſe unerhörte platte Niederträchtigkeit die Stelle des Witzes vertreten muß?“

„Sie meinen die Albernheit gegen mich? In welcher Geſellſchaft? Vielleicht bei unſerm poetiſchen Kardinal? Hab' ich's errathen?“

„Halb! Bei ſeinem Schützling, dem unflätigen de Gatry. Der Elende wird jetzt von allen ſeinen ehemaligen Zechbrüdern verrathen; denn er iſt nahe daran, das Opfer ſeiner Schändlichkeiten zu werden — auf die Galeeren zu kommen.“

„Wie? Was ſagen Sie mir da?“ rief die Marquiſe erſtaunt.

„Es zeigen ſich in den Kaſſen des Seeweſens, die er zu verwalten hat, ungeheure Deficits. Man ſpricht von mehr, als einer Million. Und das war's, was ich vergeſſen hatte, Ihnen vor einer Stunde zu ſagen. Ich hatte alſo Recht, es gehe mich an, weil es Sie und Frankreich angeht.“

„Haben Sie auch recht gehört, Prinz?“

Der Prinz erzählte ihr nun Alles, was er von nähern Umſtänden kannte, ſchmückte daran nach Belieben aus und trug endlich auch die Geſchichte des alten, unglücklichen Buchhalters Larmes vor. Er ſchilderte die Schelmerei des Herrn von Gatry und die Verzweiflung des bedrängten Larmes ſo lebhaft, das Leiden des armen, ſchutzloſen Greiſes ſo rührend, daß die reizbare Marquiſe in Thränen zerfloß.

„Nein,“ rief ſie, „das darf nicht ſein; dieſer unſchuldige, ehrliche Mann ſoll nicht das Opfer des Ungeheuers werden. Wir wollen die Wahrheit entdecken. Stehen Sie gut dafür, Prinz, daß ſich Alles ſo verhält, wie Sie mir ſagen?“

„Ich ſtehe für jedes Wort, das ich ſagte.“

„So geſtatten Sie, daß ich mich von Ihnen beurlaube. Ich muß zum König. Ich danke Ihnen, mein lieber Prinz,

Digitized by Google

daß Sie mir den Weg zu einer edeln That zeigten. Dergleichen Abſcheulichkeiten, wie de Gatry brütet, ſollen Frankreichs Boden nicht beſudeln. Der König denkt zu groß!„

„Und ſein guter Engel weicht nicht von ihm. Erlauben Sie, daß ich dieſem Engel die Hand küſſe, um mich ſelbſt ein wenig zu heiligen.„

Der Prinz entfernte ſich. Die Marquiſe ließ ſich dem Könige melden.

---

5.

## Der König.

„Ich habe Sie ſchon lange erwartet meine liebe Marquiſe!„ ſagte der König, indem er ihr entgegen ging.

— Man hatte mir geſagt, Ew. Majeſtät hätten dem engliſchen Geſandten eine beſondere Audienz gegeben.

„Ja; aber der Menſch hat mich mit ſeinen Geſchäften aufs grauſamſte gelangeweilt. Ich bin froh, ſeiner los zu ſein. Ich habe ihn zuletzt kurzweg an den Kardinal gewieſen. — Aber, was fehlt Ihnen? Sind Sie unpäßlich, Marquiſe? Ich glaube gar, Sie haben geweint. Iſt Ihnen nicht wohl?„

— Bei meinem König iſt mir immer wohl.

„Gute Marquiſe! — Setzen Sie ſich. Haben Sie Arbeit mitgebracht? Ich helfe Ihnen Perlen auffädeln. Ich kann Ihnen ein ſauberes Geſchichtchen vom Fräulein von Autun erzählen, ein Liebeshändelchen ohne Gleichen; Sie werden es kaum glauben. Ich habe dabei zum Sterben lachen müſſen. Allein ich kann unmöglich die verweinten Augen meiner kleinen Antoinette ſehen. Bekennen Sie mir erſt, haben Sie einen Verdruß gehabt?„

— Wohl, Sire, Verdruß über die empörende Schlechtigkeit mancher Menſchen, und Schmerz darüber, daß man unter dem beſten der Monarchen die Unſchuld auf grauſame Weiſe zu mißhandeln wagt. Denn . . .

Digitized by Google

„Erzählen Sie, liebes Kind. Ich will wahrlich einmal ein Beiſpiel der Strenge geben. Was bin ich denn? Was hab' ich denn, wenn ich mit aller königlichen Macht nicht einmal im Stande bin, zu verhüten, daß Sie andere als Freudenthränen vergießen? — Wer alſo hat Sie beleidigt?“

— Der Sie, der die Würde und den Namen des gerechteſten und menſchenfreundlichſten aller Könige beleidigt.

Der König ſtutzte und fragte mit geſpannter Neugier weiter. Die Marquiſe erzählte ihm die Geſchichte und die Plane des Herrn von Gatry, und wie er den ehrlichen Buchhalter zwingen wolle, ſich ſchriftlich zu den Verbrechen dieſes Miniſters zu bekennen, der ſich mit einigen tauſend Livres davon frei machen möchte. Die Erzählerin trug die Begebenheit mit der ihr eigenen Beredſamkeit vor, und erhöhte mit dem Glanze ihrer Einbildungskraft die Farben im Bilde von menſchlicher Bosheit und hilfloſer Unſchuld. Sie ſelbſt ward von neuem innig bewegt.

„Nun denn,“ ſagte der König, als ſie vollendet hatte, mit einer Art von Verwunderung in Ton und Gebehrde: „iſt's nur das, und ſonſt nichts? Was geht das uns an? Laſſen Sie doch die Gerichte dafür ſorgen; die werden ſchon ſtrafen. Jetzt hören Sie mein Geſchichtchen vom ſpaßhaften Handel des Fräuleins von Autun.“

— Ich wage nur die einzige Erinnerung, Sire, daß, wenn der morgende Tag kommt, die Gerichte nicht mehr helfen können. Hat de Gatry des Buchhalters ſchriftliche Erklärung in Händen, und iſt dieſer geflüchtet, ſo wird dieſer verdammt, jener als treuer Beamter geehrt und Ew. Majeſtät um eine Million betrogen.

„Sie haben Recht. Man muß den Kardinal davon benachrichtigen.“

— Er iſt Gatry's beſonderer Gönner, wie man mir geſagt hat.

„Oder den Polizeiminiſter. Er könnte vorläufig einen Vertrauten zum Buchhalter ſchicken, um von dieſem das Nähere zu erfahren. Dann mag er nachher thun, was recht iſt.“

— Vortrefflich, Sire; ich muß eben ſo ſehr Ihren Scharfſinn, als Ihr wohlwollendes Herz, bewundern. Daran dachte ich in der That nicht, daß, wenn die Polizei Gatry's eigene Handſchrift erhaſchen kann, dieſer in ſeinem eigenen Netze gefangen und Alles verrathen iſt.

„Natürlich! Sie ſind ein Kind, Marquiſe, daß Sie über den einfachſten Gang der Dinge erſtaunen. So etwas macht ſich leicht ab. Ich laſſe den Miniſter oder — ich beſinne mich, der Polizeichef iſt noch in der Nähe!“

Der König läutete. Ein Kammerdiener erſchien. Der König beſchied den Polizeichef ins blaue Kabinet, wohin er ſich ſogleich ſelbſt begab.

„Sie aber,“ ſagte er beim Fortgehen der Marquiſe, „bleiben inzwiſchen hier. Wir müſſen eins über das Fräulein von Autun lachen.“

---

## 6.

## Die Wirkung.

Es war ſchon ſpät Abends. Der Buchhalter Larmes ſaß düſter in ſeinem Zimmer am Schreibtiſche und zeichnete Verſchiedenes auf. Colas ſtand daneben.

„Jetzt, mein Sohn,“ ſagte der Alte nach Beendigung der Arbeit heiterer, „habe ich nichts mehr auf dem Herzen. Alles iſt abgethan. Es geſchehe, was da wolle, ich werde mich nie, weder ſchriftlich noch mündlich, zu dem Kaſſenbetrug bekennen. Ich ſtehe in Gottes Hand. Es iſt eine herrliche Sache, Colas, um ein reines Herz und Bewußtſein; man kann damit einem ganzen Heere von Schergen, Henkern und Folterknechten und der ganzen Hölle ins Angeſicht ſpotten. Und würde ich auf die Galeere geſchickt, ich wollte lächelnd gehen.“

Es ward geklopft. Ein Polizeibeamter trat herein, und man ſah deutlich im Halbdunkel der Thür, indem der Beamte ſie öffnete, mehrere Bewaffnete ſtehen.

Digitized by Google

Der Beamte entſchuldigte ſeinen Beſuch mit höherm Befehl, und fragte dem Herrn Larmes nach. Dieſer bekannte ſich erblaſſend und mit zitternder Stimme zu ſeinem Namen. Colas bebte, wie im Fieberſchauer, und konnte ſich nicht auf den Füßen halten.

„Sie hatten dieſen Morgen,“ ſagte der Beamte zum Herrn Larmes, „eine merkwürdige Unterredung mit Herrn von Gatry?“

Der Buchhalter verneigte ſich; er konnte die Silbe Ja nicht hervorſtammeln.

„Sind Sie im Beſitz eines Zettels, den er Ihnen zum Abſchreiben gab?“

Der Buchhalter erſtaunte über die Allwiſſenheit der Polizei, und ſah den Beamten mit ſtarrem Blicke und offenem Munde an.

„Wollen Sie mir gefälligſt antworten?“ fuhr der Beamte ernſter fort.

Der Buchhalter verneigte ſich abermals.

„Antworten Sie, Herr, ich fordere Sie im Namen des Königs auf; und wenn Sie den Zettel haben, werden Sie ihn mir ohne Weigern übergeben.“

Der Buchhalter ſchwankte zu einem Nebentiſchchen, zog den Zettel aus einer Brieftaſche und reichte ihn mit zitternder Hand dem Frager.

„Sie werden jetzt die Güte haben, mich zu begleiten, Herr Larmes. Es erwartet Sie draußen ein Wagen.“

„Wohin?“ ſchrie Colas verzweifelnd: „Er iſt unſchuldig. Nehmen Sie mich auch mit. Ich weiß um Alles; ich will Alles ſagen.“

Der Beamte ſah den Jüngling verwundert an und ſagte: „Ich habe zwar keinen Befehl, einen andern, als Herrn Larmes, zum Chef der geheimen Polizei zu führen; indeſſen kann ich Ihren Wunſch befriedigen. Sie, Herr Larmes, ſcheinen unruhig zu ſein. Faſſen Sie ſich.“

„Laſſen Sie den jungen Menſchen hier zurück,“ ſagte Herr Larmes, „wenn Sie keinen ausdrücklichen Befehl

haben, ihn mitzunehmen. Er kann zur Sache nichts nützen. Ich werde die Wahrheit ſagen ohne ihn. Es iſt ſeine Freundſchaft zu mir, die ihn zu der unbeſonnenen Bitte veranlaßte. Ich weiß ſchon, wer mein Ankläger iſt und warum ich fortgeſchleppt werde. Es iſt Herr von Gatry, mein Chef. Ich folge Ihnen.«

Der Polizeibeamte ſagte: »Ich trete in Ihren Handel mit Herrn von Gatry nicht ein. Sie werden ohne Zweifel die Ehre haben, ihn zu ſehen. Auch er iſt in dieſem Augenblick verhaftet. Hingegen muß ich mir ausbitten, junger Herr da drüben, daß Sie mich ebenfalls begleiten wollen!«

»Herr von Gatry verhaftet?« ſagte der Buchhalter mit halbfroher Beſtürzung.

»Haben Sie denn nicht gehört?« ſchrie Colas freudig: »Gatry iſt verhaftet. Sie ſind gerettet. Nun merk' ich, ſeh' ich; weiß ich Alles, Alles, Alles! Kommen Sie, kommen Sie! Oh!« fuhr der entzückte Jüngling fort und ſtreckte beide Hände gen Himmel: »O du unvergleichliche, köſtliche, himmliſche ...« bald hätte er geſagt Pauline. Aber er beſann ſich doch, und rief: »Juſtiz!«

Man nahm den Hut, folgte dem Polizeibeamten, ſtieg mit ihm in den Wagen und fuhr davon. Der Miniſter des Seeweſens war beim Polizeiminiſter. Der Buchhalter ſagte, was er wußte. Herr von Gatry verrieth ſelbſt beim ſtolzen Wegläugnen im Verhör ſein böſes Gewiſſen. Als ihm aber ſeine Handſchrift vorgewieſen ward, als ihm der Buchhalter vor die Augen geführt ward, verlor er die Beſinnung und bat um Schonung ſeiner Familie.

Herr Larmes und Colas wurden noch denſelben Abend wieder zurückgelaſſen. Colas ſchlich noch denſelben Abend mit einem Notenheft unterm Arm zu Paulinens Zimmer, da er es erleuchtet ſah, und ſchloß die ſchöne Schweſter, welche im reizenden Tanzkleide vor ihm ſtand, um einen Ball zu beſuchen, an ſein frohes Herz. Noch denſelben Abend drückte Pauline auf dem Balle, mitten im Tanze, dem begeiſterten Prinzen Soubiſe voll zärtlicher Erkennt-

Digitized by Google

lichkeit die Hand und flüſterte: „Sie haben eine himmliſche That vollbracht!“ Noch denſelben Abend, früher vom Balle eilend, lag der Prinz zu den Füßen der Marquiſe von Pompadour und rief: „Ich muß Sie anbeten; Sie ſind mehr als ein Engel!“ Noch denſelben Abend geſtand Ludwig XV im Arm der Geliebten: er ſei von ihr noch nie ſchöner belohnt worden, als der einfältigen, närriſchen Geſchichte wegen.

---

## 7.
## Die Erhebung.

Am folgenden Morgen war Gatry's Verhaftung die Tagesneuigkeit von Paris. Die Kaſſen und Rechnungsbücher des Seeweſens wurden unterſucht. Man entdeckte größern Verluſt, als man vermuthete. Es entſpann ſich aus einer Unterſuchung die andere, aus einem Verhör das andere, aus einer Verhaftung die andere. Gatry hatte ſich während deſſen wieder erholt und erneuerte die Betheurungen ſeiner Unſchuld. Es ward ein langweiliger Rechtshandel, deſſen Ende der alte Larmes gar nicht mehr erlebte; denn Furcht und Schrecken jenes Unglückstages hatten ſeine Geſundheit tief erſchüttert. Colas war untröſtlich über den Verluſt ſeines väterlichen Freundes. Zwar ward er Erbe von deſſen mäßigem Vermögen; allein dies erquickte ihn wenig. Gern wäre er Bettler geworden, wenn er mit ſeiner Selbopferung den guten Vater Larmes aus dem Reiche der Schatten hätte zurückkaufen können.

Die Frage ward nun: was weiter beginnen? Denn aus der kleinen Erbſchaft allein konnte er unmöglich anſtändig leben. — „Ei,“ ſagte Pauline, „willſt du denn nicht an die Stelle des Herrn Larmes Buchhalter beim Seeweſen werden?“

„Mein Gott, Fräulein, wohin denken Sie? Wie ſoll ich meine Gedanken ſo weit erheben? Buchhalter des Seeweſens! — Es iſt wahr, ich habe unter der Aufſicht des

Herrn Larmes oft, beſonders wenn er an Rheumatismen im Winter litt, ſeine ſämmtlichen Geſchäfte gethan; er hatte bloß zu unterſchreiben. Allein, was denken Sie, Fräulein! Buchhalter im Miniſterium des Seeweſens! Herr Larmes ſchlug mich ſchon drei Mal vergebens nur zu einer leer gewordenen Sekretärſtelle vor. Nein, ſo weit ſchwindle ich nicht hinauf.«

»O die liebe Beſcheidenheit, wie ſie dir ſo ſchön läßt!« ſagte Pauline, und betrachtete den blöden jungen Mann mit ſtillem Wohlgefallen: »Du gibſt doch zu, daß ich wenigſtens ſo hoch im Range ſtehe, als dein Marine-Buchhalter?«

»Fräulein, Sie ſcherzen.«

»Nun, und deine Gedanken ſchwindeln doch ſelbſt zu mir herauf?«

»Nein, nein, Ihre himmliſche Güte läßt ſich nur zu mir herab, ſchöne Pauline.«

Einige Tage nachher ſagte Fräulein de Pons zum Prinzen Soubiſe, als ſie ihn unbelauſcht in einer glänzenden Geſellſchaft ſprechen konnte: »Wiſſen Sie auch, mein Prinz, daß Schreck und Gram den alten Buchhalter Larmes getödtet haben, daß er alſo dennoch das Opfer von Gatry's Ruchloſigkeit ward?«

»Kein Wort, reizende Pauline.«

»Wollen Sie Ihre herrliche That nicht vollenden? Sie ſind im Stande, den Schatten des ehrwürdigen Greiſes zu verſöhnen, wenn Sie ſich ſeines Sohnes annehmen, der jetzt verloren und verſtoßen ohne alle Protektion daſteht, nämlich eines Adoptivſohns, Nikolas Roſier. Es iſt derſelbe junge Mann, der in dem berühmten Verhör um Erlaubniß bat, an der Stelle des Herrn Larmes in Gefängniß und Tod zu gehen, wenn es ſein müßte.«

»Ich erinnere mich.«

»Nun, dieſer Roſier war eigentlich der wahre Buchhalter; der alte Larmes gab nur ſeinen Namen zu deſſen Arbeiten. Erfüllen Sie einen Seufzer des Sterbenden,

Digitized by Google

der mit Kummer um das Schickſal ſeines Sohnes aus dem Leben ging. Sie ſagten mir einſt ſelbſt, der alte Larmes müſſe für ſein erlittenes Ungemach reichlich entſchädigt werden. Wie wollen Sie ihn entſchädigen laſſen? Er iſt nicht mehr. Gönnen Sie ſeinem Adoptivſohn Ihren Schutz. Dieſer Erbe von der Redlichkeit ſeines Vaters verdient deſſen erledigte Stelle beim Seeweſen. Aber er ſteht einſam, kein Mund ſpricht für ihn.«

»Wie? Kein Mund ſpricht für ihn, wenn Mitleid und Erbarmen von ſo ſchönen Lippen für ihn ſprechen?« flüſterte der Prinz: »Wie ſelig wär' ich, wenn dieſe Lippen nur mir ſo mitleidig einſt ein Wort des Erbarmens ſagten! Glauben Sie mir, ich verdiene mehr Ihr Mitleiden, als der Sohn des Buchhalters.«

»Nun, gnädiger Herr, werden Sie nur erſt recht unglücklich; ich will es nicht an Mitleid für Sie fehlen laſſen, wie es Ihnen nie an Spott für mich fehlt.«

»O!« rief der Prinz: »Es iſt genug! Daß doch jetzt hundert überflüſſige Augen auf uns ſehen müſſen! Wie gern ſagte ich Ihnen auf meinen Knien, wie viel ich dulde! Aber ich nehme Sie beim Wort. — Wie heißt der junge Mann?«

Pauline nannte den Namen Nikolas Roſier; der Prinz ſchrieb ihn auf.

Zu rechter Zeit erinnerte er ſich ſeiner, als er nachher bei der Marquiſe von Pompadour im vertraulichen Geſpräche ſaß, die Marquiſe ſelbſt von Gatry's Prozeß anfing und dabei mit Theilnahme des alten Larmes gedachte, der durch die Schändlichkeit ſeines Gebieters dem ewigen Kerker oder gar dem Tode nahe gebracht geweſen wäre.

»Nahe?« antwortete der Prinz: »Nein, ſagen Sie lieber in den Tod, meine Gnädige. Angſt und Schrecken haben den ſchwachen Greis getödtet. Er ſteht vor Gott, und nennt dankbar unter Engeln den Namen des irdiſchen Engels, der ihn vom Untergang rettete.«

Die Marquiſe erſchrack und ward gerührt. Der Prinz bemerkte es und ſtimmte ſich ſelbſt in eine Trauer hinüber,

Digitized by Google

indem er vom Lebensloofe mancher edeln Menſchen ſprach. „Er hat ausgelitten!“ fuhr der Prinz fort, indem wirklich eine Thräne in ſeinem Auge zitterte: „Ihm iſt nichts mehr zu vergelten und zu erſetzen.“

Die Frau von Pompadour ſah im Auge des Prinzen eine Thräne. Dieſer Anblick machte ſie noch weicher. „Aber hat er Familie hinterlaſſen?“ fragte ſie: „Ich weiß, der König iſt gut.“

Der Prinz ſprach von der erledigten Buchhalterſtelle, von den ausgezeichneten Kenntniſſen des Adoptivſohns Nikolas Roſier, und mit einer wahren Begeiſterung von deſſen ſtrenger Rechtſchaffenheit. Dann fuhr er fort: „Und dieſer brave Mann muß darben, weil er ohne Protektion daſteht. Er iſt nur der Erbe von Tugend und Armuth ſeines Pflegevaters!“

Die Frau von Pompadour ergriff voll inniger Bewegung mit beiden Händen des Prinzen Hand und ſagte: „Prinz, als einen gewandten, liebenswürdigen Weltmann habe ich Sie immer gekannt, aber nicht als den guten, gefühlvollen Menſchen. Schämen Sie ſich Ihres naſſen Auges nicht vor mir. Solche Thräne ehrt den Mann. Dafür nehmen Sie dieſen Kuß. Der Roſier muß ſeines Vaters Stelle haben.“

Als die Marquiſe dem Könige davon anfing, ſagte dieſer: „In der That hat mir der Marineminiſter da ein Portefeuille gebracht, Ernennungen, ich ſoll ſie unterſchreiben. Sehen Sie doch nach, ob der Mann dabei iſt, von dem Sie mir ſagen.“ — Die Marquiſe gehorchte, und fand unter den Ernennungen zur Buchhalterſtelle beim Seeweſen den Namen Meuron.

„Nun, ſo laſſen wir's dabei. Der Miniſter muß ihn kennen. Er weiß das beſſer, als wir. Miſchen wir uns doch in das Zeug nicht.“

„Sire,“ antwortete die Marquiſe, „aber eben die Einmiſchung Ew. Majeſtät allein kann das edle Werk vollbringen, was Sie begannen, und das jetzt noch ganz Paris

Digitized by Google

mit Freuden und Beifall erfüllt. Ew. Majeſtät hat den ſtolzen Verbrecher entlarvt, die Unſchuld gerettet. Der letzte Gedanke des ſterbenden Greiſes waren Sie, Sire, denn Sie hatten ihn gerettet. Er trägt dankbar Ihren Namen zum Himmel.“

Der König lachte laut auf. „Hab' ich's doch immer geargwohnt,“ rief er, „daß Sie mit der überirdiſchen Welt Korreſpondenz pflegen; wie könnten Sie ſonſt wiſſen, was die Buchhalters-Seele da mit hinüber geſchleppt hat? Meinen Namen alſo? Aller Ehren werth. Ich muß ja wohl aus Gegenhöflichkeit den Namen ſeines Pflegeſohns ins Bureau des Seeweſens ſchicken.“ Er ſtrich den Namen Meuron durch und ſetzte Nikolas Reſier.

„O wie Sie ſo böſe ſind, Sire, und doch ſo gut!“ ſagte die Geliebte, und küßte die Hand des Monarchen, welche den Namen geſchrieben hatte.

---

8.

## Die Ohrfeige.

Colas war vor Erſtaunen außer ſich, als er die königliche Ernennung empfing. Er machte ſich ſogleich auf, ſeinem Miniſter und den übrigen obern Beamten im Miniſterium die ehrfurchtvolle und dankbare Aufwartung zu machen.

„Ich ſchlug Sie dem Könige gern vor,“ ſagte der Miniſter, „denn ich wollte in Ihnen das Andenken des Herrn Larmes geehrt wiſſen.“

„Mein Verdienſt bei Ihrer Ernennung iſt gering,“ ſagte der Kanzler des Miniſterial-Bureau: „doch geſteh' ich, einigen Kampf hatte ich deswegen. Mir waren aber Ihre trefflichen, in Herrn Larmes Namen gelieferten Arbeiten bekannt. Ich konnte, als redlicher Mann, keinen Andern, als Sie, dem Miniſter empfehlen.“

So bemerkte Colas, bei ſeinen Beſuchen, daß, wie dieſe Beiden, alle übrigen höhern Angeſtellten ohne ſein Vor-

wiſſen auf die edelmüthigſte Weiſe für ihn gearbeitet hatten. Als er es dem Fräulein de Pons erzählte, ſagte ſie lachend: „Du biſt ein Närrchen, Colas. Die Hauptperſon haſt du vergeſſen. Bitte morgen den Prinzen Soubiſe um Audienz und küſſe ihm die Hand. Vergiß mir's nicht.“

„Und nicht der Prinz Soubiſe iſt die Hauptperſon,“ ſagte Colas, „ſondern meine beſcheidene ſchöne Schweſter, der ich die Hand tauſendmal lieber küſſe.“ — Indeſſen Colas war klug genug, ſie auch dem Prinzen am andern Tage zu küſſen; und der Prinz, welcher in Colas einen angenehmen jungen Mann erblickte, war klug genug, ihm zu empfehlen, der Frau von Pompadour ſeine dankbare Verehrung zu bezeugen. Der Buchhalter des Marineweſens gehorchte, und die Königsgeliebte blieb nicht unempfindlich gegen Huldigungen, die verdient zu haben ſie ſich allerdings bewußt war. Ihre That ward ihr noch um ſo lieber, da ſie ſie nicht nur einem erkenntlichen, ſondern auch einem ſehr hübſchen jungen Manne erwieſen hatte.

Herr Roſier, der im Geſchäftskreiſe der Marine-Buchhaltung nicht als Neuling lebte, gewann bald die Zufriedenheit aller ſeiner Obern und ſelbſt des Miniſters, nicht eigentlich wegen ſeiner Geſchäftsführung, ſondern weil man nicht wußte, wie er dazu gekommen war, eine Stelle zu erhalten, für die Alle einen andern Begünſtigten empfohlen hatten. Man vermuthete, er müſſe bedeutende Verbindungen am Hofe haben. Jeder behandelte ihn folglich mit der größten Auszeichnung.

Colas, mit ſeinem Glücke gar wohl zufrieden und nun bekannt mit dem geheimen Weg, welchen das Schickſal wunderbarlich zwiſchen ihm und dem König Ludwig XV angebahnt hatte, genoß die Gaben des Zufalls mit aller Beſcheidenheit. Er hatte vorher Demuth genug gehabt, auf ein Loos, wie er gewonnen, keinen Anſpruch zu machen, und jetzt nicht Uebermuth genug, mehr zu verlangen. Das war bei ihm nun freilich keine Wirkung eigenthümlicher Weisheit und Tugend, ſondern eines glücklichen mit Leicht-

Digitized by Google

ſinn gemiſchten Phlegma's. Man zog ihn in alle Geſellſchaften, in die er als Bürgerlicher eintreten konnte, und manche artige Pariſerin warf ihre Zaubernetze über ihn, die aber ſein Leichtſinn und Phlegma wie Spinnengewebe zerriß. Denn empfand er doch ſelbſt für die verführeriſch-ſchöne Pauline nicht mehr, als ehrerbietige Zärtlichkeit; und das vertrauliche Verhältniß zwiſchen ihm und ihr war mehr Werk der Gewohnheit, als Leidenſchaft.

Pauline fühlte zarter und tiefer. Sie liebte mit Innigkeit. Und wie unzufrieden ſie vielleicht oft mit ſeiner kalten Ehrerbietung ſein mochte, dankte ſie ihm doch im Herzen zuweilen, wenn ſie beſonnener war, für ſeine brüderliche Nachläſſigkeit. Darum war ſie nichts deſto weniger überzeugt, daß ſie von ihm mit einer Leidenſchaft geliebt werde, die ihren Reizen gebührte. Colas beichtete ihr auch von allen ſeinen weiblichen Bekanntſchaften und von manchen Bemühungen der Schönen. Wie konnte er ſich beſſer als ihr Vielgetreuer beurkunden? Doch ſetzte ſie an ihm aus, daß er anfange, den Zerſtreuungen zu viel Zeit zu gönnen und ſie ihn weniger ſähe.

„Beinahe reut es mich,“ ſagte ſie ſchmollend zu ihm, „dich zum Marinebuchhalter erhoben zu haben. Beſſer, ich hätte dich als Notenſchreiber behalten. Du wäreſt mehr daheim geblieben, und ich hätte dich ſprechen können, ſo oft ich wollte.“

Er verſprach Beſſerung und hielt bald Wort, freilich auf eine Art, die ganz wider ſeinen Willen war.

Als er ſich eines Abends mit einigen Freunden in Drouets Garten begab, wo Erleuchtung und Ball war, und die ganze ſchöne Welt, ſelbſt viele aus den höhern Ständen, ſich einzufinden pflegten, fand er unter den Tänzerinnen eine ſeiner Bekannten, die Tochter des Buchbinders, der für das Marinebureau zu arbeiten pflegte. Man kannte ſie unter dem Namen der ſchönen Juliette. Das Mädchen war ihm ſehr gleichgültig; aber ſie tanzte wie eine Sylphide mit Herrn Browne, einem Engländer,

welcher zum Geſandtſchaftsperſonal des britiſchen Geſandten in Paris, Grafen Albemarle, gehörte. Colas bewunderte ſie, und fühlte ſich geſchmeichelt, als ſie im Vorüberſchweben ihn bemerkte, ihm freundlich zulächelte und im Tanze nicht unterließ, dann und wann einen Blick herüber zu ſenden. Sir Browne, ihr Tänzer, beobachtete dies Augenſpiel. Es ſchien ihm nicht halb ſo angenehm zu ſein, als dem gutmüthigen Colas. Nach Beendigung des Tanzes, da der Brite ſie zum Ausruhen nach einem Sofa begleitete und ſich mit ihr in ein Geſpräch verwickelte, trat auch Colas hinzu. Sie ſchien ihn erwartet zu haben, brach mit dem Briten ab, ſtand auf und folgte dem jungen Buchhalter, der ſie nicht einmal beſtimmt aufgefordert hatte, zum Tanze. Der Brite, finſter an der Seite, verfolgte mit ſeinen Augen das Paar. Man ſah, ihn verzehrte ein inneres Feuer.

„Ich habe doch nicht an dem Herrn da einen Raub begangen,“ ſagte Colas zur ſchönen Juliette, „indem ich Sie zum Tanz führte? Er macht ein Geſicht, wie ein Ungewitter.“

„Umgekehrt, ich danke Ihnen, Herr Roſier, daß Sie mich von dem langweiligen Menſchen frei machten!“ antwortete das Mädchen: „Es iſt genug, daß ich den Sir faſt täglich ſeit zwei Monaten im Hauſe ſehen muß, wo er meinen Vater mit Geſchenken überhäuft. Ich nehme nichts von ihm. Er iſt mir verhaßt wie eine Spinne, und ſchleicht mir nach wie mein Schatten.“

Colas kam vor anderthalb Stunden nicht von ſeiner Tänzerin los, die es auf Eroberung ſeines Herzens angelegt zu haben ſchien. Er war froh, als er ſich endlich in den erleuchteten Garten retten konnte, welcher im bunten Feuer, wie eine Zauberwelt, funkelte. Hier in einer der artigſten Geſellſchaftslauben ließ er Punſch bringen, da er ſah, daß ihn Andere tranken. Es fügte ſich, indem er an einem der Tiſche niederſaß, daß er gerade gegenüber dem unglücklichen Anbeter Juliettens Platz bekam; neben ihm ſaß einer ſeiner Bekannten, ein geheimer Sekretär de Bonnaye.

Digitized by Google

Man war in lebhaftem Geſpräch über politiſche Dinge, und zwar, weil die Geſellſchaft bunt aus Franzoſen und Briten zuſammengeſetzt war, über dieſelben Gegenſtände, derentwillen Graf Albemarle nach Paris gekommen. Wie in den Kabineten der Mächte, machte man ſich auch hier in der Laube gegenſeitig Vorwürfe; die Franzoſen den Briten, daß ſie den ungeheuern Landſtrich zwiſchen Neu-england und Akadien anſprechen wollten; die Briten den Franzoſen, daß dieſe am Ohio Forts anlegten, um Englands Handel mit den Wilden zu ſtören. Die Herren ſchienen nicht minder von Punſch und Wein, als von Vaterlandsliebe begeiſtert.

Weil Colas fremd zum Geſpräch trat, ſchwieg er und gab einen gleichgültigen Zuhörer ab. Sir Browne, ihm gegenüber, der Mann mit dem Ungewittergeſicht, ward noch heftiger und redſeliger, als er des Buchhalters gewahr ward, der ihm ſeine Sylphide entführt hatte. Er donnerte nun ärger gegen Frankreichs diplomatiſche Anmaßungen; er ſchien zu glauben, wenn er ganz Frankreich mit ſeinem Zorn ſchlage, müſſe er nothwendig auch den verhaßten Nebenbuhler treffen. Keiner aber fühlte ſich weniger getroffen, als der harmloſe Colas. Er überließ es ſeinen anweſenden Landsleuten, die ſtolze Derbheit der Briten zurückzuweiſen, und um ſo lieber, da er gewahr ward, der Wortkampf werde mit mehr Hitze geführt, als eben in dieſer Laube des Vergnügens nöthig ſei, um ſich Punſch oder Wein behagen zu laſſen.

Je ruhiger Colas blieb, je glühender ſtürmte der grimmige Sir Browne. Bei jedem kräftigen Fluch, den der Brite zur Betheuerung ſeiner Vorwürfe gegen die franzöſiſche Staatsklugheit ausſtieß, heftete er ſeinen Blick auf den unſchuldigen Colas. Einer nach dem andern von den Franzoſen ſchlich davon. Die Herren fürchteten, der Wortwechſel führe zu weit, und zumal Sir Browne's politiſcher Geiſt habe zu viel Weingeiſt. Auch die übrigen Landsleute ſpürten es ihrem Landsmanne an, und bemüheten ſich, ihn zu beſänftigen. Dieſer aber ward nur deſto erhitzter. „Es iſt wahr,“ rief er den Franzoſen zu, „das Kabinet von St.

Digitized by Google

James, wie Ihr ſaget, verſteht ſeinen Vortheil ſchlecht. Ich muß Euch Recht geben. Der König hätte, um als Diplomatiker zu ſiegen, nicht den Lord Albemarle, ſondern ein Londner Freudenmädchen herſchicken ſollen. Und wir haben deren tauſend, die ſchöner ſind, als die abgeliebte Pompadour.«

Als Colas den hier entweihten Namen ſeiner Wohlthäterin hörte, brach er das Schweigen, und ſagte mit der größten Artigkeit zu dem Ungewittergeſicht, doch, ſich über den Tiſch vorlehnend, halbleiſe, um den Briten nicht zu beſchämen: »Vergeſſen Sie nicht, mein Herr, daß Sie auf franzöſiſchem Boden ſtehen!«

Sir Browne ſchnellte dem Buchhalter in dieſer Stellung, ſtatt aller Antwort, einen gewaltigen Naſenſtüber zu, und machte die Bemerkung: »Was ſtreckt mir der junge Naſeweis da die Naſe entgegen, und läßt ſich beigehen, mich zu belehren, ehe ich's von ihm verlange?«

Er hatte aber die letzten Worte, die er der Geſellſchaft zuwandte, noch nicht vollendet, als ihm Colas eine gellende Ohrfeige zurückgab. Sir Browne ſtürzte bei dem Schlage, wie eine vom Sturm gebrochene Eiche, ſeitwärts mit dem Kopf gegen ſeinen Nachbar, der eben ein warmes Punſchglas zu den Lippen führen wollte. Nun leerte ſich das erſchütterte Glas in gerader Linie über das Ungewittergeſicht, alſo, daß dieſes nicht anders glauben konnte, als es werde mit ſeinem eigenen, theuern Blute gefärbt.

Alle Briten ſprangen auf; eben ſo die Franzoſen. Sir Browne zog den Degen, Colas den ſeinigen, um ſich zu ſchützen. Ehe die Uebrigen dazwiſchen traten und ſchlichten konnten, hatte Colas ſchon einen Stich unterm rechten Arm, der, eine Spanne tiefer als die Achſelgrube, das Fleiſch durchdrang, ohne den Bruſtknochen zu verletzen. Alles war in wenigen Sekunden geſchehen. Eben ſo ſchnell verſchwanden die meiſten Franzoſen aus der Laube, um nicht wider ihren Willen in einen Handel verflochten zu werden, der um ſo bedenklicher war, weil er Mitglieder einer fremden Geſandtſchaft betraf. Eben ſo ſchnell verſchwanden die Eng-

Digitized by Google

länder, um ihren wüthenden Landsmann, den ſie mit ſich nahmen, an größern Ausſchweifungen zu verhindern. Nur Herr de Bonnaye blieb bei dem verwundeten Colas zurück, begleitete ihn hinaus zum Wagen und führte ihn ſogleich zu einem Wundarzt. Dieſer erklärte die Wunde unbedeutend, weil ſie nur durchs dicke Fleiſch gegangen. Er verband ſie, und Colas fuhr mit ſeinem treuen Gefährten zum Hotel des Grafen Oron in ſeine Wohnung.

9.

## Krieg gegen England.

Herr von Bonnaye, der in der Laube einer der lebhafteſten Redner für Frankreichs Sache gegen England geweſen war, lärmte noch im Wagen fort gegen den Uebermuth der Briten. Colas, der keine Urſache hatte, ſich ihrer zu freuen, ſchimpfte mit vollem Herzen mit. Herr de Bonnaye ſagte: „Mich wundert, daß unſer Hof ſo lange zaudert, den unverſchämten Stolz des Londner Kabinets zu züchtigen. Hinge es von mir ab, morgen müßte der Krieg erklärt ſein.“ — Dieſer Einfall war wirklicher Balſam auf des Buchhalters Wunde. Sein Entſchluß war genommen. Er drückte die Hand ſeines Freundes mit Zuverſicht und ſagte: „Beruhigen Sie ſich. Ehe vierzehn Tage durchs Land gehen, müſſen alle Engländer aus Paris und muß der Krieg erklärt ſein.“ Herr de Bonnaye lächelte ſtill, denn er gedachte der Macht des Punſches; Colas aber gedachte der Macht Paulinens.

Der Verwundete mußte folgendes Tages Zimmer und Bett hüten auf Befehl ſeines Arztes. Er hatte viel Blut verloren und Wundfieber dazu bekommen. In wenigen Zeilen unterrichtete er das Fräulein de Pons von ſeinem Unglück, ehe ſie es durch das Gerücht erfahren möchte. Denn Colas zweifelte nicht, Hof und Stadt wären von ſeiner Begebenheit voll. Er irrte ſich. Niemand ſprach davon, Niemand wußte darum. Die Engländer hatten weder die Franzoſen am Punſchtiſche, noch dieſe ſich unter einander

ſelbſt gekannt, weil ſie nur vom Zuge des Ungefährs zuſammengewebt worden waren. Der Vorfall konnte übrigens nicht für mehr gelten, als eine der gewöhnlichen Helden- und Staatsaktionen beim vollen Glaſe.

Aber nicht ſo betrachtete es die liebende Pauline, als ſie die Zeilen ihres Freundes geleſen hatte. Mit Seelenangſt für das gefährdete Leben durchbrachte ſie den langen Tag. Abends löſete ſie ſich durch ein vorgeſchütztes Uebelbefinden von der Verbindlichkeit, die Gräfin von Oron in Geſellſchaft begleiten zu müſſen, und ſchlich durch den Corridor am innern Hoſe des Palaſtes zu den Zimmern des Herrn Roſier.

Im Erröthen der Unſchuld und Liebe trat ſie vor das Bett des Kranken. Der alte ehrliche Marcus, Diener des Colas, ein Erbſtück aus dem Nachlaſſe des verſtorbenen Herrn Larmes, entfernte ſich beſcheiden und klug, um Schildwacht zu ſtehen.

„Wie iſt Ihnen?“ liſpelte Pauline ängſtlich ihrem Freunde zu, der ſeine Hand nach der ihrigen ausſtreckte: „Was haben Sie gemacht? Wer hat Sie verwundet? Warum eigentlich? Hat Ihnen der Arzt das Reden nicht unterſagt? Wann geſchah es, daß Sie ſich ſchlugen? Wo eigentlich? Fühlen Sie ſich ſchwach? Wer iſt Ihr Arzt?“

Stoffes genug, um einen ganzen Abend mit Antworten auszufüllen. Colas erzählte den Handel mit aller Umſtändlichkeit und nicht ohne gebührenden Weihrauch für Paulinens Schönheit in Bemerkungen über die ſchöne Juliette. Fräulein de Pons erkannte mit heimlichem Vergnügen die Treue ihres Geliebten an. Der Ruhm von Juliettens Reizen war ihr nicht fremd, aber auch nicht, daß Colas in der That wenig Weſens daraus machte, und das Haus des Buchbinders nie betrat, ſo vielen Anlaß er auch dazu haben konnte. Sie ſah ein, daß der Engländer aus ungegründeter Eiferſucht den guten Colas verfolgt, beleidigt und faſt ermordet hatte.

„Der Elende!“ rief ſie: „Er iſt dir die ſchwerſte Genugthuung ſchuldig. Wäre er Franzoſe, er müßte in die Ba-

Digitized by Google

ſtille. Aber er gehört zur Geſandtſchaft des Lord Albemarle. Wir müſſen die Sache wohl überlegen.“

„Es iſt da wenig zu überlegen, Pauline!“ ſagte Colas: „Begegne ich den Sir Browne, ſo durchbohre ich ihn; oder vielmehr, bin ich geneſen, ſo fordere ich ihn in das Hölzchen von Boulogne. Nicht als ein Mann von Ehre, als Meuchelmörder griff er mich Unvorbereiteten an.“

„Möchteſt du dich noch unglücklicher machen?“ rief Pauline ängſtlich: „Denn wäre das Glück wider dich, o Colas, könnte ich dich dann überleben? Und brächteſt du ihn um: würdeſt du nicht Frankreich und mich auf ewig verlaſſen müſſen?“

„Er und ich können nicht in Paris beiſammen leben!“ verſetzte Colas: „Es iſt am beſten, man jagt alle Engländer fort. Man ſpricht davon, unſer Hof ſchwanke zwiſchen Frieden und Krieg mit England. Der Kardinal Bernis iſt für den Frieden; auch Prinz Soubiſe. Rede mit dieſem. Man muß den Krieg gegen die übermüthigen Engländer erklären. Geſchieht es nicht, ſo ſehe ich Unglück voraus. Man muß den Prinzen ſtimmen. Er hat bedeutenden Einfluß.“

Colas und Pauline waren eben ſo ſchnell über die Kriegserklärung gegen England einig, als das Wort ausgeſprochen war. Beide freuten ſich ihrer Rache. Es war einem liebenden Mädchen wohl zu verzeihen, daß es im Zorn über das vergoſſene Blut des Geliebten ganz England zu Grunde richten wollte.

Sobald ſich Pauline in einem der folgenden Tage dem Prinzen Soubiſe eröffnen konnte, geſchah es mit aller ihr eigenthümlichen weiblichen Schlauheit. „Sie wiſſen, mein Prinz,“ ſagte ſie, „die Unglücksgeſchichte des Buchhalters Roſier, der das, was Sie für ihn die Gnade hatten zu thun, dankbar und auf rühmliche Weiſe mit ſeinem Blute bezahlt hat.“

„Mit ſeinem Blute?“ entgegnete der Prinz erſtaunt: „Kein Wort weiß ich.“

Fräulein de Pons mußte erzählen. In der Erzählung ward der ſchönen Juliette nicht gedacht, die mußte als Nebenſache verſchwinden; auch nicht des Naſenſtübers, der allzu

Digitized by Google

unpoetiſch daſtand, wo der Buchhalter Roſſer als Held erſcheinen ſollte. Dagegen ward auf feine Weiſe dem Prinzen zu verſtehen gegeben, daß die Engländer ſich vorzüglich gegen den Prinzen und die Königsgeliebte ausgelaſſen, und dadurch des Herrn Roſſers treues Herz empört habe. Wie? das ließ man dem Prinzen aus den Worten des Sir Browne über die Marquiſe von Pompadour bloß ahnen. Soubiſe, als er Alles vernommen, verlangte mehr zu wiſſen, beſonders was die Engländer Beleidigendes über ihn geſprochen hätten. Fräulein de Pons ſpielte die Verlegene, als trüge ſie Scheu, das Unanſtändige zu wiederholen. Je hartnäckiger ſie ſich zu reden weigerte, je unruhiger ward der Prinz, je abſcheulicher malte ihm ſeine Einbildungskraft den erlittenen Schimpf in einer ſchwarzen Reihe von Möglichkeiten.

„Und ſolchen Menſchen ſchließen Sie ſich an, Prinz?“ fuhr das Fräulein fort: „Was ſoll Paris von Ihnen denken, wenn Sie einer der Eifrigſten für den Frieden mit einer Nation ſind, die ſich ein Feſt daraus macht, Frankreich zu verſpotten vor der ganzen Welt, und ſelbſt auf franzöſiſchem Boden den liebenswürdigſten aller franzöſiſchen Prinzen der Verachtung preis zu geben?“

Die Sache machte ſo tiefen Eindruck auf das empfindliche Herz des Fürſten, daß er darüber ſogar die Zärtlichkeiten vergaß, die er ſonſt nie unter vier Augen gegen das Fräulein verſäumte. „Aber von wem wiſſen Sie dieſe Umſtände ſo genau?“ fragte er. — „Die ganze Stadt kennt ſie und erzählt ſie ſich!“ antwortete das Fräulein: „Doch Ihnen, mein Prinz, wahrſcheinlich am letzten. Der Grund iſt begreiflich. Man möchte Ihnen keinen trüben Augenblick machen. Aber verzeihen Sie meiner Schwatzhaftigkeit, und wenn die keine Gnade findet, meiner Eiferſucht für die Unbeflecktheit Ihres Ruhmes.“

Der Prinz bedeckte dankbar ihre Hand mit ſeinen Küſſen. Er war allerdings bisher gegen den Krieg geweſen, weil er gegen den Herzog von Richelieu war, der Krieg wünſchte, um den Oberbefehl des Heeres zu erhalten. Er wollte ſich aber

Digitized by Google

näher über den Vorfall in Drouets Garten unterrichten. Zum Glück erinnerte er ſich aus Paulinens Erzählung des Herrn de Bonnaye. Er ließ dieſen, als den gültigſten Zeugen, zu ſich rufen, und befahl ihm, mit der ſchonungsloſeſten Offenheit zu berichten. De Bonnaye gehorchte. Der Prinz vernahm einige Umſtände mehr, aber nichts von dem, was ihn ſelbſt unmittelbar betraf. Er fragte. Herr de Bonnaye zuckte die Achſeln, entſchuldigte ſich mit Unwiſſenheit, aber war aus Rache gegen die Engländer boshaft genug, durchſchimmern zu laſſen, der Prinz möge noch giftiger als die Königsgeliebte angegriffen worden ſein. Der Prinz machte ſogleich dem Herzog von Richelieu einen Beſuch.

„Ich habe,“ ſagte er zu ihm, „Ihre letzte Denkſchrift über die Anforderungen Englands geleſen. Sie haben mich mit Ihrer Feder überwunden, wie Sie die Engländer mit dem Degen überwinden werden. Ich vereinige mich mit Ihnen. Man muß die britiſche Geſandtſchaft heimſchicken und das Kriegsmanifeſt hinter ihr her.“

Der Herzog von Richelieu erſtaunte vergnügt über die Sinnesänderung ſeines Gegners. Er umarmte ihn. Die Verſöhnung war gemacht. Beide verabredeten ihre fernern Schritte, den Kardinal Bernis, den ganzen Hof und den König umzuſtimmen. Der Prinz verhieß, ſich des Einfluſſes der Frau von Pompadour zu verſichern.

Das ward ihm nicht ſchwer. Das Wort des Sir Browne: „Der König von England hätte, ſtatt des Lord Albemarle, ein Freudenmädchen nach Paris ſchicken ſollen!“ ſchlug durch. Aber der Zuſatz: „Wir haben deren tauſend, die ſchöner ſind, als die abgeliebte Pompadour!“ rief eine dunkle Röthe auf die Wangen der Marquiſe und Todeshaß in ihre Bruſt.

Colas war nicht wenig verwundert, als einige angeſehene Herren vom Hofe bei ihm gemeldet wurden. Sie waren von der Marquiſe abgeordnet, um den Buchhalter über das Ereigniß im Drouetſchen Garten zu vernehmen. Seine Worte wurden niedergeſchrieben und von ihm unterzeichnet.

Digitized by Google

Drei Tage nachher empfing die engliſche Geſandtſchaft ihre Päſſe zur Rückreiſe über den Kanal. Der Krieg gegen England ward erklärt.

## 10.

## Das Adelsdiplom.

Fräulein de Pons empfing die erſte Botſchaft des wichtigen Ereigniſſes aus dem Munde des Prinzen ſelbſt. In ihrem Entzücken hätte ſie an den Hals des Fürſten fliegen mögen. Er ſah dies Entzücken. Er las in demſelben nichts Anderes, als die Offenbarung eines für ihn ſchlagenden Herzens, und wagte, als ein unter den Fahnen des Liebesgottes erfahrener Mann, den Sieg zu benutzen, welchen die Einſamkeit begünſtigte. Er drückte die blühende Geſtalt an ſeine Bruſt und raubte ihren Lippen den erſten Kuß. Pauline erröthete, ward ernſt und wies den Ungeſtümen mit jungfräulichem Stolze zurück. Nichts deſto minder hielt er ſich ſeines nahen Triumphes verſichert, und verließ die ſchöne Spröde mit nur entzündeterm Gemüth.

Deſto ungeduldiger erwartete ſie die Abendſtunde, um ihrem Freunde mit der Nachricht vom Kriege angenehme Ueberraſchung zu gewähren. Unglücklicher Weiſe hatte Graf Dron Geſellſchaft, in der ſie nicht fehlen durfte. Sie ſandte an Colas einige Zeilen mit der Botſchaft, und bat ihn, ſie, wenn auch ſpät zu erwarten.

Colas war ſchon halb geheilt und ſeit einigen Tagen außer dem Bette. Als Paulinens Zettel erſchien, hatte er die Anzeige von der Abreiſe der engliſchen Geſandtſchaft ſchon auf weit überraſchendere Weiſe vernommen. Ein Angeſtellter von dieſer Geſandtſchaft war zu ihm gekommen und hatte ihm einen Brief folgendes Inhalts gebracht: „Mein Herr, erſt im Augenblick unſerer Rückkehr nach England erfuhr ich Ihren Namen, als den Namen des Mannes, den ich im Drouetſchen Garten auf die unwürdigſte Weiſe mißhandelte. Ich handelte im Rauſche; Sie waren unſchuldig, und ich

vergoß Ihr Blut. Ich ſcheide nicht aus Frankreich, ohne meiner Pflicht genug zu thun. Erlauben Sie mir, zu glauben, daß Sie mir verziehen, und daß ich Ihnen beiliegende Papiere auf die franzöſiſch-oſtindiſche Kompagnie, welche jährlich zehntauſend Livres Renten tragen, als Ihr Eigenthum geben dürfe. Ich will nichts aus dem mir verhaßten Lande mit mir nehmen, als Ihre Verzeihung. S. T. Brown, Esq.“

Colas dachte groß genug, dem Engländer die Papiere zugleich mit den Verſicherungen der Verzeihung zurückzuſenden. Aber der Brite behielt nur dieſe, und ſchickte ihm die Papiere wieder.

Es war faſt Mitternacht, als Pauline durch den Corridor ſchlich. Colas eilte ihr entgegen. Was hatten ſich Beide nicht alles zu ſagen! Er führte ſie in ſein Zimmer und zeigte ihr den Briefwechſel. Sie erſtaunte und ward von des Engländers Großmuth gerührt. „Hätten wir dies vorausſehen können,“ ſagte ſie, „wir hätten den Krieg gegen England unterlaſſen. Der Mann, den wir verfolgten, hat dich reich gemacht. Er handelte vielleicht eben ſo leidenſchaftlich in ſeiner Großmuth, als in ſeiner Eiferſucht, und beide Male mit Unrecht. Du biſt nun reicher, als ich, Colas. Weißt du, was dir noch fehlt, eine glänzende Laufbahn zu machen?“

„Nichts!“ ſagte Colas, und ſchloß Paulinen an ſeine Bruſt: „Hab' ich doch Alles!“

„Wird es dir auch bleiben dürfen?“

„Wer kann es verbieten? Wer Bruder und Schweſter ſcheiden? Wohl, Pauline, Eins fehlt mir noch: ein Adelsdiplom. Dann darf ich dich . . . .“

Er zitterte, mehr zu ſagen, aus Furcht, durch Vermeſſenheit ſeiner Wünſche zu beleidigen, die Pauline aus ſeinem Verſtummen verſtand. Sie lehnte mit verſchämter Liebe ihre Wange an die ſeine und flüſterte: „Du haſt Recht, das Adelsdiplom iſt dir nothwendig. Wir müſſen es verlangen.“

In Folge dieſes Beſchluſſes empfing, wie gewohnt, der Prinz Soubiſe bei erſter Gelegenheit die nöthigen Weiſungen, als er zu Paulinens Füßen um ein freundliches Wörtchen

Digitized by Google

flehte. Denn ſie hatte nach jenem geraubten Kuſſe gar ſtrenge Miene angenommen, und er fürchtete im ganzen Ernſte, ſie beleidigt zu haben.

„Sagen Sie mir wenigſtens nur, göttliche Pauline, daß Sie mich nicht haſſen!“ rief er.

„Ich habe kein Recht, Sie zu haſſen!“ entgegnete ſie: „Wie dürft' ich dies wagen wider Sie?“

„Sie ſind, ich weiß es, durch meine Verwegenheit gekränkt worden, ſchöne Pauline!“ fuhr er fort: „Aber wenn ich jemals einigen Werth für Sie hatte, wie können Sie mir alle Freundſchaft, eines armſeligen Kuſſes willen, entziehen? Warum ſind Sie ſo ſchön? Klagen Sie Ihre Reize an, aber nicht die Wirkungen derſelben. Sie wiſſen es, Sie müſſen es wiſſen, ich bete Sie an.“

„Erlauben Sie, gnädigſter Herr,“ erwiederte Pauline, „daß ich Artigkeiten, deren Sie mich unverdienter Weiſe würdigen, in ihrem wahren Werth nehme. Ihr Edelmuth riß mich oft, wider meinen Willen, für Sie zur Bewunderung hin. Nun — ja, ich bekenn' es offen — haben Sie mir ſelbſt gegen dieſen Edelſinn allerdings einen Verdacht eingeflößt.“

„Ich? Um des Himmels willens, glauben Sie, Pauline, daß ich jemals vor Ihnen heuchelte?“

„Das kann ich nicht ſagen, Prinz; aber wohl, daß Ihre gekränkte Ehrliebe thätig zur Wegſchickung der rohen Engländer wirkte, ohne des braven Mannes zu gedenken, der ſein Blut für Ihren beleidigten Namen vergoß. Ich erwartete von Ihrem Zartgefühl, dieſen Mann würden Sie auszeichnen, für ihn vielleicht am Thron des Königs ſprechen, ihm vielleicht für ſeine ritterliche That durch des Königs Hand den Adel geben, den er verdiente ... Sie haben ihn über Ihre befriedigte Rache vergeſſen.“

„Den Buchhalter Roſier? Meinen Sie den?“

„Ich meine den Mann, der, als Ihr Name entheiligt werden ſollte, als alle anweſenden Franzoſen verſtummten, allein den Muth hatte, zu reden und es mit dem ſtolzen Briten auf-

Digitized by Google

zunehmen; den Mann, der vermuthlich jetzt noch an ſeinen Wunden leidet, die er für Sie, und nur für Sie empfing.«

»O, wie Sie ungerecht und hart über mich richten!« rief der Prinz, der ſich getroffen fühlte: »Wiſſen Sie Alles? Hätten Sie mich gefragt, ſo würden Sie erfahren haben, welche Schritte ich beim König gethan; ſo würden Sie erfahren haben, daß es wirklich ſchon nicht nur um Erhöhung in den Adelſtand, ſondern um das Ludwigskreuz für Herrn Roſier zu thun iſt; daß vielleicht die Ausfertigung ſchon erfolgt iſt.«

Fräulein de Pons, überliſtet vom Prinzen, trat angenehm überraſcht einen Schritt näher: »Alſo hätte ich Ihnen Unrecht gethan? Dann iſt's an mir, Ihre Verzeihung zu erflehen.«

Die Verſöhnung ſtiftete ſich, wie Verſöhnungen dieſer Art gewöhnlich; die Herzen traten einander näher, als ſie vorher je geweſen. Soubiſe ging entflammter von hinnen, als er gekommen war.

Aber er vergaß nicht, daß er die Süßigkeit der Verſöhnungsſtunde mit einer Nothlüge erkauft hatte. Nie war ihm in Sinn geſtiegen, ſich Roſiers anzunehmen. Und wenn hundert Roſier für einen Prinz bluten, wozu Dank dafür? Das bürgerliche Pack mußte ſich's zur Freude rechnen, wenn es für einen Mann von ſo erlauchter Abkunft Hals und Beine zu brechen die Ehre haben konnte. Aber den freundlichen Liebesblick einer Pauline zu erkaufen — ja, dafür mußte man wohl ein Uebriges thun.

Der Prinz hatte bei der Marquiſe von Pompadour leichtes Spiel, ſie zu überreden, daß der ſchöne junge Mann, der ſich für ihre Ehre ſo ritterlich in den Kampf gewagt hatte, auch Namen und Würde des Ritterthums verdiene. Es verſteht ſich, daß Roſiers Verdienſt glänzender dargeſtellt ward, als es in der That war. Was liegt an einigen prächtigen Redensarten mehr oder minder in ſolchen Fällen?

Siehe da! Es erſchien das Adelsdiplom und Ludwigskreuz. Der preishafte und vieltapfere Buchhalter, mit ſeinen Kindern und Kindeskindern, ward einer von Frankreichs edeln Rittern. Durch das Zauberwort der königlichen

Majeſtät verwandelte ſich ſeine Geburt in eine edle, und vergoldete ſich ſeine armſelige Wiege. Friſchgebackener Adel gilt wenig; um ein paar Goldſtücke konnte man ihn in einer Viertelſtunde alt machen, dem älteſten gleich. Ein heraldiſcher Tauſendkünſtler ließ ſogleich aus der Namensverwandtſchaft Roſiers mit Rosni eine unmittelbare Verwandtſchaft mit dem Herzog von Sully, Baron von Rosni, Heinrichs IV berühmtem Freunde, hervorgehen; und ein Stammbaum, deſſen Wurzeln in den Nebeln des zehnten Jahrhunderts lagen, grünte herrlich für den Sohn der Näherin auf.

„Was fehlt dir noch?“ ſagte Pauline lachend zu ihm. Lachend erwiederte er: „Die Ahnen hab' ich, Gott ſei Dank, gefunden, denen mein Stammbaum leider nichts mehr nützt. Nun fehlen mir nur noch die im Diplom ausdrücklich bemerkten Kinder und Kindeskinder, die doch von der ganzen Sache den beſten Vortheil haben wurden. Wir müſſen überlegen, wie ich dazu komme. Da hilft keine Heraldik.“

## 11.

## Der Schleier.

Wohl fiel Manchem das Glück des Buchhalters auf, der als ein armſeliger Abſchreiber des Herrn Larmes aus ſeiner Dunkelheit in die verklärten Reihen des Adels emporgeſtiegen war. Und man hatte billig Recht, darüber zu erſtaunen. Nicht daß dergleichen Erſcheinungen eigentlich ſelten und unerhört geweſen wären; — o nein, man ſah täglich unbekannte Geſtalten aus dem Nichts hervorgehen zu Ruhm und Macht, und hinwieder ruhmreiche Perſonen unter dem Federzug eines Miniſters ins alte Nichts verſchwinden. Die Menſchen ſpielten im Sonnenglanze der königlichen Willkühr wahren Mückentanz. Die Einen flogen Adlerflug, die Andern ſtürzten mit verſengten Fittigen nieder. Es waren damals noch die ſchönen Zeiten, die leider mit dem unſeligen Vernünftigwerden der Nationen verſchwanden, und von deren Lieblichkeit nur noch der ſultaniſche Hof am ſchwarzen Meere oder der an-

Digitized by Google

gebetete Souverain von Marokko ein verführeriſches Bild dar- ſtellen. Es waren noch die Zeiten, da glücklicherweiſe das Verdienſt um das Vaterland nichts galt, vielmehr wahre Ver- dienſte gefährlich werden, und die blödeſten Köpfe, die leer- ſten Herzen noch Glück machen konnten, wenn ſie ſich nur durch eine artige Niederträchtigkeit, durch eine liebenswür- dige Verrätherei, durch mächtige Verwandte und dergleichen Mittel, irgend eine Protektion zu verſchaffen wußten.

Eben das war es, was bei den Rieſenſchritten des Herrn von Roſier auf der Glücksbahn gerechtes Erſtaunen weckte; denn man ſah für ihn keine erklärten Gönner und Gönnerin- nen; man ſah ihn in keinen Vorzimmern der allmächtigen Höf- linge; man ſah ihn nicht einmal unter den Anbeterſchwärmen irgend einer am Hofe gefeierten Schönheit. Denn an das arme, ältern- und güterloſe Fräulein von Pons dachte Niemand, welches ſelbſt nur eine untergeordnete Rolle im Hauſe des Grafen von Oron ſpielte, der am Hofe ohne Bedeutung war.

Aber dem Herrn Kardinal entging nach langem Umher- horchen nicht, daß ſich der Prinz Soubiſe mit beſonderer Theil- nahme des Marine-Buchhalters angenommen habe. Obgleich nicht zu begreifen war, was den Prinzen zu dieſer Theilnahme bewegen könne, da man den Herrn von Roſier in durchaus kei- ner Verbindung mit dem Prinzen fand, mußte doch der Buch- halter irgend einen Werth für denſelben haben. Der Kardinal, der gern Alles benutzte, was ſeinem eigenen Vortheil früh oder ſpät zuſagen konnte, warf daher ſeinen Gnadenblick auf den ehrlichen Colas und ſuchte ihn an ſich zu ziehen.

Colas ward eines Abends zum Kardinal berufen. Die- ſer empfing ihn mit ſeiner ihm eigenen Artigkeit, und ſagte: „Herr von Roſier, ſchon längſt war ich ein Bewunderer Ihrer glänzenden Talente. Sie ſind zu einer höhern Lauf- bahn von der Natur beſtimmt. Ich freue mich, ein Werk- zeug in der Hand Ihres Schickſals zu werden. Empfan- gen Sie hier Ihre Ernennung als königlicher Rath. Sie werden künftig unter mir im diplomatiſchen Fache, als An- geſtellter in meinem Miniſterium, arbeiten.“

Digitized by Google

Allerdings war Colas angenehm überraſcht. Es fehlte nicht an Verſicherungen der Dankbarkeit und unbedingteſten Ergebenheit. Im Herzen aber dachte er an Pauline, und daß ſie die Urheberin ſeiner neuen Erhebung ſei.

„Mit nichten!“ erwiederte Pauline: „Dergleichen macht ſich von ſelbſt. So lange du nichts warſt, hätte dich der Fuß jedes Lakaien mit allen deinen Tugenden in den Staub getreten. Jetzt biſt du etwas geworden, und ehrerbietig weichen die Sklaven aus, um dir Platz zu machen. Es ſoll mich gar nicht wundern, wenn du endlich noch Miniſter, Graf und Herzog wirſt. Du haſt Anlagen zu Allem, ſo gut wie der Kardinal Bernis, der ehemals nur ein kleiner Verſemacher und froh gewesen war, eine Penſion von fünfzehnhundert Livres zu genießen.

Das Beſte von allen Standeserhöhungen ward für Colas die Möglichkeit eines freiern Umgangs mit Paulinen. Der Graf von Oron zog den königlichen Rath in ſeine Geſellſchaft, — Pauline wußte dies gar gut einzuleiten. Der bisherige Hausgenoſſe, den man in ſeinen Hinterzimmern kaum beobachtet hatte, nahm in demſelben Palaſte einen ganzen Flügel zur Miethe, und ward dadurch unmittelbarer Nachbar von Paulinens beſcheidenen Zimmern. Graf Oron hätte nichts dagegen gehabt, in ihm einen Anbeter von Paulinen zu ſehen. Aber Colas und Pauline hüteten ſich wohl, einsweilen öffentlich als das zu erſcheinen, was ſie einander im Stillen waren. Denn Pauline fürchtete Eiferſucht des Prinzen Soubiſe, der, wenn er gewußt hätte, welch furchtbarer und beglückter Nebenbuhler Colas ſei, ihn unfehlbar vernichtet haben würde. Und hingegen Colas begnügte ſich mit ſeinem geheimen Glücke; öffentlich Paulinens Anbeter zu ſein, konnte dieſes Glück nicht vermehren.

Seine neue Laufbahn zog ihn in neue Verbindungen und Verhältniſſe. Er lernte es bald aus, daß die Kunſt der Diplomatie ſo ſchwierig nicht ſei. Die mangelnden Kenntniſſe konnte man ohne Mühe, durch einen geſchickten bürgerlichen Sekretär, um Geld haben. Ein anmuthiger Geſellſchafter ſein, eine feine

Digitized by Google

Intrigue durchſpielen, ſich in Jedermanns Laune einſchmiegen, Leidenſchaften wecken und nähren, aber ſelbſt keine äußern, überall horchen, überall ſehen, und doch überall wie taub und blind daſtehen — das lernte ſich bald. Colas dachte: „Wie man ſich doch irrt, wenn man im Staube drunten ſteht und zu den Göttern der Erde hinaufſchaut! Wahrhaftig, jeder luſtige Perrückenmacher hat ſo viel Talent zur Diplomatik, als eine hübſche Wäſcherin Talent hat, Favorite eines Königs und Beherrſcherin eines großen Reiches zu ſein!“ Aber er dachte das nur, und war ſchon zu guter Diplomatiker, um die Geheimniſſe der Schule auszuplaudern.

Mit demſelben treuen Eifer, wie bisher im Bureau des Seeweſens, lag er nun der Erfüllung ſeiner neuen Amtsgeſchäfte ob, auch der ſchwierigſten und ermüdendſten, zu welchen ohne Zweifel die zahlreichen diplomatiſchen Gaſtmähler und Beſuche gehörten. Er fehlte bei keinem Eſſen, bei keiner Luſtpartbie. Die Anmuth ſeiner Geſtalt gewann ihm das Wohlgefallen der Frauenzimmer. Er war alſo vollendeter Staatsmann. Durch die Verhältniſſe des Prinzen Soubiſe mit dem Hauſe des Grafen von Oron geſchah, daß auch die Familie dieſes Grafen, und daß, nebſt der Tochter deſſelben, auch deren Freundin und Geſpielin Pauline, häufig in die Geſellſchaftskreiſe auswärtiger Geſandten gezogen wurde. Colas und Pauline ſahen ſich hier mit erneutem Vergnügen; aber Niemand bemerkte an dieſen beiden diplomatiſchen Perſonen, was ſie einander im Stillen waren und galten. Daheim im traulichen Boudoir Paulinens ward dann Alles wieder verhandelt, was ſie beide gethan, geſprochen, gehört und geſehen hatten.

„Und du, reizende Pauline,“ ſagte Colas, indem er die geliebte Geſtalt an ſein Herz drückte, „du bleibſt doch die Königin aller Schönheiten, die dort in mannigfaltiger Pracht glänzen.“

„Aber, Colas,“ entgegnete Pauline, „haſt du geſtern die junge Gräfin von Staremberg beobachtet? Keine von allen Damen auf dem Balle kam ihr an Lieblichkeit gleich; und ſie iſt doch eigentlich nicht ſo wunderſchön.“

Digitized by Google

„Es iſt wahr,“ ſagte Colas, „ſie fiel mir beinahe neben dir auf.“

„Fiel ſie dir auf?“ verſetzte Pauline haſtig: „Aber haſt du ihren prachtvollen Schleier näher beobachtet? Ein wahrer Zauberſchleier iſt's, das Vollendetſte, was ich in dieſer Art je geſehen. Sie erweckte den Neid Aller. Paris zeigt nichts Aehnliches mehr. Himmel, wenn ich einen ſolchen Schleier . . .“

Colas lächelte und ſagte: „Es wird doch nicht der einzige in der Welt ſein? — Ich frage den öſterreichiſchen Geſandten, woher die junge Gräfin den Schleier hat, und wie theuer. Du mußt einen ähnlichen erhalten.“

„Ach, du gutes Kind,“ ſeufzte Pauline, „du verſtehſt dich auf den Werth dieſes Schleiers ſchlecht. Als wir die junge Gräfin bewundernd umringten, erzählte ſie, er ſei ein Geſchenk der Kaiſerin-Königin. Nur drei ſolcher Schleier hat die Welt. Die Kaiſerin ſelbſt trägt den zweiten. Der dritte iſt wahrſcheinlich nicht für mich beſtimmt.“

„Wer weiß?“ ſagte Colas: „Es kommt auf den Verſuch an. Sind wir Beide nicht allmächtig?“

„Colas!“ rief Pauline entzückt, und ſchlang ihre Arme mit Begeiſterung um ſeinen Nacken: „Colas, wenn das möglich wäre! — Colas, in dieſem Schleier wird Pauline ohne Widerſtreben Frau von Roſier.“

Das war ein hoher Preis. Colas war längſt nicht mehr der Gleichgültige. Wie hätte er auch in der gefährlichen Nähe einer ſo ſchönen Schweſter unentzündet bleiben können? Er liebte. Sein höchſtes Ziel war, Paulinen zum Altar führen zu können. Pauline war wohl geneigt, ihm ihr Herz, aber nicht ihre Hand zu ſchenken. Das adeliche Geblüt verläugnet ſich ſelbſt nicht im liebenden Mädchen einem bürgerlichgebornen Geliebten gegenüber.

Digitized by Google

## 12.
## Die Allianz mit Oeſterreich.

Der Graf von Staremberg, als Geſandter der Kaiſerin-Königin Maria Thereſia, hatte bisher ſein Ziel am Hofe der Tuilerien ohne Glück verfolgt. Es war darum zu thun, den franzöſiſchen Hof zu einer Allianz mit Oeſterreich gegen Preußen zu bewegen. Schon hatte der Fürſt von Kaunitz, als außerordentlicher Geſandter des Wiener Hofes in Paris, dazu ziemlich vorgearbeitet; mehr noch König Friedrich der Große von Preußen ſelbſt, welcher ſich mit den Engländern, den Erbfeinden Frankreichs, in Bündniß eingelaſſen hatte. Dem ungeachtet verabſcheute der Kardinal Bernis, ſo wie die Marquiſe von Pompadour und jeder vernünftige Mann, eine Allianz Frankreichs mit Frankreichs Erbfeind, mit Oeſterreich, gegen Preußen, dieſen natürlichen Bundesgenoſſen der franzöſiſchen Krone.

Colas, mit dem Gedanken an den Schleier, trat zum Geſandten ins Zimmer, als dieſer eben in halber Verzweiflung von einer langen Unterredung zurückgekommen war, die er mit dem Kardinal-Miniſter gehabt hatte. Es war an keine Allianz mehr zwiſchen dem Pariſer und Wiener Hofe zu denken. Der Geſandte ließ indeſſen nichts von ſeinem Verdruſſe ſpüren, um ſo weniger, da die Erſcheinung des Herrn von Roſier ihm wieder einen ſchwachen Hoffnungsſchimmer gab, der Kardinal ſende dieſen, um vielleicht auf irgend eine andere Weiſe Unterhandlung einzufädeln. „Vielleicht will Frankreich ſeine Allianz mir theuer geben!“ dachte der Graf, und empfing Herrn von Roſier auf die verbindlichſte Weiſe.

Das Geſpräch wandte ſich bald auf den letzten Ball, auf die Schönheit der jungen Gräfin, auf den prächtigen Schleier, auf den Neid aller Schönen. Der Graf horchte, Colas lauerte. Man rückte einander näher. Der Graf erzählte gefällig, der Schleier ſei von unermeßlichem Werth, und ſtamme aus den Niederlanden. Was die junge Gräfin geſagt, habe ſeine Richtigkeit. Es wären in der Welt nur

noch zwei ähnliche Schleier vorhanden, beide in der Hand der Kaiſerin. — Colas verhehlte jetzt nicht, daß dieſer Schleier eine ihm theure Perſon bezaubert habe, und daß er ſeines höchſten Glückes gewiß ſei, könnte er ihr einen ſolchen Schleier bieten.

„Beſter Freund,“ rief der Graf, „ſo ſind wir Beide zu beklagen. Denn es iſt Ihnen ſo unmöglich, einen dieſer Schleier zu gewinnen, als mir, Ihren König zur Allianz mit unſerm Hofe zu bewegen.“

„Man muß nie verzagen, Herr Graf!“ ſagte Colas und verſtand ſogleich den Preis, um welchen der brabantiſche Schmuck feil ſei: „Wie vieles iſt in der Welt möglich, wenn man es nicht für unmöglich hält!“

Der Geſandte ſtutzte bei dieſen Worten. „Freund,“ rief er, „halten Sie die Allianz für möglich, nachdem ſich der ganze Hof einſtimmig dagegen ausgeſprochen hat, nachdem der Kardinal und die Marquiſe von Pompadour mir mit aller Beſtimmtheit das Gegentheil erklärt haben?“

Colas ſann einen Augenblick und überflog im Geiſte Alles, was ihm ſchon möglich geworden war. Dies gab Muth. „Verzweifeln Sie nicht, ſo ſchwer es auch ſein mag!“ ſagte er zum Geſandten.

„Freund,“ rief dieſer entzückt und ſprang auf, „und wie viel es koſten möge: gelingt die Allianz, ſo gelingt es mir, Sie durch den Schleier zu belohnen. Kann ich den innigſten der Wünſche meiner Kaiſerin erfüllen, wird ſie mir auch meine Bitte um einen Schleier nicht unerhört laſſen.“

Jetzt hatten beide Diplomaten ſich gegenſeitig verſtanden. Man trat nun tiefer in das Geſchäft ein. Colas ward von Allem unterrichtet. Er verhieß ſeine Verwendung beim Kardinal. Der Graf verſprach ſein Wort bei der Kaiſerin.

Colas war beim Kardinal Bernis nicht glücklich, ſondern wurde kurz abgewieſen und erinnert, ſich als franzöſiſcher Diplomat nicht durch Ausländer leiten zu laſſen. Deſto glücklicher war er im geheimen Kabinet ſeiner Pauline. Sobald ſie den Preis kannte, um welchen der kaiſerliche

Schleier zu erobern war, ſagte ſie: „Jetzt laß mich ſorgen, Colas!“

Und ſie ſorgte redlich, ſobald ſie mit dem Prinzen Soubiſe ohne Augenzeugen reden konnte. Er, der nach ſeiner gewohnten Art in Zärtlichkeit zerſchmolz, hatte ihr nichts Wichtigeres zu melden, als daß er von ihr geträumt habe, daß ſie ihn im Traume zum Gott gemacht habe, daß ſie im Traume noch unendlich liebenswürdiger geweſen ſei, als ſie im Wachen wäre, weil ſie dort minder ſpröde als in der Wirklichkeit gegen ihm geweſen.

„Ach, mein Prinz!“ rief Pauline lächelnd und verlegen: „Faſt muß ich fürchten, eine ſchadenfrohe Fee treibe mit uns ihr Weſen. Nun ja, denken Sie, auch ich ſah Sie im Traume. Ja, auch ich ſah Sie da im Glanze größerer Liebenswürdigkeit; ich ſah Sie an der Spitze eines Heeres, in prachtvoller Uniform, umringt von Siegesfahnen. Sie kehrten als Eroberer und Held zurück. Ich ſtand unter den Millionen der Zuſchauer, die Ihnen zujauchzten. Ich ſtand zitternd da, und glaubte mich von dem vergötterten Helden vergeſſen. Er aber bemerkte mich huldvoll. Er näherte ſich mir. Ich war meiner ſelbſt nicht mehr mächtig, und ...“

Der Prinz riß die ſchöne Erzählerin mit aller Heftigkeit ſeiner glühenden Leidenſchaft an ſeine Bruſt. Sie aber drängte ihn ernſt zurück. „Nicht alſo, Prinz!“ ſagte ſie in einem Tone, der Ehrfurcht gebot: „Vergeſſen Sie nicht, daß wir nicht mehr im Traume ſind; daß Ihnen das Heer, die Siegesfahnen und die Eroberungen fehlen. Könnte ich je ſchwach ſein, Prinz; ich würde es nur gegen den Helden ſein können, der Frankreich verherrlichte. Ja, und wären Sie als Mann minder liebenswürdig, als Sie ſind, ich hielte es für Pflicht, — ſo gute Franzöſin bin ich — den Helden Frankreichs mit dem Kranze meiner ganzen Liebe zu ſchmücken, wenn er ihn in der Glorie ſeines Ruhms noch anzunehmen würdigte.“

„O, Sie ſind ein boshaftes, grauſames Mädchen!“ rief Soubiſe: „eine Erzſchwärmerin ſind Sie, oder die

Digitized by Google

ſchlaueſte Penelope! Sie zeigen mir mein Glück im Hintergrunde der Unmöglichkeit.«

»Der Unmöglichkeit?« fragte Pauline verwundert: »Haben wir nicht den Krieg mit England?«

»Wenn auch!« antwortete der Prinz: »Aber Sie wiſſen wohl, ich bin kein Seemann, und den Engländern kommt man nie zu Lande an. Ja, könnte ich von Calais eine Brücke über den Kanal ſchlagen, ich ſelbſt wollte nicht eher auf den Lohn der Liebe zählen, bis ich meine Fahnen auf den Tower von London gepflanzt hätte. Aber, mein Fräulein, bauen Sie mir die Brücke!«

»Wenn Sie befehlen, warum nicht, gnädiger Herr?« verſetzte Pauline: »Greifen Sie die Engländer in Deutſchland an. Gehört nicht Hannover dem König von England? Warum wird dies geſchont?«

„Fräulein," erwiederte Soubiſe lächelnd, „Sie ſind in der Politik des Herzens bewanderter, als in der Politik der Höfe. Vermuthlich iſt Ihnen unbekannt, daß der König von Preußen mit England einen Bund geſchloſſen hat, wodurch Hannover gedeckt iſt."

„Gedeckt? Von wem?" fragte Pauline: „Von dem kleinen König von Preußen? Warum ſchließt unſer Hof nicht die angebotene Allianz mit Oeſterreich? Man beſchäftige den König durch die Oeſterreicher, ſo wird er ſich wenig um Hannover bekümmern. Warum ſind Sie ſelbſt, Prinz, wider den Willen von ganz Frankreich, ja wider die Forderungen Ihres eigenen Ruhms, gegen die Verbindung mit Oeſterreich und gegen den Angriff auf Hannover? Ach, wenn Sie wüßten, was Paris von Ihnen denkt!"

Der Prinz drohte ſchalkhaft lächelnd mit dem Finger: „Fräulein, Fräulein, ich höre den Grafen Staremberg von Ihren ſüßen Lippen."

In dieſer Art ſpann ſich das Geſpräch noch lange fort. Der Prinz aber wurde doch wider ſeinen Willen durch Paulinens Schmeicheleien trunken vom künftigen Heldenruhm, und er ſah die Verwirklichung aller der ſchönen

Digitized by Google

Träume, die ihm Pauline vorgaukelte, nur möglich, wenn ſich der Hof mit den Wünſchen Oeſterreichs zu einem Landkriege vereinigte.

Einige Tage kämpfte er mit ſich ſelbſt. Daß ihm ein Oberbefehl beim Heere durch die Huld der Frau von Pompadour nicht entgehen könne, deſſen war er gewiß. Pauline hatte ſeinen Ehrgeiz geweckt. Ihn auf die Lorbeern des Herzogs von Richelieu und des Marſchalls d'Etrees eiferſüchtig zu machen, war der Schlauen ſo ſchwer eben nicht geworden. Er hatte ſchon halb und halb den Entſchluß genommen, für die Allianz mit Oeſterreich zu arbeiten, als ihn das Fräulein de Pons in einer ſpätern Unterredung vollkommen entſchied.

Er, mit aller ſeiner Gewandtheit, machte ſich nun an die Frau von Pompadour. Aber alle ſeine Gewandtheit blieb fruchtlos, dieſe Königsgeliebte für Oeſterreich zu ſtimmen. Umſonſt ſetzte er alle Triebfedern weiblicher Eitelkeit in Bewegung, um ſie gegen den König von Preußen zu erbittern.. — „Ich liebe dieſen poetiſchen König gar nicht," ſagte ſie, „und weiß ſehr wohl, daß ich in ſeinen Augen ſehr wenig gelte. Aber ich habe eben ſo wenig das Glück, der Königin von Ungarn zu gefallen. Alſo wiegt eins das andere auf, und der Ruhm unſers Königs wiegt beide auf."

Der Prinz ſuchte vergebens, ihr gefälligere Vorſtellungen von der Kaiſerin Maria Thereſia beizubringen, und verſicherte umſonſt, daß dieſe Monarchin in vertrauten Kreiſen mit der lebendigſten Bewunderung und Achtung von ihr zu reden pflege.

„Nein," ſagte die Marquiſe lachend, „Sie ſind zu gutmüthig, lieber Prinz, und nehmen Starembergs ſchöne Worte für baare Münze. Trauen Sie ihm nicht. Ich wenigſtens werde daran nicht eher glauben, bis mir's die Kaiſerin ſelbſt ſchreibt."

Prinz Soubiſe verbarg ſeinen Mißmuth. Er fühlte, daß er bei der Marquiſe noch bei weitem nicht der Unüberwindliche ſei. Alle Hoffnung wäre ihm geſchwunden, hätte ihm nicht die



Digitized by Google

letzte Aeußerung der Frau von Pompadour einen neuen Plan zugeſchoben. „Alles hängt davon ab, den Stolz der Marquiſe in's Spiel zu ziehen!“ ſagte er zu Paulinen: „Man muß die Kaiſerin bewegen, der Marquiſe einen freundlichen Brief zu ſchreiben. Das koſtet der Kaiſerin nichts. An dem Tage, da Staremberg dieſen Brief überreichen wird, iſt die Allianz ſo gut wie abgeſchloſſen. Aber wie dies dem öſterreichiſchen Geſandten beibringen? Niemand darf ahnen, daß der Antrag von mir kommt!“

„Ueberlaſſen Sie mir die Sorge!“ ſagte Pauline: „Einem Mädchen verzeiht man einen ſolchen Einfall eher, als einem Prinzen. Und was würde ich nicht für einen Prinzen wagen, wie Sie! Was nicht für den Gedanken, Sie an der Spitze eines Heeres, in den Reihen der erſten Feldherren Europens zu ſehen! — O mein Prinz, an dem Tage, da Sie den Oberbefehl empfangen ... ach, dann blicken Sie nicht mehr nach mir hin.“

Soubiſe lag ewige Treue ſchwörend zu den Füßen der ſchlauen Pauline, die unerſchöpflich in Erfindungen war, die Einbildungskraft des Prinzen für ſeinen künftigen Siegesglanz zu entflammen. Der Gedanke an den Schleier erhöhte alle Kräfte ihres Geiſtes.

Nun ward ſogleich Colas von ihr in das Geheimniß eingeweiht. Colas hingegen beſprach ſich mit dem Grafen Staremberg. Staremberg ließ Eilboten nach Wien fliegen. Ungeduldiger hoffte nicht Pauline auf den Schleier, als Prinz Soubiſe auf den Brief der Kaiſerin Maria Thereſia an die Marquiſe.

Eines Abends, als bei der Marquiſe Geſellſchaft war, erſchien auch der Prinz. Frau von Pompadour war ungemein heiter. Sie nahm den Prinzen auf die Seite und ſagte mit anmuthigem Lächeln zu ihm: „Ich fürchte, mein Prinz, wir werden uns trennen müſſen.“

„Und das können Sie mir mit frohem Lächeln ſagen?“ erwiederte er betroffen.

„Wenn ich auch des Glücks beraubt werde, Ihren Umgang zu genießen, Prinz,“ antwortete ſie, „wird mich die Freude

doch tröſten, die Sie in Erfüllung eines Ihrer edelſten Wünſche finden. Ohne Zweifel wird der König Ihnen nächſtens den Marſchallsſtab und den Oberbefehl eines ſeiner Heere geben."

Soubiſe's Antlitz glänzte in ſtummer Freude. "Aber wie iſt das möglich?" rief er.

"Der König iſt geneigt, die Allianz mit Oeſterreich anzunehmen. Aber die Kaiſerin hat auch das Unmögliche gethan. Ich geſtehe es, ſie iſt weitaus die geiſtvollſte Fürſtin unſerer Zeit. Sie ſollten nur die liebenswürdigen Zeilen leſen, mit denen ſie mich beehrte."

"Die Kaiſerin ſchrieb Ihnen?"

"Still davon, Prinz. Morgen erfahren Sie mehr."

Spät noch deſſelben Abends, um Mitternacht, ward an Paulinens Thür mit leiſem Finger geklopft, als das Fräulein eben die Geſellſchaft der Familie Oron verlaſſen hatte. Es war Colas. Er trat freudeglühend herein. Er breitete entfaltend den prachtvollſten aller Schleier über ſie aus. Sie ſtand mit dem Entzücken der Befriedigung ihres höchſten Wunſches vor ihm da, wie ein Engel im Lichtgewölk. Sie warf den Schleier zurück, und ſank in den Arm des begeiſterten Lieblings.

Nach wenigen Tagen ward die Allianz des franzöſiſchen Hofes mit Oeſterreich unterzeichnet. Der Kardinal Bernis hatte ſich vergebens mit aller Beredſamkeit dagegen geſträubt. Er konnte es nicht begreifen, wie der König, wie die Marquiſe von Pompadour, wie der Hof ſo plötzlich umgeſtimmt worden wären. Aber er mußte den Bundesvertrag unterzeichnen, wenn er nicht ſein ganzes Anſehen, vielleicht ſein Miniſterium einbüßen wollte. Er verwünſchte im Herzen den Herzog von Choiſeul, den er für den Urheber des unglücklichen und widernatürlichen Bündniſſes hielt. Er ahnete nicht, daß die Lüſternheit eines artigen Mädchens nach einem ſchönen Schleier alle Kunſt der Diplomaten vereitelt, und daß einer der ſubalternen Angeſtellten in ſeinem Miniſterium die Angelegenheiten großer Höfe entſchieden habe.

Digitized by Google

## 13.
## Sehnſucht nach Einſamkeit.

„Die verwünſchte Allianz macht mich krank!“ ſagte der Kardinal, als Roſier kurz darauf mit einer von ihm ausgearbeiteten Denkſchrift in das Kabinet des Miniſters trat: „Legen Sie die Papiere nur hin. Ich bin nicht geſtimmt, ſie leſen zu laſſen, noch ſie ſelbſt zu leſen, weder zu hören noch zu ſehen. Es iſt ein ärgerliches, unſinniges Treiben in der Welt. Ich möchte aus Verzweiflung zuletzt Philoſoph werden.“

In der That wünſche ich für die Geſundheit Ew. Eminenz aus der Apotheke der Philoſophie, die doch für Alles Arznei haben ſoll, eine Doſis Gleichgültigkeit oder Lachlaune über die Thorheiten des Lebens!“ ſagte der königliche Rath.

„Ich würde lachen können, wenn ich nicht zu viel Schmach und Unglück für Frankreich vorausſähe!“ antwortete der Kardinal: „Und mir zuletzt wird die Welt alles Uebel zuſchreiben, weil die politiſche Mißgeburt unter meinem Namen erſchienen und nach mir getauft iſt.“

„Ach, gnädigſter Herr, mit wie manchem Vater in der Welt theilen Sie dieſes alltägliche Schickſal!“ ſagte Colas mit einem komiſch-mitleidigen Tone.

„Wenn ich wenigſtens nur den wahren Vater dieſes diplomatiſchen Wechſelbalges zu kennen die Ehre hätte! Helfen Sie mir doch auf die Spur, Roſier.“

„Gnädigſter Herr, ſchlägt wider Erwarten der Wechſelbalg gut aus, bringt Ruhm und Glück: ich wette, es wird ſich mehr als ein Vater zu ihm bekennen. Sie wiſſen ja, daß manche Stadt, die ſich Anfangs ihres Sohnes ſchämte und ihn verſtieß, hinternach dem großen Manne Ehrenſäulen errichtete. Und, gnädigſter Herr, wer iſt denn der glückliche Seher, welcher heutiges Tages noch einem Kinde in der Wiege das Prognoſtikon ſtellen könnte? Erwarten wir ſchweigend den Ausgang der Dinge.“

Der Kardinal lächelte und ſagte: „Wahrhaftig, Sie ſind noch blutjung; ich hätte nie in Ihnen einen ſo altklugen Tröſter vermuthet. Sie haben Recht. Wir müſſen zum elenden Spiel

die Siegeſsmiene machen. Aber glauben Sie denn im vollen Ernſte, Herr von Roſier, daß dieſe Verbindung mit unſerm Erbfeind und erblichem Nebenbuhler gegen unſern uns von der Natur ſelbſt gegebenen Bundesgenoſſen jemals ein kluger Streich genannt werden könne, ſelbſt wenn es zuletzt ein glücklicher Streich werden ſollte?"

"Gnädigſter Herr, unterm Monde iſt nur das Unglück albern, aber das Glück heißt immer klug."

"Freundchen, rief der Kardinal, "ſo der große, blinde Haufen. Aber wer nicht zu ihm gehört, der hört auch nicht auf das Urtheil der Blinden. Verſtändige Leute werden ſagen: es war ein alberner Streich, und nicht das Verdienſt des Streichmachers, wenn es glückte. So wird die Geſchichte einſt von mir reden und dieſer Allianz."

"O, gnädigſter Herr, grämen Sie ſich nicht über das Urtheil der Geſchichtsſchreiber. Dieſe Leute meſſen Alles nach dem Erfolg. Darum preiſen ſie Brutus, Cäſar und Alexander, und fluchen ſie auf Cromwell, Spartakus, Attila und Cartouche. Die Verſtändigen werden höchſtens ſagen: Der Kardinal Bernis ſpielte Hazardſpiele, aber war glücklich. Die noch feinern werden ſagen: Ihr urtheilt als Flachköpfe. Der Kardinal war einer der größten Geiſter, der die Weltbegebenheiten in ganz anderm Zuſammenhange ſah, als ihr in euern Studierwinkeln. Was euch Wagſtück ſcheint, war bei ihm einfache Berechnung, die nicht trügen konnte; was ihr für Glück und Zufall haltet, war das Ergebniß ſeines vom Scharfblick geleiteten Wirkens."

"Ich bin's zufrieden, wenn das Glück nur diesmal der Thorheit hold iſt. Aber, lieber Roſier, ich fürchte, die Diſteln tragen keine Trauben."

"Seit ich die Ehre habe, unter Ew. Eminenz auf dem Felde der Diplomatik zu ſtehen, machte ich zwei große Erfahrungen, die mich über Alles, was geſchehen kann, beruhigen."

"Die ſollten Sie mir nicht vorenthalten, denn ich möchte mich wirklich ein wenig beruhigen."

"Die eine iſt: Wir müſſen uns gar nicht einbilden, daß wir aus unſerm Kabinete die Welt regieren, ſondern die Welt

regiert die Kabinete. Vom Throne bis zum Savoiarden, der uns den Staub vom Schuh putzt, geht ein unſichtbares Band, das Alles ohne unſer Wiſſen und Wollen zuſammenhängt. Die Weltbegebenheiten ſind nur Früchte von unſichtbaren Wirkungen und Rückwirkungen in der geſellſchaftlichen Verkettung, und alle unſere Klugheit wird daran zu Schanden. — Die andere iſt: Der Himmel iſt auch in der Politik der beſte Vormund der Dummen. Denn ich habe geſehen, daß ſich auch die trefflichſten Köpfe verrechneten, und die Thätigkeit der thätigſten Menſchen am Ende nicht mehr ausrichtete, als die Geſchäftigkeit des Eichhörnchens, welches im Käfich des Knaben das Rad herumhaſpelt. Von der andern Seite ſah ich ſchon die verkehrteſten Maßregeln der Schwachköpfe von erſtaunlich wohlthätigen Folgen begleitet, und die Unthätigkeit der unbeholfenen Tröpfe bewundernswürdige Wirkungen hervorbringen.«

»Sie haben Recht, Roſier!« ſagte der Kardinal: »Sie machen mich zu ihrem Schüler. Der Fatalismus iſt die Philoſophie der Verzweiflung, und ich bin ganz in der Stimmung, in Ihrem Schickſalsglauben Philoſoph zu werden. Indeſſen bekenne ich Ihnen offenherzig, das wüſte Geſchäft wird mir ſchwer zu verdauen. Ich ſehne mich nach Einſamkeit und Ruhe. Ich will für einige Wochen auf's Land und mich zerſtreuen. Der König hat mir Erlaubniß gegeben, nach Fontainebleau zu gehen. Ich bitte Sie, mir da Geſellſchaft zu leiſten, Herr von Roſier. Wir werden in der ſchönen Einſamkeit der Wald- und Felſenwildniſſe mit einander ungeſtört philoſophiren können. Es thut mir wohl, einmal aus den Stürmen und Treiben des Hoflebens zu entkommen und in der freien Frühlingsnatur friſche Luft zu ſchöpfen. Alſo, Sie begleiten mich. Ende dieſer Woche fahren Sie mit mir nach Fontainebleau.«

Colas verbeugte ſich und fühlte ſich durch die Güte und Zuneigung des Kardinals allzuſehr geſchmeichelt, als daß er ſein Vergnügen über dieſe Auszeichnung hätte verhehlen mögen.

Aber nicht ſo viel Vergnügen empfand Pauline bei der Nachricht. »Vielleicht ſechs Wochen, vielleicht zwei Monate

Digitized by Google

ſollen wir uns trennen?“ rief ſie: „Das iſt ja eine Ewigkeit. Ach, Colas, was gäb' ich darum, wenn ich dich begleiten und Arm in Arm mit dir durch die ſtillen Gärten von Fontainebleau ſtreifen könnte. Wie glücklich wären wir Beide da, wo wir einander ungeſtört angehören könnten!“

„Ja,“ ſagte Colas, wir wollten uns da ein Arkadien ſchaffen. Aber beſitzt nicht Graf Oron bei Fontainebleau die Meierei und ein ſchönes Herrſchaftsgebäude? — Berede doch die junge Gräfin, den Maimond dort zu genießen.“

„Ein goldener Einfall!“ jauchzte Pauline, und ſie machte ſich ſogleich an die junge Gräfin, und malte ihr den Reiz des idylliſchen Lebens mit den glühendſten Farben. Die beiden Mädchen waren bald mit einander einverſtanden.

„Ach,“ ſagte die junge Gräfin zu ihrem Vater, „ich ſehne mich nach Einſamkeit. Der Winter hat mir nicht wohlgethan. Ich muß Landluſt ſchöpfen. Noch nie war ich in unſerer Meierei zu Fontainebleau. Nur vier Wochen erlauben Sie mir dort zu leben. Der Hof iſt in Paris. Wir könnten die Pracht von Fontainebleau eben jetzt recht allein und ungeſtört genießen.“

Der alte Graf, welcher gern die Wünſche ſeiner Tochter erfüllte, hatte nichts dagegen. Natürlich erfuhr auch der Prinz Soubiſe davon, als Freund des Hauſes. Er berechnete auf der Stelle, daß Pauline dort Langeweile haben werde; daß er dort ungebundener vom konventionellen Zwang ihres Umgangs genießen könne; daß da vielleicht im Schatten blühender Roſenlauben ihn das ſchönſte Glück erwarte. Er beſchloß ſogleich, ohne ihr ein Wörtchen zu verrathen, ſie dort durch ſeine Gegenwart zu überraſchen.

„Ich ſehne mich unendlich nach Einſamkeit,“ ſagte er zur Frau von Pompadour, „ehe ich zur Armee abreiſe und mich in das Gewühl des Lagerlebens und der Schlachten ſtürze. Noch einmal möchte ich mich der ſchönen Natur erfreuen und da im Stillen mich unter Karten und Büchern zum Feldzug vorbereiten. Würde mir der König den Aufenthalt von einigen

Digitized by Google

Wochen zu Fontainebleau geſtatten? Ein Wort von Ihnen, Frau Marquiſe, und durch Ihre Güte bin ich glücklich.“

Die Marquiſe verhieß ihm Gewährung des Wunſches vom Könige, und in der That erhielt er ſie bald. Wie inzwiſchen Frau von Pompadour den Einfall des Prinzen bei ſich im Stillen überlegte und daran dachte, daß ihr Günſtling in kurzer Zeit Frankreich werde verlaſſen müſſen, that es ihr weh, ſeine Nähe früher zu verlieren, als nöthig wäre.

„Sire,“ ſagte ſie zum König, „ich fühle unüberwindliche Sehnſucht nach Einſamkeit. Das glänzende Einerlei des Hofes ermüdet mich. Ew. Majeſtät bedürfen der Zerſtreuung. Wir hatten ſchon Marly gewählt, um da den Sommer zuzubringen. Aber der Frühling lockt in's Freie. Wie, wenn wir einige Wochen des Mai's in Fontainebleau vertändelten?“

Der König hatte Langeweile. „Es geht mir wie Ihnen!“ ſagte er: „Treffen Sie Anſtalten. Marly entrinnt uns nicht. Gehen wir nach Fontainebleau je eher, je lieber.“

## 14.

## Alles zieht nach.

Der Kardinal hatte zu Fontainebleau kaum drei Tage mit Colas in philoſophiſcher Muße verlebt, und ſein Glück geprieſen und in einigen niedlichen Verſen verewigt, die wir noch heute in ſeinen Werken leſen: ſiehe, da belebte ſich die benachbarte Meierei des Grafen von Oron.

„Die ſchöne Nachbarſchaft freut mich!“ ſagte der Kardinal zu Colas: „Die jungen Damen ſind liebenswürdig. Wir ſtatten ihnen ländliche Beſuche ab. So werden wir in unſerer klöſterlichen Einſamkeit Abwechſelung haben.“

Einen Tag ſpäter erſchien Prinz Soubiſe und nahm mit zahlreichem Gefolge einen Flügel des Schloſſes ein.

„Es ſcheint, wir bleiben nicht ſo ganz für uns!“ ſagte Colas zum Kardinal.

„Freilich!“ entgegnete dieſer: „Doch iſt es mir faſt nicht unlieb, etwas mehr Bewegung in dieſer todten Welt zu

Digitized by Google

erblicken. Ich geſtehe, es iſt mir in der ſtillen Palaſt-Wüſte etwas unheimlich. Jeder Fußtritt ſchallt durch die hundert Gemächer und Korridore, als riefen uns alle hundert, ſie zu bewohnen. Wer auf dem Lande wohnen will, muß ſeine Luſt in einer engen Hütte ſuchen."

Zwei Tage ſpäter erſchienen zwanzig Wagen mit der königlichen Garderobe und Küche. In Kutſchen und zu Pferde zog ein Heer von Kammerdienern, Zofen, Köchen, Stallmeiſtern, Lakaien, Zeremonienmeiſtern, Sekretären, Kellermeiſtern, Kammerherren, Geiſtlichen, Schauſpielern, Jägern, Hofſchneidern, Tänzern und Tänzerinnen, Wäſcherinnen, Feuerwerkern, Perrückenmachern, Paſtetenbäckern und Freudenmeiſtern (maîtres de plaisir) in die Höfe der weitläufigen Paläſte ein. Gärten und Höfe, Zimmer und Säle wimmelten von bunten Geſtalten aller Art. Es war ein Rufen und Lärmen, Hämmern und Klopfen, daß alle Nervenſchwache Krämpfe davon bekamen. Mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel rückten einige Bataillone königlicher Garden zu Fuß und zu Pferd an, und bezogen Kaſernen und Wachten. Für den Hof wie für das Kriegsvolk wurden eiligſt Bäckereien und Metzgereien einquartiert und in Thätigkeit geſetzt.

„Heiliger Himmel!“ ſchrie der Kardinal, da Colas zu ihm kam: „Sehen wir doch das Spektackel an! Ich Unglückſeliger, welcher böſe Geiſt mußte mich plagen, Fontainebleau für meine Erholung zu wählen!“

Die Kanonen donnerten am andern Tage. Die Glocken des Städtchens läuteten alle. Die Trommeln wurden gerührt. Der König kam unter dem Jauchzen des Volkes: „Es lebe der König! der Vielgeliebte!“ Einige Stunden ſpäter fuhr die Marquiſe von Pompadour an, gefolgt von ſiebenzehn Kutſchen.

„Es iſt in dieſer ländlichen Natur zum Tollwerden!“ jammerte der Kardinal einige Tage ſpäter, nachdem er von Beſuchen und Audienzen, die er gegeben und empfangen hatte, ganz ermüdet war: „Paris hat wenigſtens den Vorzug, daß es eine große Stadt iſt, daß man einander im Nothfall ausweichen und meiden, daß man mitten im allgemeinen Getüm-

Digitized by Google

mel allein ſein, daß man ſich allenfalls verläugnen laſſen kann, wenn man überläſtigen Beſuchen entgehen will. Aber hier in dieſem engen Neſte, aus vier Schlöſſern und fünf Höfen zuſammengeflickt, iſt man zum Erſticken in einander gepreßt. Bei jedem Schritte rennt man zuſammen, tritt man einander in die Schuhe. Da hilft keine Lüge, man ſei nicht zu Hauſe. Alle Welt weiß ja, wo man ſteckt. Dürfte ich, noch heute eilte ich nach Paris zurück. Aber zu meinem größten Aerger muß ich mich noch vor dem Könige, vor der Marquiſe, vor dem ganzen Troſſe der Höflinge freuen, in der Nähe der Majeſtät athmen zu können."

"Ich beklage Ew. Eminenz und mich zugleich!" erwiederte Colas: "Indeſſen ſtehen wir vielleicht bald wieder einſam."

"Mit nichten, Herr von Roſier. Umgekehrt, der König findet es hier allerliebſt, die Marquiſe bezaubernd, der Hof göttlich."

"Indeſſen freut es mich, Ew. Eminenz wenigſtens den Troſt bringen zu können, daß man ſtark davon ſpricht, der Hof werde ſich von hier nach Marly begeben."

"Mein Gott, lieber Roſier, daran iſt nicht mehr zu denken. Der König ſagte geſtern Abends noch beim Feuerwerk: Ich bin lange nicht ſo vergnügt geweſen auf dem Lande. Ich habe faſt Luſt, den ganzen Sommer in Fontainebleau zu bleiben."

Colas tröſtete vergebens. Als er in der Dunkelheit des Abends zur Meierei ſchlich, erfuhr er von Paulinen, wie der Prinz Soubiſe auf den Gedanken gerathen ſei, nach Fontainebleau zu kommen.

"Hm!" dachte Colas: "Mir ward es klar. Ich zog Pauline, Pauline die Gräfin von Oron, die Gräfin den Prinzen, der Prinz die Marquiſe, die Marquiſe den König, der König den ganzen Hof. Ein ehrenwerther Schweif, den ich nachſchleppe." — Die Vorſtellung machte ihn laut lachen. Doch zweifelte er ſelbſt noch beſcheiden an der Richtigkeit. "Es käme aber," dachte er, "doch auf die Gegenprobe an. Sehen wir, wenn ich nach Paris gehe, ob mir der Schweif folgt. Da wäre zugleich meinem armen Kardinal geholfen."

Digitized by Google

„Und warum ſo nachdenkend und einſilbig?“ fragte Pauline ihren Liebling, mit dem ſie durch die hohen Buchengänge des königlichen Gartens wandelte: „Hat irgend eins der ſchönen Hoffräulein die Eroberung des Herrn von Roſier gemacht? Es iſt gefährlich, mit ſo vielen Schönheiten unter einem Dache zu wohnen.“

„Nichts weniger, als das, böſe Pauline; ſeit ich mit dem reizenden Fräulein de Pons unter einem Dache wohne, bin ich in der Gefahr ſo ganz untergegangen, daß ich keine andere mehr zu fürchten habe.“

„So geſtehe mir aufrichtig, Colas, aber beichte ehrlich: warum biſt du in Fontainebleau ſeltener bei mir, als in Paris?“

„Weil ich hier weniger mein eigener Herr bin. Wir glaubten, uns hier vom Morgen bis zum Abend angehören zu können. Nun aber ſind wir hier weniger einſam, als im Oron'ſchen Hotel. Und müſſen wir noch vier Wochen in dieſem Geräuſche leben, ſo ſterb' ich vor Langeweile und vor Ungeduld nach dir. Ich ſehne mich nach Paris zurück.“

„Du ſprichſt aus meiner Seele, Colas. Ich kam unſerer Beider willen her, nicht wegen dieſer Gärten und wegen des Hofprunkes. Kannſt du dich vom Kardinal losmachen und nach Paris gehen, ſo folg' ich dir. Ich erkälte mich heute, habe morgen Kopfweh, fahre übermorgen nach Paris und — werde bei dir geſund.

Die Sache ward abgekartet. Colas beſuchte den Kardinal, der noch immer mißvergnügt war und auf den Hof fluchte. Colas gab der Sache ohne Mühe eine ſcherzhafte Wendung. „Wenn mir Ew. Eminenz,“ ſagte er, „das Vertrauen ſchenken, will ich meine Zauberei verſuchen und den Hof wieder von Fontainebleau wegblaſen.“

„Blaſen Sie, blaſen Sie, daß der ganze Hof mit allem Troſſe in den Mond fahre!“

„Erlauben Sie mir, nach Paris zu gehen, gnädigſter Herr? Vielleicht ſind Sie in acht Tagen in Fontainebleau ſo verlaſſen, wie ein Einſiedler. Denn meinen Zauberwind muß ich mir in Paris ſchaffen.“

Digitized by Google

Der Kardinal lachte. „Ich verſtehe Sie, Freund. Sie wünſchen dem tollen Lärmen hier zu entrinnen. Reiſen Sie, denn die Einſamkeit, die ich Ihnen verſprach, kann ich Ihnen nun doch nicht geben; mir Geſellſchaft leiſten können Sie nicht, denn ich habe der Geſellſchaft zuviel. Reiſen Sie glücklich. Ich beneide Sie. Ich möchte Ihnen gern folgen. Aber der Anſtand verbietet es mir. Reiſen Sie. Ich muß hier bleiben. Vergeſſen Sie aber nicht, wenn Sie in Paris ſind, ſogleich den Thurm von Notredame zu beſteigen und aus Leibeskräften zu blaſen, bis der letzte Küchenjunge von hier weggeblaſen iſt.“

Colas ſchickte Paulinen einen Zettel und reiſete ab. Pauline bekam Kopfweh und Uebelkeit. Sie bat die junge Gräfin, ihr zu geſtatten, nach Paris zurückzukehren; ſie fürchte, eine ſchwere Krankheit ſei unterwegs, denn ſie fühle ſich in allen Gliedern wie zerſchlagen. Den andern Tag ward Pauline noch ſchwächer. Sie verlangte mit Thränen nach Paris. Die junge Gräfin wollte ſich von ihr nicht trennen. Der Graf ließ die beiden jungen Damen nach Paris führen, beſonders da ein herbeigerufener Arzt wirklich an Paulinens Bett bedenkliche Miene gemacht hatte, weil er die anrückende Krankheit gar nicht enträthſeln konnte. Er glaubte aber in keinem Falle irre zu gehen, und die Ehre ſeiner Wiſſenſchaft am wenigſten zu gefährden, wenn er vermuthete, Fräulein de Pons habe ſich durch Erkältung einen Zuſtand zugezogen, der allerdings von ſchlimmen Folgen werden könnte.

Kaum hatte Prinz Soubiſe von der Krankeit und Abreiſe Paulinens Gewißheit, war für ihn kein Bleibens mehr in Fontainebleau. Er begab ſich mit großer Niedergeſchlagenheit zur Frau von Pompadour. „Noch einmal hoffte ich zu Fontainebleau in Ihrer Nähe den ganzen Himmel voll Freuden zu umarmen, — ich muß fort. Ich habe Depeſchen vom Marſchall d’Etrées. Meine Anweſenheit in Paris wird dringend. Die Vorarbeiten zum Feldzuge müſſen beſchleunigt werden. In meiner Abweſenheit ſtocken alle Geſchäfte. Erlauben Sie

mir, meine Gnädige, daß ich die Pflichten für die Ehre unſers Königs meinem höchſten Glück vorziehe.“

Frau von Pompadour war betroffen. Sie verſuchte leiſe, den Prinzen auf andern Sinn zu bringen. Er aber wußte die Nothwendigkeit ſeiner Anweſenheit in Paris, ſeiner Gegenwart bei den Muſterungen der durchziehenden Truppen, die Wichtigkeit ſeiner Geſchäfte im Kriegsbureau ſo groß, ſo lebhaft darzuſtellen, und dabei war ſein Schmerz über die Trennnng von Frau von Pompadour ſo rührend, ja durch heiße Thränen beurkundet, die er vergebens verbarg, daß die Marquiſe endlich ſehr bewegt zu ihm ſagte: „Gehen Sie, lieber Prinz, wohin Pflicht und Ehre Sie rufen. Ich ſelbſt verliere am meiſten, wenn Sie Fontainebleau verlaſſen. Beruhigen Sie ſich. Ich will mit den Augenblicken geizen, die ich noch das Vergnügen haben kann, Sie in Paris zu ſehen. — Es ſcheint, dem Könige gedeihe die Luft von Fontainebleau nicht wohl. Die Witterung iſt doch noch etwas rauh geweſen. Vielleicht kehrt der Hof früher, als Sie meinen, nach den Tuilerien zurück, um von da den Sommeraufenthalt in Marly zu nehmen.“

Der Prinz beurlaubte ſich. Vor den König ward dieſer nicht gelaſſen, weil ſich Se. Majeſtät in der That unpäßlich fühlte. Die Marquiſe hatte ſich nur in der Urſache der Unpäßlichkeit geirrt. Es war nicht die Luft von Fontainebleau, ſondern eine Auſternpaſtete, die dem Könige übel gethan hatte.

Als Kardinal Bernis den Prinzen mit ſeinem ganzen Gefolge abreiſen ſah, konnte er ſich des Lachens nicht erwehren. „Das fängt gut an!“ brummte er bei ſich: „Ich glaube, mein Windmacher Roſier ſteht wirklich auf dem Thurm von Notredame und bläſt.“

Wie aber ſich das Gerücht verbreitete, der König könne die Luft von Fontainebleau nicht ertragen, der Hof gehe nach Paris zurück; wie wirklich die Wagen gepackt wurden; die Kammerherren, Stallmeiſter, Hofſchneider, Tänzer, Muſikanten, Feuerwerker, Kellermeiſter u. ſ. w. ſich zur Abfahrt rüſteten; der König nach Paris fuhr, die Marquiſe folgte; der ganze Hof verſchwand und bis auf den letzten Küchenjungen

Digitized by Google

verſtob; die Leibgarden zu Fuß und zu Pferd mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel abzogen, daß Fontainebleau, wie ein entſeelter Leichnam, in Todesſtille dalag — rief der Kardinal außer ſich: „Was iſt das? Zufall? Oder hat der Windmacher Roſier einen Bund mit dem böſen Geiſte?“

---

## 15.

## Die Schlacht bei Roßbach.

Durch die Abreiſe des Prinzen Soubiſe zum Heere am Rhein ging ein Ring in der Zauberkette verloren, an welcher Colas bisher mächtiger geweſen war, als er ſelbſt geglaubt hatte. Erſt die Begebenheit von Fontainebleau hatte ihm eine Art Ueberzeugung gegeben, die freilich nun zu ſpät kam. Er beklagte es übrigens gar nicht, klug geworden zu ſein, als ihm kein Vortheil mehr aus ſeiner Entdeckung werden konnte. Von Natur leichtes Sinnes, früh gewöhnt, mit dem Wenigſten zufrieden zu ſein, ſah er ſich in einer Lage und in einem Wohlſtand, wie er nie für ſeine Perſon erwartet hatte. Seine diplomatiſche Stellung, ſein Anſehen beim Kardinal Bernis, die Wichtigkeit, welche er, ohne zu wiſſen wie, bei den Geſandten auswärtiger Mächte gewonnen hatte, trugen ihm neben erklecklichen Gehalten reiche Geſchenke ein. Die Einfachheit ſeiner Lebensweiſe, da er ſich, ohne Aufwand, einzig mit der Bedienung ſeines alten, wohlvertrauten Markus begnügte, häuften in ſeiner Kaſſe Erſparungen auf Erſparungen. Er benutzte dieſe und eine vortheilhafte Gelegenheit, ein beträchtliches Gut in der Provinz anzukaufen, deſſen Ertrag ſchon hinreichend war, ihm ein behagliches Leben zu ſchaffen.

Mehr begehrte er nicht. Schon jetzt würde er ſeine politiſche Laufbahn mit der eines Landjunkers vertauſcht haben, wäre Pauline nicht ein wenig eigenſinnig dagegen geweſen. Sie liebte ihn, ſie erfüllte jeden ſeiner Wünſche, nur den einzigen nicht, ſich mit ihm zu vermählen.

„Du mußt noch ein wenig warten, Colas,“ ſagte ſie, „und ich hoffe, du kannſt es füglich. Es hat für ein Mädchen ganz

Digitized by Google

eigenen Werth, Mädchen zu ſein und nicht Frau. Es liegt doch etwas Schmeichelhaftes darin, ſich von Anbetern aller Art umflattert, bewundert, angebetet zu wiſſen. Gönne meiner mädchenhaften Eitelkeit noch einige Feſttage. Als Frau verlöre ich davon ſchon einen beträchtlichen Theil. Ach, nur zu bald erſcheint der uns armen Kindern allen verhaßte Jungfrauen-Sommer. Dann gute Nacht, Blüthentage! Ich möchte lieber ſterben, als eine Jungfrau von fünf und zwanzig Jahren heißen.

Colas gab ſich zufrieden. Aber ein Mädchen überlebt nichts geſchwinder, als ihr Blüte-Jahr. Da ward der diplomatiſche Brautſchleier hervorgenommen, und Pauline de Pons verwandelte ſich in eine Frau von Roſier.

Es traf ſich, daß ihr Vermählungstag eben derſelbe war, an welchem die Franzoſen die Schlacht bei Roßbach verloren. Derſelbe Trauerbote, welcher die Nachricht davon dem Hofe überbrachte, hatte auch ein Briefchen des Prinzen Soubiſe für die junge Frau.

„Beklagen Sie mich," ſchrieb er ihr, „beklagen Sie mich, liebenswürdige Pauline. Ich ließ mich von dem kleinen König von Preußen überliſten, betrügen, ſchlagen. Ja, Sie haben Urſache, mich zu beklagen, da ich ohne mein Verſchulden in die Nothwendigkeit verſetzt ward, den Kampf einzugehen. Man trieb mich von allen Seiten dazu. Und als es Ernſt ward, ließ mich die verwünſchte Reichsarmee im Stich. So ſind es der König von Preußen und Sie allein, die mich beide beſiegt haben, ohne daß ich ſie wieder beſiegen konnte! Ich verwünſche die Preußen, aber liebe Paulinen. Sie wollten mich als Helden zu Ihren Füßen ſehen; kann ich der Held nicht ſein, Ihr Gefangener bleibe ich dennoch."

Geſchwind ſchrieb Pauline zurück: „Beklagen Sie mich, liebenswürdiger Prinz. Ich ließ mich von dem kleinen Nikolas de Roſier überliſten, betrügen und gefangen nehmen. Ja, Sie haben Urſache, mich zu bedauern, da ich ohne mein Verſchulden in die Nothwendigkeit verſetzt ward, den

Kampf einzugehen. Mein Herz trieb mich wider Willen dazu. Vielleicht hätte ich geſiegt; aber als es Ernſt ward, ließ mich meine Jugend im Stich. Denken Sie, ich bin ſchon fünf und zwanzig Jahre alt, und die ſind furchtbarer als eine Reichsarmee. So ſind es denn Roſier und die Jahre, die mich allein beſiegt haben, ohne daß ich ſie wieder beſiegen konnte. Ich verwünſche aus vollem Herzen die Jahre, aber liebe meinen niedlichen Mann.

„Im Ernſt, mein Prinz, wir wollen uns Beide nicht grämen. Es liegt zuletzt der Welt nach einiger Zeit wenig daran, ob ein Feldherr oder ein Mädchen beſiegt ward. Wie viele Schlachten, wie viele Hochzeiten ſind ſchon geſchehen und vergeſſen, und die Welt geht ruhig ihren alten Gang fort. Sie werden nicht deſto minder geſchätzt in der Geſchichte fortleben, wie ich dereinſt in meinen Kindern.“

Der Kardinal Bernis war nach der Schlacht bei Roßbach, die am Hofe bald vergeſſen wurde, ſehr mißmuthig.

„Ich habe das Unglück vorausgeſehen!“ ſagte er zu Colas, als das Unglück der franzöſiſchen Waffen auch im folgenden Jahre fortdauerte: „Man kann am Hofe darüber ſcherzen, aber meine Ehre iſt zu Grunde gerichtet. Denn Frankreich und ganz Europa muß mich als den Urheber der verderblichen Allianz mit Oeſterreich anſehen.“

— „Gnädigſter Herr,“ erwiederte Colas, einem welterfahrnen, weiſen Mann, wie Sie, ſollte das Urtheil Frankreichs und Europens ſehr gleichgültig ſein können, da Sie ſelbſt wiſſen, wie irrig im Allgemeinen das Urtheil der Menſchen über die Begebenheiten und deren Urſachen iſt.“

„Aber ich bin Miniſter, ich habe das unſelige Bündniß unterhandeln und unterſchreiben müſſen. Es iſt mein Name, mit dem geſpielt wird. Welt und Nachwelt werden mit Recht ſagen: wer hat es denn in Frankreich gethan; wer regiert denn, wenn der Miniſter, der Kardinal Bernis, nicht regiert?“

— „Nein, gnädigſter Herr, Welt und Nachwelt denke ich mir als viel zu verſtändige Leute, um dergleichen ſagen zu können. Ja, Sie ſind ſo gewiß Miniſter, als der aller-

Digitized by Google

chriſtlichſte König wirklich König iſt. Aber Sie kennen meine Anſichten. Jeder Vernünftige weiß, daß weder der König herrſcht, noch daß Sie regieren.“

„Was wollen Sie damit ſagen? Wer herrſcht, wer regiert denn? Sie meinen Frau von Pompadour?“

— „Verzeihen Sie. Die Marquiſe iſt ſo unſchuldig, als Sie und der König.“

„Glauben Sie? Nun, wer regiert denn? Sie ſpannen meine Neugier. Reden Sie!“

— „Ich kann's nicht wiſſen. Vielleicht Kammermädchen, Keſſelflicker, Kopiſten, Frauen der königlichen Staatsräthe, vielleicht deren Töchter, oder Söhne, oder Köchinnen, oder Lakaien, oder Kutſcher und dergleichen Waare; heut Dieſer, morgen Jener. Wo kein feſtes, ehernes Geſetz herrſcht, da herrſcht der Zufall. Zwiſchen der Nothwendigkeit des Geſetzes und zwiſchen dem Spiele des Zufalls liegt nichts in der Mitte. Die Miniſterien und der König ſelbſt ſind am Ende nur Vollſtrecker und Werkzeuge fremder Einfälle.“

„Sie wären im Stande, mir mein Miniſterium zu verleiden. Sie halten, glaub' ich, Frankreich für keine Monarchie, ſondern für eine königliche Anarchie. Reden Sie verſtändlicher.“

— „Ich kann nicht deutlicher ſein. Ew. Eminenz haben meinen Gedanken mit zwei Worten treffend ausgedrückt: königliche Anarchie. Sie iſt überall, wo der König der Staat iſt, und wo das Volk dieſes Staates wegen vorhanden iſt. Sie iſt überall, wo der Wille eines einzelnen Mannes das Geſetz des Landes iſt, und die wandelbare Laune des Fürſten die Verfaſſung des Reichs ausmacht. In der That, Wille und Laune eines einzelnen Menſchen, eines Allgewaltig-Entſcheidenden ändert vom Morgen bis zum Abend. Hingegen wo das Geſetz ſteht, getrennt von der fürſtlichen Gewalt und erhaben ſelbſt über dieſe, da iſt eine bleibende, feſte Herrſchaft und Ordnung, ſonſt nirgends. Sie iſt bleibend und feſt, wie das Intereſſe der Millionen von Unterthanen, aus denen ſie hervorſtieg, und ſo ſchwer abzuändern, als der Wille und die

Digitized by Google

Anſichten der aus dem Volke hervorgegangenen Geſetzgeber ſchwer zu vereinigen ſind.«

»Hm! Ich merke, Sie haben den Abbé Mably geleſen, und ſind mit Montesquieu ein Anbeter der engliſchen Verfaſſung, ſind vielleicht einer unſerer philoſophirenden Unzufriedenen.«

— »Keineswegs. Ich befinde mich in unſerer königlichen Anarchie ſehr wohl, und bin beſcheiden genug, zu glauben, daß ich in einer Geſetzesmonarchie ſchwerlich die Ehre gehabt haben würde, Ew. Eminenz mit meinen geringen Talenten zu dienen. Indeſſen werden Sie ſelbſt geſtehen, daß bei uns nichts möglicher iſt, als daß der Monarch in ſeiner Entſcheidung über die wichtigſten Angelegenheiten durch eine Geliebte oder einen Günſtling, dieſe durch ihre Lieblinge, dieſe durch ihre Freunde, und ſo abwärts bis zum Stiefelputzer, wechſelſeitig geſtimmt werden können. Dem Monarchen ſo wenig als dem Stiefelputzer fällt ein, daß Einer auf den Andern ſo großen Einfluß gehabt habe.«

»Kleine Urſachen großer Wirkungen!« erwiederte der Kardinal. »Ich geb' es zu. Allein britiſche Parlamente und geſetzgebende Senate ſcheinen mir nicht immer nöthig, um das zu vermeiden, was Sie königliche Anarchie heißen. Ein Fürſt, mit feſtem Willen des Guten, umgeben von einſichtsvollen Räthen, iſt, glaub' ich, geeigneter, der Nation zweckmäßige Geſetze zu geben und den Gang der Geſchäfte wohl zu regeln, als eine Verſammlung von Geſetzgebern aus den verſchiedenen Ständen des Volks; denn der König und ſeine Miniſter, indem ſie das Ganze überſchauen, erkennen, was nöthig, offenbar genauer, als die beſten Köpfe einzeln im Volke.«

— »Erlauben mir Ew. Eminenz, zu zweifeln. Und wenn bei uns ein neuer Heinrich IV auf dem Throne ſäße, würde nicht er, ſondern jeder armſelige Schneider, jeder von den geringſten Unterbeamten im Lande, Einfluß auf die Regierung haben und die Staatsangelegenheiten entſcheiden helfen.«

Der Kardinal und Colas ſprachen noch viel über dieſen Gegenſtand; aber unſere Leſer würden uns wenig Dank wiſſen, wenn wir ſie mit der Erzählung davon langweilen wollten.

Digitized by Google

## 16.
## Die Verbannung.

Eine Wirkung dieſes Geſprächs, wie ſie Colas nicht erwartete, war, daß er ſeitdem in der Achtung beim Miniſter ſtieg, deſſen Vertrauen immer mehr gewann, deſſen gewöhnlicher Geſellſchafter wurde und von ihm zu Geſchäften benutzt ward, die ehrenvoll und einträglich waren, ohne beſondere Geiſtesgaben zu verlangen. Es verbreitete ſich ein wahrer Goldregen über Herrn Roſiers Schreibtiſch und Paulinens Schmucktiſch, goldene Brillantringe, Uhren, Doſen, Orden, Ohrgehänge, Ketten und anderer diplomatiſcher Gnadenkram.

Colas fühlte ſich dem Kardinal ſehr verpflichtet. „Ich habe meine guten Gründe, lieber Roſier,“ ſagte der Miniſter lächelnd, „daß ich Sie zu Dingen gebrauche, die wenig Mühe koſten, mit keiner Gefahr verbunden ſind, und am meiſten belohnt werden — zu Aernten ohne Saat —, zu wahren Adelsgeſchäften. Ich möchte Sie im Voraus entſchädigen, wenn ich Sie einmal unglücklich machen ſollte.“

„Sie mich unglücklich machen, gnädigſter Herr?“ fragte Colas verwundert.

„Und Sie mit Ihrem ſchlichten, geſunden Menſchenverſtande wundern ſich? Wiſſen Sie wohl, daß eben Sie mich daran gemahnt haben, auf wie unſicherm Boden ich in unſerer königlichen Anarchie ſtehe? Heute bin ich Miniſter; wiſſen Sie, was ich morgen ſein werde? Wahrhaftig, Freund, ich ſelbſt weiß das ſo wenig, als am türkiſchen Hof der Großweſſier oder Kaimakan von ſich zu ſagen weiß, ob ihn die Laune des Großherrn noch vierundzwanzig Stunden in den Geſchäften oder auch nur in der Welt duldet. — Sie haben das Unglück, mir zu gefallen, weil Sie ein redlicher Mann ſind. Es iſt meine Pflicht, freundſchaftlich für Sie zu ſorgen. Fall' ich, ſo fallen auch Sie, und der neue Günſtling wird alle Stellen mit ſeinen Geſchöpfen beſetzen.“

Colas war gerührt. Er wollte den Kardinal über die Zukunft beruhigen, kannte aber die Hofwelt zu gut, um an ſeine

eigenen Beruhigungsgründe zu glauben. Pauline ging noch weiter, als er, und ſagte: „Colas, heute beugt man ſich vor dir; daran iſt wenig gelegen. Fällſt du einſt, weil der Kardinal fällt, ſo gibt dir der Höflings- und Beamtenpöbel Fußtritte. Daran iſt mehr gelegen. Wähle das Klügere; tritt freiwillig zurück, nimm deine Entlaſſung. Der Kardinal hat Ahnungen, die ſich auf mehr als bloße Möglichkeiten beziehen. Er ſcheint dir Winke geben zu wollen. Benutze ſie. So bewahrſt du die allgemeine Achtung. Wir wohnen unabhängig auf unſern Gütern, oder genießen den Winter zu Paris, wenn wir des ländlichen Stilllebens müde ſind; was verlangen wir mehr?“

Sie wußte das Glück der Unabhängigkeit und Verborgenheit ſo reizend zu ſchildern, und plauderte von der Lieblichkeit des Landlebens ſo verführeriſch, daß Colas keinen Augenblick widerſtand.

Der Kardinal bedauerte es, daß Herr Roſier nach einigen Monaten ſeine Entlaſſung nahm, aber hatte nichts dagegen. „Da, wo Nichts von Geſetzen, Alles vom Wohlleben des Gebieters und ſeiner Lieblinge abhängt, wird die Selbſtſucht Aller natürlich; und wo kein Vaterland iſt, macht man ſich's in ſeinen vier Pfählen!“ ſagte der Miniſter: „Gehen Sie, lieber Freund; ich verdenke Ihnen den Schritt nicht. Sie haben da einen artigen Landſitz, ein junges, ſchönes Weib, unabhängiges Vermögen. Warum wollen Sie Diener ſein, wenn Sie Herr ſein können? Warum wollen Sie nicht in der geſunden Fülle Ihrer Lebenskraft die Luſt des Lebens ungeſtört genießen?“

Die gnadenvollſte Entlaſſung des königlichen Rathes erſchien, und war, wegen treu geleiſteter wichtiger Dienſte deſſelben, mit einem mäßigen, doch anſtändigen Gnadengehalt verbunden, auf welchen Colas nicht einmal gezählt hatte. Er ſchlug ihn nicht aus. Colas und Pauline flogen freudig auf ihr ſchönes Gut.

Hier, in einer anmuthigen Landſchaft, in reizenden Umgebungen, zwiſchen freundlichen Nachbarn, vergaßen ſie das Irren und Wirren der Hauptſtadt ſchnell. Colas, verlieb-

Digitized by Google

ter in ſeine junge Frau, als er je in das Mädchen Pauline geweſen, Pauline ganz in ihrem Manne lebend, wohnten Beide im Paradieſe des ehelichen und häuslichen Glücks.

Es währte nicht lange, ſo verkündeten die Zeitungen, daß Kardinal Bernis ſeine Entlaſſung beim König erbeten und empfangen hatte. Choiſeul trat an ſeine Stelle. — Wenige Zeit nachdem, als Colas und Pauline eines Tages, einander in den Armen wiegend, in einer Laube ihres weitläufigen Gartens ſaßen, wurden ſie nicht wenig überraſcht, als plötzlich die Geſtalt des Kardinals vor ihnen ſtand. Er war es ſelbſt. Seine Equipagen hielten vor dem äußern Hofe des Schloſſes. Er hatte ſich, um zu überraſchen, den Weg zur Gutsherrſchaft zeigen laſſen.

„Ihr Glücklichen!“ rief lachend der Kardinal: „Ich beklage, zu ſtören. Aber ſehen wollte ich euch doch in der Fülle eures Himmels.“ Er umarmte ſeinen Freund Roſier und küßte der ſchönen Frau die erröthende Wange. Der Kardinal mußte zwei Tage bei ihnen verweilen. Aber länger zu bleiben war er nicht zu bewegen.

„Ihr wißt nicht, Kinder,“ ſagte er, wen ihr beherbergt. Ich bin aus Frankreich verbannt. Ich muß das Land meiner Väter meiden. Ich gehe nach Rom. Ich werde mich im Arm der Muſen tröſten, ſo gut ich mag.“

„Wie? Sie ein Verbannter aus Frankreich, gnädigſter Herr?“ riefen Pauline und Colas erſtaunt.

„Das iſt für keinen Philoſophen, wie Roſier, Urſache zum Erſtaunen!“ entgegnete der Kardinal: „Was Sie mir einſt im Geſpräche auf meine Frage: Wer regiert denn? halb im Scherze antworteten, als Sie ſagten: Vielleicht Keſſelflicker, Savoyarden, Wäſchermädchen und dergleichen, das hab' ich nun im Ernſt erfahren. Sie wiſſen, wie der Herzog von Choiſeul ſich in die Gnade und Huld des Königs erhob? Ein hübſches Mädchen, Choiſeuls Verwandte, Hoffräulein der Königin, hatte die Ehre, Seiner Majeſtät zu gefallen. Das Fräulein träumte, die Rolle der Frau von Pompadour zu ſpielen, war nicht ſpröde, und die Liebſchaft nahm ihren guten, gehei-

Digitized by Google

men Gang. Der Herzog wußte um Alles. Er ſtellte ſich blind; der König wußte es ihm Dank. Sobald der Herzog ſpürte, des Königs flüchtige Neigung wende ſich von der Beglückten ab, war der Herzog wieder der Erſte, welcher Lärmen ſchlug und ſeine Verwandte vom Hofe und Paris entfernte. Der König wußte es ihm wieder Dank. Der Herzog aber hatte, als gewandter Hofmann, auch den Dank der Frau von Pompadour ärnten wollen, ihr im tiefſten Vertrauen, aus wahrer Ergebenheit für ihre Perſon, die königliche Liebelei verrathen, und das Mädchen erſt dann entfernt, als es die Marquiſe verlangte. Er ſpielte ſeine Umtriebe meiſterhaft, und dafür ward er ſogleich Geſandter am Wiener Hofe. Einen ſo ergebenen Mann hatte die Marquiſe aber nöthiger in der Nähe, als in der Ferne. Darum, ſobald ich meine Entlaſſung forderte, weil ich unmöglich alle Schmach des unglückſeligen Bündniſſes mit Oeſterreich und des Krieges mit Preußen länger tragen konnte, ward Choiſeul mein Nachfolger. Zu rechter Zeit blind ſein, zu rechter Zeit ſehend werden — das brachte den Herzog von Choiſeul an die Spitze Frankreichs.«

»Aber,« rief Pauline, »was zog Ihnen die Verbannung zu?«

»Eine Kleinigkeit!« erwiederte der Kardinal: »Ich hatte das Unglück, in die Ungnade einer Marketenderin zu fallen.«

»Ew. Eminenz ſcherzen!« ſagten Colas und Pauline.

»Mit nichten. Ich habe den Strom, der mich vom Throne hinwegfluthete, bis zur Quelle verfolgt. Und an der Quelle ſaß ein ganz gemeines Marketendermädchen, die Urheberin meines Schickſals. Einer meiner Stallknechte, der dieſes Mädchen heirathen wollte, ward von mir aus dem Dienſte gejagt, weil ſich der Kerl alle Tage betrank, und vom Kutſcher überwieſen worden war, mich betrogen und den Haber meiner Pferde verkauft zu haben. Das Mädchen, hochſchwanger, fiel mir zu Füßen und bat um Gnade für den rothnaſigen Bräutigam. Ich wies die Dirne ab. Sie lief, über meine Grauſamkeit klagend, zu ihrem beſondern Beſchützer, einem jungen Lieutenant von der Garde. Der Gardelieutenant lief zur Ge-

mahlin des Generalkontrolleurs. Dieſe bewog ihren Mann, mit mir zu reden. Ich ſchlug ſeine Bitte ab; er, darüber ärgerlich, klagte es ſeinem Liebchen, einem Kammermädchen der Marquiſe von Pompadour. Das Kammermädchen ſagte, der Himmel weiß was, von mir der Marquiſe, und die Marquiſe, der Himmel weiß was, dem Könige. Kurz, ich erhielt ein allergnädigſtes Handſchreiben, worin mir angezeigt wurde, daß ich meinen Aufenthalt in Frankreich mit jedem andern nach Belieben, doch ſo bald als möglich, vertauſchen könne, weil, wie ich deutlich bewieſe, die Maßregeln Sr. Majeſtät mir nicht zu gefallen das Glück hätten. Alſo bin ich auf dem geraden Wege nach Rom.«

Der Kardinal reiſete nach zwei Tagen ab. Celas und Pauline prieſen ihr Glück der Verborgenheit. Sie blieben mit ihrem verbannten Freunde in Briefwechſel, der erſt nach dem Tode der Marquiſe, etwa im ſechsten Jahre ſeiner Verbannung, wieder in die volle Gnade des Königs kam. Aber er hütete ſich wohl, wieder einen Platz am Hofe anzunehmen. Denn, dachte er, »wer regiert denn?«

# Inhalt des ſechsten Theiles.


| | Seite |
|---|---|
| Prolog | 5 |
| Ein Narr des neunzehnten Jahrhunderts | 7 |
| Das blaue Wunder | 66 |
| Die Nacht in Brezwezmeisl | 95 |
| Das Loch im Aermel | 113 |
| Tantchen Rosmarin | 168 |
| Der Abend vor der Hochzeit | 256 |
| Der Flüchtling im Jura | 270 |
| Rückwirkungen, oder: Wer regiert denn? | 411 |


Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google